

Mitteilungen

des

Oberhessischen
Geschichtsvereins
Gießen



2018

103. Band

Mitteilungen
des
Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen

Redaktion:
Manfred Blechschmidt, Michael Breitbach,
Eva-Marie Felschow, Susanne Gerschlauer
Volker Hess und Sabine Raßner

103. Band

Gießen 2018

Dieser Band wurde mit einem Zuschuss der
Universitätsstadt Gießen gedruckt.

Impressum:

Herausgegeben vom Vorstand des Oberhessischen
Geschichtsvereins Gießen e.V.

Umschlagmotiv:

Der Standort Selterstor in den 1940er Jahren nach dem Bau von
Fahrleitungen für O-Busse, Blick vom Südwesten, Quelle:
Stadtarchiv Gießen

ISSN: 0342-1189

Druck und Bindearbeiten:

VDS-Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt a. d. Aisch

Inhalt

	Michael Breitbach	
	Nachruf auf Prof. Dr. Helmut Berding	5
	Nachruf auf Josef Stern	8
I.	Johanna Kranzbühler	
	Anthropologische Untersuchungen an den Skeletten aus der romanischen Basilika auf dem Schifffenberg bei Gießen	11
II.	Dagmar Klein	
	Neues aus den Inventarlisten der Deutschordens-Kommende Schifffenberg aus den Jahren 1660 und 1741	23
III.	Dagmar Klein, Arnulf Kuster, Florian Kupfer	
	Der Antriebsmechanismus der Pumpe im Brunnen auf dem Schifffenberg	37
IV.	Norbert Gissel	
	Vom Turnplatz aus muß sich unser ganzes Staatsleben sowie unsere ganze Kunst kerngesund neu entwickeln!	45
V.	Rolf Haaser	
	Briefe aus dem Exil. Carl Vogt an Justus Liebig 1835-1837	63
VI.	Herbert Zielinski	
	„Das häßliche Finale“. Johannes Hallers Fortgang aus Gießen 1913	107
VII.	Hans-Jobst Krautheim, Ulrike Krautheim, Rita Rohrbach	
	Aufbruch in die Demokratie: Die Gießener Volkshochschule 1919 – 1947	139
VIII.	Herwig Groß	
	Zur Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Gießen. Teil 2: Vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges	193
IX.	Dietlind Grabe-Bolz	
	Rede bei der Gedenkfeier Euthanasieopfer am 1.9.2016	231
X.	Christian Diller, Ansgar Dorenkamp, Marie-Louise Litmeyer	
	50 Jahre Elefantenklo: ein Gießener Wahrzeichen verändert sein Gesicht	249
XI.	Vasiliki Barlou, Dagmar Schweitzer de Palacios, Georgia Rakelmann	
	Schätze für Oberhessen. Der Traum vom Weltbürger sein	235

XII. Marc Steinmann	
Sieht aus wie Latein, ist aber keines. Zur Hausinschrift in Hadamar, Neugasse 1	277
XIII. Rezensionen	
Stephan Brakensiek/Anja Eichler (Hrsg.), Mythos Wille. Johann Georg Wille/Jean Georges Wille (1715-1808). Ein deutscher Kupferstecher in Paris, Petersberg: Imhof, 2018 <i>Marcel Baumgartner</i>	283
XIV. Neue Publikationen 2018	291
XV. Vereinsleben	293
XVI. Presseberichterstattung	295
XVII. Autorinnen und Autoren	305

Nachruf

Prof. Dr. Helmut Berding (1930 – 2019)

Helmut Berding, emeritierter Professor für Neuere Geschichte an der Justus-Liebig-Universität Gießen, verstarb im Januar 2019 im Alter von 88 Jahren. Er gehörte dem Geschichtsverein seit 1981, also 37 Jahre an. Für seine großen Verdienste um den Geschichtsverein verlieh ihm der Verein im Jahr 2000 die Ehrenmitgliedschaft.



Mit seinem Tod verliert der Geschichtsverein eine herausragende Persönlichkeit, die uns sehr fehlen wird. Helmut Berding gehörte, wie der Historiker Paul Nolte vor einigen Jahren feststellte, zu der „Gruppe von Historikern aus dem aktiven Universitätsleben, die in der Bundesrepublik nicht nur ihr eigenes Fach, die Geschichtswissenschaft, geformt und in Vielem auch beherrscht hat, sondern die zugleich die politische Debatte und das intellektuelle Klima in der Bundesrepublik auf eine besonders wirkungsvolle Weise über eine ungewöhnlich lange Zeit mitbestimmte.“ Und Nolte fährt fort, wann immer in den letzten Jahrzehnten Vergangenheit zum Gegenstand öffentlicher Debatten geworden,

wann immer um Geschichte über die Fachgrenzen hinaus gestritten worden sei, habe sich diese Gruppe zu Wort gemeldet und vernehmbar öffentlich ihre Stimme erhoben. Eckhart Fuhr hat dies um die Einsicht ergänzt, dieses Engagement sei aus den eigenen Erfahrungen und Erinnerungen erwachsen, die diese Gruppe mit der Kriegs- und Nachkriegszeit hätten verbinden können. Ihr unermüdlicher Einsatz habe deshalb der Festigung und dem Erhalt der Nachkriegsdemokratie gegolten.¹

1 Paul Nolte, in: Merkur Heft 5, Mai 1999; E. Fuhr FAZ vom 18.3.1998.

Von diesem nimmermüden Einsatz, für den Helmut Berding zahlreiche öffentliche Ehrungen erhalten hat, hat auch unser Verein entscheidend profitieren dürfen. Dafür sind wir Helmut Berding unendlich dankbar. So konnte auch unser Verein mit großer Freude an seinen vielfältigen und reichen wissenschaftlichen Erkenntnissen auch für seine Vereinsarbeit teilhaben. Seine Arbeiten, die sich von der Zeit der französischen Revolution bis in die Zeitgeschichte erstreckte, die Fragen der Geschichtstheorie und der Geschichtsschreibung galten, seine Untersuchungen der Transformations- und Modernisierungsprozesse für diese Zeitspanne, ihre Auswirkungen auf Deutschland und ihren daraus resultierenden sozialen Protestbewegungen mit ihren politischen und territorialen Auswirkungen, bildeten für seine Studien zu landes- und regionalgeschichtlichen Beiträgen den Horizont, in den er seine Detailstudien einzubetten vermochte. Er trug so auch mit wichtigen Arbeiten zur hessischen Landesgeschichte, insbesondere zur Entstehung der Hessischen Verfassung, bei und analysierte ferner Fragen der Judenfeindschaft, des Antisemitismus, der Judenemanzipation und der Geschichte des Nationalsozialismus. Auf diesen Grundlagen baute sein öffentliches Wirken auf und entfaltete er aus dem Geist, mit der Geschichte gesellschaftliche Aufklärung voranzutreiben, seinen Einsatz für eine fachlich und auch moralisch fundierte Erinnerungspolitik.

Gerade dort, wo sich Helmut Berding scheinbar kleineren Themen und Ereignissen gewidmet hat, gelang es ihm, den Mikrokosmos von Einzelheiten in einen größeren Zusammenhang einzurücken. Mustergültig scheint das exemplarisch im Titel seines Vortrags zur Geschichte der Herderschule „Staat und Gesellschaft im Vormärz. Historische Betrachtungen zur Gründung der Provinzialrealschule Gießen“ auf. Als weitere Beispiele seien noch genannt seine Beiträge zur Gießener Stadtgeschichte in der Zeit der französischen Revolution, zur Bombardierung Gießens im Dezember 1944, zur Universitätsgeschichte, etwa der Geschichte der katholischen Fakultät im 19. Jahrhundert, zu den Gießener Ereignissen der Bücherverbrennung im Mai 1933 sowie zu der gleichermaßen würdelosen wie entwürdigenden Praxis der Doktorentziehungsverfahren in der NS-Zeit durch die Ludwigsuniversität Gießen.

Helmut Berding verdankt unser Verein eine Reihe von wertvollen Vorträgen und Aufsätzen, auf die wir mit Dankbarkeit und auch Stolz zurückblicken – aber nicht nur das hat unseren Verein mit Helmut Berding aufs Engste verbunden: äußerlich ließ sich das daran ablesen, dass Helmut Berding wie wohl kaum eines unserer sonstigen Mitglieder seit langen Jahren gemeinsam mit seiner Frau Elli nahezu alle unserer Vorträge besuchte und regelmäßig mit ihr an den Mitgliederversammlungen teilgenommen hatte. Darin spiegelte sich für uns, wie wir auch stark empfunden haben, seine hohe Anteilnahme an unserem Vereinsgeschehen – ihm war das ebenso wie seiner Frau Elli ganz offenbar ein großes Anliegen. Und wir haben dies auch dort wiederkehrend erlebt, wo wir seinen Rat für unsere Arbeit suchend von ihm Unterstützung und Engagement erfahren durften.

Helmut Berding werden wir gerne auch deshalb in Erinnerung behalten, weil und wie er auf Menschen zugeht und ihnen mit menschenfreundlicher Neugier und großer Offenheit begegnete. Denen, die ihn ansprachen, zeigte er sich stets

zugewandt und zur Unterstützung und Hilfe bereit. Und dort, wo ihm solches möglich war, bewies er vollkommene Verlässlichkeit. Begegnungen mit ihm waren meist von seiner Fröhlichkeit und nahezu immerwährenden Freundlichkeit geprägt. Das machte Begegnungen mit ihm, durchaus auch solche, bei denen es um ernste Angelegenheiten ging, so leicht und angenehm.

Helmut Berding hat sich um unseren Verein und die Region verdient gemacht. Wir werden ihn sehr vermissen.

Dr. Michael Breitbach/Manfred Blechschmidt/Dr. Eva-Marie Felschow

Nachruf

Josef Stern (1921 - 2019)

Josef Stern, 1921 in Gießen geboren, verstarb Ende Januar 2019 in Haifa. Zur Welt gekommen im sog. Kaminka-Haus am Gießener Marktplatz 11, das nach seinem Abriss in den Hessenpark disloziert wurde, wuchs Josef Stern in Gießen auf. Er war Krippenkind von Hedwig Burgheim im Fröbel'schen Seminar, das in der Gartenstraße gelegen war. Unter der Herrschaft der Nationalsozialisten ab Ende Januar 1933 erlebte er den Zwangsumzug seiner Familie ins Gießener Gettohaus Walltorstraße 48. 1935 war er vom Besuch der Höheren Schule ausgeschlossen und damit sein Bildungsweg in Deutschland blockiert worden. Die Familie hatte ihr Textilgeschäft alsbald aufgeben müssen. Aus dieser Situation gelang ihm im August 1936 als 15-Jährigem die Flucht aus Nazi-Deutschland; seine Schwester Sonja konnte ihm 18 Monate später noch folgen - seinen Eltern sowie der Schwester Esther gelang dies nicht mehr, sie wurden in Auschwitz ermordet.



Seinen Weg nach und in Palästina hat Josef Stern eindrücklich in seinem Buch „Stark wie ein Spiegel“ erzählt, das 1989 erscheinen konnte. Das Autobiographische des Buches berichtet uns insbesondere darüber, dass und wie Josef Stern Mitglied der Untergrundbewegung Haganah wurde, er im Zweiten Weltkrieg als Freiwilliger der Jüdischen Brigade der britischen Armee diente und als Funker in Italien, Belgien, Holland und Frankreich gegen die Wehrmacht des nationalsozialistischen Deutschlands kämpfte; dass er nach Ende des Krieges Berufssoldat in Israel war und schließlich Bibliothekar an der Universität Haifa, deren Bibliotheksleiter er wurde.

Dass Josef Stern uns Gießener an seinem Leben nach dem Krieg wieder teilhaben ließ - für ihn war Deutschland, wie er einmal schrieb, „erledigt“ -, verdanken wir seiner Initiative, über die er in seinem Buch im Einzelnen berichtet. Ein wesentlicher Anlass, den Kontakt zu seiner Heimatstadt Gießen zu suchen und so zu einem „großen Brückenbauer zwischen vielen Menschen aus Deutschland und

Israel“ (E. v. Nordheim) und zum „Motor des Kontaktes zwischen Gießen und seiner neuen Heimatstadt Haifa“ (OB Haumann) zu werden, war und bildete sein Engagement, nach dem Krieg eine Gedächtnissynagoge in Kiriath Yam vor den Toren von Haifa zu schaffen. Über seinen Onkel Fritz Kaminka fand er Kontakt zum damaligen Oberbürgermeister der Stadt Gießen, Bernd Schneider, dem er die Gelegenheit bot, sich daran finanziell zu beteiligen, was Schneider dankbar aufgriff. Als die Eröffnung der Synagoge anstand, lag Josef Stern daran, die in die Welt verstreuten ehemaligen Gießener Juden, wenn irgend möglich einzuladen - er suchte darum nach deren Verbleib. Dazu gründete er den „Verein ehemaliger Gießener und Umgebung“, den er fortan leitete. Seine intensive Arbeit der Suche und Nachforschung nach den überlebenden Gießener jüdischen Bürger und über deren Verbleib nach dem Krieg führte ihn schließlich auch mit Erwin Knauf zusammen: Knauf hatte mit seiner später in mehreren Auflagen erschienenen Dokumentation „Die jüdische Bevölkerung Gießens 1933–1945“ dazu bereits wichtige Forschungsarbeit leisten können. Knauf war seinerseits daran interessiert, von Josef Stern Informationen zu erhalten - und so erwuchs daraus eine „fruchtbare Zusammenarbeit“, wie Stern später rühmte, sowie eine tiefe persönliche Freundschaft zwischen ihnen. Aus diesen und weiteren Verbindungen in seine Geburtsstadt Gießen seit den 60er Jahren entstanden auf Dauer angelegte regelmäßige Begegnungen, die bis heute in zweijährig veranstalteten Begegnungswochen in Gießen und eine Fülle von Gegenbesuchen in Haifa einmündeten.

Übrigens war es Erwin Knauf, der Josef Stern dazu ermuntert hatte, seine Erinnerungen an die Gießener Jugendzeit für die Nachwelt aufzuzeichnen. Stern stand Aufzeichnungen zunächst sehr skeptisch gegenüber. Er fand für sich dann den Weg zu einer Erzählung - wie er schrieb - aufgrund der Beobachtung, dass die vielen Einwanderungswellen nach Israel dazu geführt hätten, dass die verschiedenen „ethnischen Gruppen ... das ihnen Eigentümliche“, nämlich „Trachten und Speisen, Melodien und Tänze, Gebräuche und Geschichten und Geräte“ mitbrachten, weiter pflegten und der israelischen Gesellschaft präsentierten. Dass die Juden aus Deutschland dies ihrerseits unterlassen hätten, sei zwar verständlich - „die fast völlige Abwendung von einer lebhaften Tradition“ hielt Josef Stern aber doch für eine „Unterlassungssünde der deutschen Juden“. Das habe er ändern wollen und darum zur Feder gegriffen. Sein, wie Stern notierte, „bescheidener Beitrag“ mündete in eine außergewöhnliche, ineinandergesteckte Erzählungs-Form einer „autobiographisch bezeugten Einzelgeschichte, Weltgeschichte und Heils- oder Unheilsgeschichte“, so der Germanist und Literaturwissenschaftler Günter Oesterle: aus dem Geist des „Erzähle, um in deiner kulturellen, religiösen und politisch-nationalen Identität zu überleben“, habe Stern sein Buch für die jüdischen Mitbürger geschrieben. Aber auch uns Gießenern, uns Deutschen, erzählt er darin von den zahllosen Formen der durch sie erlittenen Diskriminierungen von Juden.

Für Josef Sterns großherzigen und engagierten Einsatz, das Gespräch und den Austausch von Gießener Juden, die ihrer Heimat entfliehen mussten, und den Menschen des Nachkriegs-Gießen und seiner Umgebung in Gang zu setzen und auf Dauer zu fördern, hat die Stadt Gießen ihre große Dankbarkeit und höchste

Anerkennung 2002 mit der Übergabe der Hedwig-Burgheim-Medaille Ausdruck verliehen. 2008 erhielt er vom Bundespräsidenten das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. In beiden Fällen galten die hohen Auszeichnungen Josef Sterns dauerhaften Anstrengungen um Aussöhnung und Verständigung, was ihn zum Brückenbauer zwischen vielen Menschen in Deutschland und Israel, zwischen Gießen und Haifa, werden ließ; sie galten auch seinem Einsatz für die Errichtung des Gedenksynagoge sowie seinen unermüdlichen Such- und Forschungsarbeiten nach überlebenden ehemaligen Gießener jüdischen Bürgerinnen und Bürger in aller Welt.

Für die enge Zusammenarbeit mit Josef Stern waren, wie der Unterzeichner weiß, nicht nur Erwin Knauß persönlich, sondern auch der Oberhessische Geschichtsverein äußerst dankbar. Josef Stern hat beispielsweise neben seinem genannten Buch noch eine Reihe wichtiger Beiträge in unseren Mitteilungen publiziert: Über „Die Juden in Israel“ hat er uns in Band 65 (1980) aufgeklärt, „Blicke aus der untergegangenen jüdischen Gemeinde zu Gießen“ hat er uns in Band 76 (1991) gewährt und über „Gießener Juden im Militär, Kampf und Widerstand“ hat er ausführlich in dem Erwin Knauß als Festschrift gewidmeten Band 77 (1992) berichtet. Er hat es sich nicht nehmen lassen, für diesen Band eigens ein Geleitwort seinem vertrauten Freund Knauß zu widmen.

Josef Stern wird uns als eine Person in Erinnerung bleiben, die auf Menschen, auch dort, wo es aufgrund der erlittenen Verfolgungen nicht zu erwarten war, zugehen konnte. Seine Fähigkeit, Netzwerke zu bilden, war Grundlage für seine breite und tiefe Wirkung in seinem herausragenden Engagement für nie versiegende Versöhnung und Verständigung. Sein wacher Geist, sein unbestechlicher Blick, sein Witz und seine Einschätzungen werden uns ebenso fehlen wie seine bis ins hohe Alter gewährte überaus warmherzige und noble Gastfreundschaft. Gießen verliert mit ihm einen großen Freund.

Dr. Michael Breitbach

Anthropologische Untersuchungen an den Skeletten aus der romanischen Basilika auf dem Schiffenberg bei Gießen

JOHANNA KRANZBÜHLER

Die Geschichte einer Stadt oder Region ist immer auch die Geschichte der dort beheimateten Menschen und ihrer Lebensumstände. Mit Hilfe der Anthropologie lassen sich diejenigen Lebensumstände fassen, die in der Vergangenheit direkt auf den menschlichen Körper und damit auch auf das Skelettsystem gewirkt haben. Dabei lassen sich auch die Untersuchungsergebnisse aus unvollständig erfassten Friedhöfen zu dem Gesamtbild einer Region zusammenfügen. Fragmentierte menschliche Knochen aus dem Umfeld der Gräber leisten dabei einen ebenso wichtigen Beitrag. Die Informationen aus diesen Funden lassen sich zwar nicht zu individualisierten, einzelnen Körpern verknüpfen, sind aber in ihrer Gesamtheit aussagekräftig, wenn es z.B. darum geht zu erfassen, wie stark die durchschnittliche Krankheitsbelastung zu einer bestimmten Zeit gewesen ist.

In den Jahren 2014 und 2015 wurden im Bereich der romanischen Basilika auf dem Schiffenberg Bauarbeiten archäologisch begleitet, während derer auch zwei Bestattungen und eine größere Menge verlagerten menschlichen Knochenmaterials aufgedeckt wurden, für die eine anthropologische Untersuchung als wünschenswert erachtet wurde (Mohnike 2015). Im Folgenden werden die Ergebnisse dieser anthropologischen Untersuchung vorgestellt.¹

Bei den ergrabenen Skelettresten handelt es sich einerseits um die zwei intakten, wahrscheinlich in das Spätmittelalter datierenden Bestattungen einer erwachsenen Person (Befund 2A) und eines Kindes (Befund 2B), die nordöstlich der Basilika in West-Ost-Orientierung und in direkter Nähe zueinander, jedoch in zwei separaten Grablegen, aufgefunden wurden.² Des Weiteren wurden während der Ausgrabung sowohl ober- als auch unterhalb der eigentlichen Bestattungen fragmentierte menschliche Knochen, sogenannte Streuknochen, in einer volumenmäßigen Größenordnung von zwei weiteren vollständigen Skeletten geborgen.³ Diese Streuknochen stammen von mindestens neun weiteren Personen.

Es fällt auf, dass die Grabgrube von Befund 2B im Verhältnis zum dort aufgefundenen Kinderskelett überdimensioniert wirkt (Abb. 2). Möglicherweise wurde hier eine bereits bestehende Grabgrube ein zweites Mal verwendet und zu diesem

1 Die Untersuchungen wurden durch die Untere Denkmalschutzbehörde der Stadt Gießen finanziert.

2 Für eine detailliertere Beschreibung der Befundsituation siehe Mohnike 2015.

3 Streuknochen sind ein Phänomen, das insbesondere auf mittelalterlichen und neuzeitlichen Kirchhöfen regelmäßig beobachtet wird: auf den räumlich begrenzten Friedhofsflächen werden bei der Neuanlage von Gräbern notwendigerweise alte Bestattungen gestört und die sich darin befindenden Knochen fragmentiert und in die umliegenden Bereiche verlagert.

Zweck die sich bereits im Grab befindenden Knochen einer erwachsenen Person zur Seite geräumt (Mohnike 2015). Ein Indiz zur Klärung dieser Frage wäre die Zugehörigkeit derjenigen Streuknochen zu einem erwachsenen Skelett, die unterhalb der Bestattung aufgefunden wurden. Dies war jedoch nicht der Fall: die fraglichen Knochen stammen von mehreren Menschen unterschiedlichen Alters, aus denen sich kein vollständiges oder zumindest annähernd vollständiges Skelett rekonstruieren ließ.

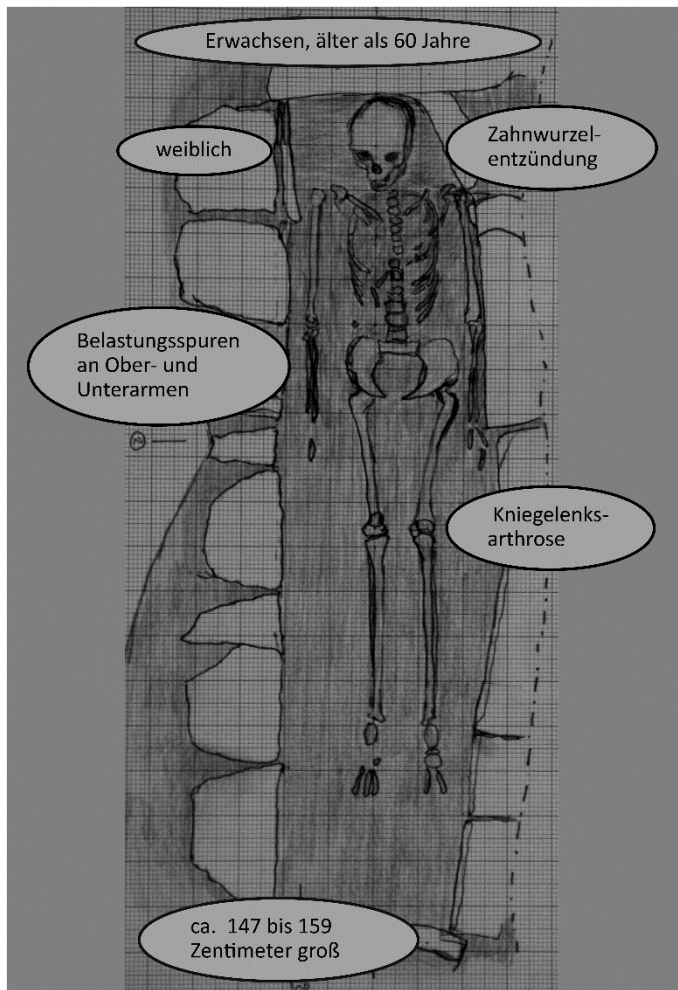


Abb. 1: Die Bestattung aus Befund 2A mit den Ergebnissen der anthropologischen Untersuchung (Vorlage: A. Sattler)

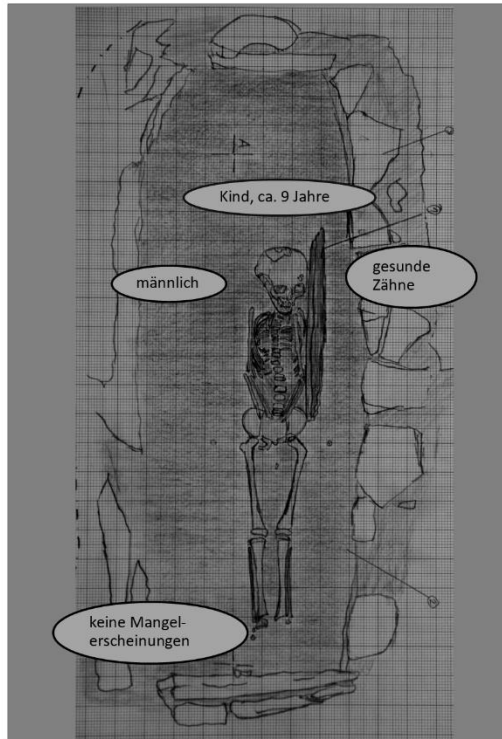


Abb. 2: Die Bestattung aus Befund 2B mit den Ergebnissen der anthropologischen Untersuchung (Vorlage: A. Sattler)

Die Bestattungen aus Befund 2A und Befund 2B

Bei der Bestattung aus Befund 2A handelt es sich um ein nahezu vollständig überliefertes Skelett, es fehlen lediglich einige kleinere Skelettelemente aus dem Brustkorb und aus dem Hand- bzw. Fußbereich (Abb. 1). Auch das Skelett aus Befund 2B ist nahezu vollständig überliefert, es fehlen lediglich der Brustkorb und die Handknochen (Abb. 2). Das Fehlen der kleineren Skelettelemente kann auf äußere Einflüsse zurückgeführt werden: kleinere Knochen werden auf der Ausgrabung leichter übersehen. Sie haben außerdem in der Relation zum Volumen eine größere Oberfläche und außerdem eine dünnere Kompakta und sind daher den zerstörenden Faktoren im Boden stärker ausgeliefert.

Bei dem Skelett aus Befund 2A handelt es sich um eine erwachsene Person, die in einem Alter von über 60 Jahren verstorben war. Das Alter wurde hier anhand des Schädelnahtverschlusses bestimmt: die einzelnen Bereiche des Gehirnschädels liegen bei der Geburt als einzelne Knochen vor, die während der Kindheit zusammenwachsen und zunächst über nahtähnliche Strukturen verbunden sind. Im fortgeschrittenen Erwachsenenalter verschließen diese Schädelnähte in einer regel-

mäßigen Reihenfolge. Dieser Vorgang ist trotz seiner Regelmäßigkeit einer gewissen Beeinflussung durch genetische und exogene Faktoren unterworfen, so dass das hierdurch erfasste Sterbealter nicht auf das Jahr genau angegeben werden kann. Das Sterbealter der Bestattung aus Befund 2B konnte anhand der Gebissentwicklung auf sieben bis elf Jahre bestimmt werden: auch der Zahnwechsel verläuft innerhalb eines gewissen Rahmens regelhaft und ist gleichzeitig Schwankungen, bedingt durch genetische Faktoren aber auch äußeren Einflüssen wie z.B. Krankheiten, unterworfen. Im Unterschied zum Schädelnahtverschluss im Erwachsenenalter lässt sich das Alter aber enger eingrenzen (Abb. 3) (Al Quathani et al. 2010, Herrmann et al. 1990; Harbeck 2014).



Abb. 3: Ein Unterkiefer im Zahnwechsel: deutlich zu erkennen sind der rechte Milchbeißzahn und die beiden bleibenden Eckzähne, die noch im Kiefer stecken

Die anthropologische Geschlechtsbestimmung stützt sich auf Form- und Größenunterschiede an Becken und Schädel. Dabei ist das Becken aufgrund verschiedener biologischer Funktionen bei Männern und Frauen unterschiedlich gestaltet, während am Schädel gleichartige Strukturen, unter anderem Muskelansatzstellen, in verschieden starker Ausprägung vorkommen. Weibliche Schädel sind dabei in der Regel graziler und mit weniger stark ausgeprägten Muskelansatzstellen versehen, während Männer ein schmaleres Becken aufweisen. In einigen Bereichen des Skeletts findet sich dieser Geschlechtsdimorphismus bereits bei Kindern, sodass auch diese Bestattungen bei entsprechender Erhaltung geschlechtsbestimmt werden können. Dabei ist es grundsätzlich möglich, dass einzelne Skelette sowohl weibliche als auch männliche Merkmalsausprägungen aufweisen. Dies sorgt dafür, dass die am Skelett vorgenommene Geschlechtsbestimmung einer gewissen Unsicherheit unterliegt. Halten die Ausprägungen sich die Waage, wird ein Skelett als in-

different bestimmt. Liegen zu wenige Merkmale vor, weil das Skelett unvollständig überliefert ist, wird es als unsicher weiblich oder unsicher männlich angesprochen (Grupe et al. 2015). Die Merkmale an den Knochen aus Befund 2A weisen in der Summe darauf hin, dass es sich bei der verstorbenen Person um eine Frau handelt, die kindliche Bestattung aus Befund 2B wurde als männlich bestimmt.

Da die Länge der Langknochen, z. B. Oberarm oder Unterschenkel, in einem regelhaften Verhältnis zur Körpergröße steht, kann mit Hilfe mathematischer Formeln von der Länge der einzelnen Knochen auf die Größe der Bestatteten zu Lebzeiten geschlossen werden. Dabei bewegen sich die Ergebnisse immer in Von-bis-Spannen, da die Relation von Knochenlänge zur Körpergröße einer gewissen Variabilität unterworfen ist. Die Körpergröße eines Menschen ist sowohl genetisch als auch durch Umweltfaktoren wie beispielsweise die Ernährung oder Stress bedingt (Grupe et al. 2015; Rösing 1988). Die Körpergrößenschätzung ergab für das Skelett aus Befund 2A eine Körpergröße zwischen 147 und 159 Zentimetern, eine für Frauen im Spätmittelalter nicht ungewöhnliche Größe. An dem kindlichen Skelett aus Befund 2B konnte aus Gründen der Knochenerhaltung keine Schätzung der Körperhöhe erfolgen.

Aktivitätsmuster sind Veränderungen an den Muskelansatzstellen (Sehnen und Bändern) des Skeletts, die aufgrund von Muskelarbeit, insbesondere schwere Belastungen oder beständig wiederholte Bewegungen zu Lebzeiten, stärker ausgeprägt sein können (Grupe et al. 2015; Mariotti et al. 2007). Das Skelett aus Befund 2A zeigt eine verstärkte Ausprägung von Muskelansatzstellen im Bereich der Ober- und Unterarme, die zwar grundsätzlich auf eine starke Arbeitsbelastung zurückgeführt werden kann. Zu beachten ist allerdings, dass es sich hier um einen in vergleichsweise hohem Alter verstorbenen Menschen handelt. Es ist daher wahrscheinlicher, dass es sich hier um im Laufe des Lebens sukzessiv akkumulierte Belastungszeiger handelt. Das Skelett aus Befund 2B zeigt keine Spuren starker körperlicher Belastung.

Typischerweise am Skelett feststellbare Krankheiten sind Gelenkverschleiß (z.B. Arthrose), starke Kraft- bzw. Gewalteinwirkungen (z.B. Knochenbrüche oder Schädeltraumata), Infektionen des Knochenmarks und der Knochenhaut (Osteomyelitis und Periostitis) und spezifische Infektionskrankheiten (z.B. Lepra oder Tuberkulose), angeborene und erworbene Fehlbildungen (z.B. Spaltbildungen an der Wirbelsäule) und Mangelkrankungen (z.B. Rachitis), sowie Karies, Zahnstein und die Spuren von Parodontose. Bei der Interpretation gilt es zu beachten, dass in der anthropologischen Befundung nur solche Krankheiten erfasst werden können, die sich auch tatsächlich am Knochen niederschlagen. Auch dauert es eine gewisse Zeit, bis der Knochen sichtbar auf ein Krankheitsgeschehen reagiert. Damit eine Erkrankung für die anthropologische Analyse zugänglich wird, muss sie daher entweder über einen gewissen Zeitraum bestanden haben (z.B. chronische Infektionskrankheiten) oder eine massive Einwirkung darstellen (z.B. Knochenbrüche) (Grupe et al. 2015, Herrmann et al. 1990).

An dem Skelett aus Befund 2A konnten die folgenden pathologischen Veränderungen beobachtet werden: Arthrose der großen Gelenke: Arthrose entsteht bei einem vorliegenden Missverhältnis aus Belastbarkeit und Beanspruchung der

Gelenke, oft im fortgeschrittenen Erwachsenenalter. Der altersbedingte Verlust der Gelenksflüssigkeit spielt ebenfalls eine Rolle. In der Folge verliert der Gelenkknorpel seine Elastizität, trocknet ein und geht schließlich ganz zu Grunde. Als Reaktion auf das Geschehen bildet der Knochen kleine Knochenspitzen und -wülste aus, die Gelenkfläche selber erhält eine löchrige Oberflächenstruktur (Grupe et al. 2015). An dem Skelett aus Befund 2A ist an den Kniegelenken eine mittelschwere Arthrose ausgeprägt, die in Anbetracht des hohen Sterbealters der Person als angemessen normale Alterserscheinung bewertet werden kann.

Knochenhautentzündungen (Periostitis): Eine Periostitis ist eine unspezifische Erkrankung, die auf verschiedene Ursachen zurückgeführt werden kann (z.B. Infektionen oder lokale Verletzungen). Am Knochen äußert sie sich in Form von feinen, feinporigen oder lamellenförmigen Knochenauflagerungen. Sie entsteht, wenn es infolge eines Hämatoms zu einer Einblutung in die Knochenhaut kommt und dadurch die Knochenneubildung angeregt wird. Die spezifische Erscheinungsform einer periostitischen Knochenauflagerung erlaubt es, zwischen einer inaktiven (abgeheilten) und einer aktiven (zum Todeszeitpunkt akuten) Periostitis zu unterscheiden (Aufderheide u. Rodriguez-Martin 1998). Die an Skelettindividuum aus Befund 2A beobachtete periostale Veränderung am Schienbein war zum Todeszeitpunkt bereits abgeheilt. An den Vorderseiten der Schienbeine werden mit der größten Häufigkeit Periostveränderungen festgestellt, da sie aufgrund der fehlenden Muskelschicht Stößen unmittelbar ausgesetzt sind.

Karies, Zahnstein und Parodontose: Karies entsteht durch säurebildende Bakterien, die in der Mundflora heimisch sind, und äußert sich in Form dunkler Verfärbungen bis hin zu deutlichen Aushöhlungen im Zahnschmelz. Zahnstein ist mineralisierte Plaque, und entsteht, wenn der betreffende Gebissbereich über einen längeren Zeitraum keiner Reibung ausgesetzt war - entweder durch Zerkauen von Nahrung oder den Abrieb eines Reinigungsinstrumentes. Zahnstein, der unterhalb des ehemaligen Zahnfleischrands am Zahnhals sitzt, ist ein Hinweis auf Zahnfleischschwund (Parodontose) zu Lebzeiten. Weitere Parodontoseanzeichen sind ein aufgrund des fortgeschrittenen Zahnfleischabbaus gezackter Rand der knöchernen Zahnfächer und Abbau des Kieferknochens (Scott u. Turner 1997). Das Skelett aus Befund 2A zeigt eine deutliche Karies an einem Backenzahn des Oberkiefers und eine Wurzelspitzenentzündung an einem Schneidezahn des Oberkiefers. Außerdem zeigt sich ein vergleichsweise starker Zahnsteinbefall sowie ein leichter, aber den gesamten Kiefer betreffender Parodontosebefall. Das Gebiss des Kindes aus Befund 2B ist frei von Karies oder Zahnstein. Sein Kiefer zeigt, wie bei Kindern in diesem Alter üblich, keine Parodontoseanzeichen.

Die Streuknochen

Streuknochen sind einzeln vorliegende Knochen oder Knochenfragmente aus dem Friedhofsbereich, die keiner Bestattung zugeordnet werden können. Da in diesem Fall isolierte Skelettbereiche vorliegen, beläuft sich auch das Aussagepotential auf einzelne Informationen: an einem isolierten Beckenfragment beispielsweise lässt sich ggf. noch das Geschlecht der verstorbenen Person ermitteln, aber nicht herausfinden, ob der Mensch zu Lebzeiten unter einem starken Kariesbefall litt. Den-

noch lassen sich in der Summe auch mittels dieser Knochen Aussagen über die Bestattungsgemeinschaft treffen.

Grundsätzlich interessant sind Streuknochen bei der Ermittlung der Zahl der Menschen, die in einem Friedhof oder Friedhofsbereich bestattet waren. In dem hier vorliegenden Skelettkollektiv konnte aus 847 Knochen bzw. Knochenfragmenten rekonstruiert werden, dass in dem ergrabenen Bereich zusätzlich zu den beiden Menschen aus den Befunden 2A und 2B mindestens vier erwachsene Personen, zwei Kinder mit einem Sterbealter zwischen fünf und zwölf Jahren, ein Kind/eine jugendliche Person älter als zwölf Jahre und zwei Kleinkinder bis zwei Jahre bestattet wurden (Tabelle 1) (zum Vorgehen siehe Herrmann et al. 1990). Diese Individuenzahl bewegt sich in Anbetracht der üblicherweise hohen Belegungsdichte mittelalterlicher Friedhöfe in einem üblichen Rahmen. Es zeigt sich außerdem, dass nahezu alle Altersklassen in dem Skelettkollektiv vertreten sind.

Tabelle 1: Aufschlüsselung der ermittelten Individuenzahlen nach Sterbealter (Bestattungen und Streuknochenkollektiv gemeinsam betrachtet).

Altersklasse	Individuenzahl
Befund 2A, älter als 60 Jahre	genau 1
Befund 2B, ca. 9 Jahre	genau 1
weitere Erwachsene	mindestens 4
Kleinkinder bis 2 Jahre	genau 2
Kinder zwischen 5 und 12 Jahren	mindestens 2
Kinder / Jugendliche älter 12 Jahre	mindestens 1

Das Geschlecht konnte zusätzlich zu den Bestattungen aus den Befunden 2A und 2B an fünf Skelettelementen bestimmt werden (Tabelle 2). Hier zeigt sich, dass beide Geschlechter im Skelettkollektiv vertreten sind.

Tabelle 2: Ergebnisse der Geschlechtsbestimmung (Bestattungen und Streuknochenkollektiv gemeinsam betrachtet).

Befund und Skelettelement	Geschlechtsbestimmung
Befund 2A (Schädel und Becken)	weiblich
Befund 2B (Schädel)	männlich
Streuknochen aus Befund 2A (Schädel, erwachsen)	indifferent
Streuknochen aus Befund 2A (Schädel, erwachsen)	unsicher weiblich
Streuknochen aus Befund 2A (Unterkiefer, erwachsen)	weiblich
Streuknochen aus Befund 3 (Schädel, erwachsen)	unsicher männlich
Streuknochen aus Befund 2 (Schädel, erwachsen)	unsicher weiblich

Es konnte in insgesamt drei Fällen eine Körperhöhenschätzung durchgeführt werden. Für zwei Fälle erfolgte die Berechnung sowohl mittels Formeln für Männer als auch für Frauen, da über das Geschlecht der Verstorbenen anhand der Extremitäten keine Aussage gemacht werden konnte (Tabelle 3).⁴ Insgesamt liegen die Körperhöhen in einem für das hohe bis späte Mittelalter üblichen Bereich.

Tabelle 3: Ergebnisse der Körperhöhenschätzung (Bestattungen und Streuknochenkollektiv gemeinsam betrachtet).

Befund und Skelettelement	Körperhöhenschätzung in cm	
	männlich	weiblich
Befund 2A, Oberschenkel und Schienbein	xxx 147 - 159	
Befund 2, Oberschenkel	153 - 165	147 - 160
Lesefund, Speiche	144 - 160	142 - 158

Die Betrachtung des Streuknochenkollektivs zeigt eine wenig starke Ausprägung von Aktivitätsmustern und damit eine eher schwache Arbeitsbelastung zu Lebzeiten. Es fällt außerdem auf, dass insbesondere die Säuglings- und Kleinkindskelette keine Zeichen von chronischen Infektionserkrankungen oder Mangelerscheinungen zeigen. Dies legt den Schluss nahe, dass die betreffenden Kinder nach einer schweren, aber nur kurz andauernden Infektionskrankheit wie z.B. der echten Grippe, Tuberkulose oder einer Kinderkrankheit verstorben sind. Des Weiteren konnten die im Folgenden aufgeführten pathologischen Veränderungen festgestellt werden.

Bandscheibendegenerationen der Wirbelsäule: diese entstehen, wenn altersbedingt die Flüssigkeit in der Zwischenwirbelscheibe abnimmt, ihre Elastizität geringer wird und dadurch das Kräfteverhältnis zwischen den einzelnen Wirbeln nicht mehr ausgeglichen ist. Dies hat zur Folge, dass um den Rand der Wirbeldeckplatte und an den Zwischenwirbelgelenken kleine Knochenspitzen und -wülste angebaut werden. Wenn die Bandscheibe aufgrund dieser Alterungsprozesse in die Wirbeldeckplatte eindrückt und dort kleine Frakturen auslöst, entstehen zusätzlich kleine Grübchen (sogenannte Schmorl'sche Knorpelknötchen) (Aufderheide u. Rodriguez-Martin 1998). Die Wirbelsäulenbelastung am hier untersuchten Skelettkollektiv ist insgesamt gering. Starke Wirbelsäulenveränderungen kommen sehr selten vor und beschränken sich auf einige Streuknochenwirbel aus Befund 2A.

Rachitis: Rachitis ist die Folge eines Vitamin-D-Mangels, der durch eine zu geringe Aufnahme des Vitamins mit der Nahrung oder durch zu wenig Sonnenlicht entstehen kann. Rachitis entsteht auch, wenn die Zufuhr von Vitamin-D ausreichend ist, das Vitamin aber aufgrund einer Stoffwechselstörung im Körper nicht genügend eingebaut wird. In der Folge wird zu wenig mineralisierter und dadurch zu weicher Knochen gebildet, der sich unter dem Eigengewicht des Körpers verformt. Entsprechend zeigt sich Rachitis vor allem an den Knochen der unteren Extremitäten (Grupe et al. 2015). Im hier vorliegenden Skelettkollektiv liegt in ei-

⁴ Diese vergleichsweise geringe Anzahl ergibt sich daraus, dass zwar eine große Menge an langen Extremitätenknochen überliefert ist, die Messungen aber an ganz bestimmten, definierten Messstrecken durchgeführt werden müssen, die hier nur drei Mal erhalten waren.

nem Fall eine vermutliche Rachitis vor: ein ausgewachsener Oberschenkelknochen aus den Streuknochen aus Befund 2 ist stark zur Seite hin und nach hinten verkrümmt. Die Diagnose kann nicht mit abschließender Sicherheit gestellt werden, da der Knochen ohne Gelenkenden überliefert ist und das restliche Skelett nicht vorliegt (Abb. 4).



Abb. 4: Der vermutlich rachitische Oberschenkel aus dem Streuknochenkollektiv (rechts) mit einem gesunden Oberschenkelknochen zum Vergleich (links)

Knochenhautentzündungen (Periostitis): Im hier vorliegenden Streuknochenkollektiv wurde in sechs Fällen eine Knochenhautentzündung beobachtet. Dabei handelt es sich sowohl um die Spuren abgeheilter Entzündungen (in fünf Fällen) als auch um akute Geschehen (in einem Fall). Alle Fälle wurden an den Knochen von Erwachsenen beobachtet.

Knochenbrüche: Wenn ein Knochen bricht, setzt sich unverzüglich eine Reihe von körpereigenen Prozessen in Gang, die die Bruchheilung und damit die Wiederherstellung der ursprünglichen Form und der Funktionstüchtigkeit des Knochens zum Ziel hat: aus beschädigten Blutgefäßen strömt Blut in die Bruchstelle und es bildet sich ein Bluterguss. Nach einiger Zeit werden die Bruchenden von einer Art körpereigenem Pflaster aus Bindegewebe, dem so genannten Kallus, überdeckt. Dieser liegt zunächst in bindegewebiger Form vor und wird nach und nach durch festen Knochen ersetzt. Ist der Bruchspalt geschlossen, wird überschüssiges Kallusgewebe abgebaut und so die ursprüngliche Form des Knochens wiederhergestellt (Grupe et al. 2015). Im hier vorliegenden Skelettkollektiv wurde eine Kallusbildung an einem erwachsenen rechten Wadenbein aus dem Streuknochenkollektiv beobachtet. Der Knochen weist keine Verkrümmung in der Längsachse und keine Entzündungszeichen auf, was darauf schließen lässt, dass die Bruchheilung komplikationslos verlaufen ist.

Wirbelsäulenankylose: In untersuchten Streuknochenkollektiv fanden sich Teile einer zusammenhängenden Wirbelsäule eines erwachsenen Menschen, deren einzelne Wirbel untereinander und teilweise mit den Rippen zusammengewachsen sind. Als Ursache kommt hier am wahrscheinlichsten eine ankolysierende Spondylitis (Morbus Bechterew) in Betracht. Dabei handelt es sich um eine nichtinfektiöse, entzündliche Erkrankung aus dem Rheumaspektrum, bei der eine entzündliche Zerstörung der Gelenke neue Gewebebildungen zur Folge hat. Dieses neue Gewebe integriert sich jedoch nicht - wie z.B. während der Heilung nach Knochenbrüchen - sondern bildet knöcherne Brücken zwischen den Wirbeln und in den Gelenken und regt außerdem die Verknöcherung der eigentlich flexiblen Bänder und Sehnen an. Die Folge ist eine fortschreitende Versteifung der Wirbelsäule und der benachbarten Gelenke. Grundsätzlich kommt als Ursache auch eine diffuse idiopathische Skeletthyperostose (DISH, Morbus Forestier) in Betracht. Bei dieser handelt es sich ebenfalls um eine Erkrankung, bei der der eigentlich flexibel ausgelegte Bandapparat der Wirbelsäule verknöchert, deren Ursache von der medizinischen Forschung aber noch nicht geklärt werden konnte. Die Zwischenwirbelspalte und die Rippengelenke sind bei einer DISH-Erkrankung jedoch - anders als im vorliegenden Fall - nicht betroffen (Aufderheide u. Rodriguez-Martin 1998).

Karies, Zahnstein, Parodontose: Die Streuknochen im hier untersuchten Skelettkollektiv zeigen insgesamt eine erstaunlich geringe Karies-, Zahnstein und Parodontosebelastung. Es kann davon ausgegangen werden, dass die auf dem Schiffenberg bestatteten Menschen mit den Grundzügen der Zahnhygiene vertraut waren und gleichzeitig wenig Zugang zu Nahrung mit einfachen Kohlenhydraten wie Weißmehl oder Zucker hatten.

Schluss

Die Ausgrabungen auf dem Schiffenberg erbrachten zwei Bestattungen und die knöchernen Überreste von mindestens neun weiteren Personen unterschiedlichen Alters, die sämtlich anthropologisch analysiert wurden. Hier zeigt sich, dass die Untersuchung des gesamten Knochenmaterials zu einem sehr viel umfassenderen und plastischeren Bild der ehemaligen Schiffenberger und Schiffenbergerinnen führt als die bloße Betrachtung der als intakte Bestattung aufgefundenen Skelette.

Literatur

Al Quathani et al. 2010

S.J. AlQahtani, M.P. Hector, H.M. Liversidge, The London Atlas of Human Tooth Development and Eruption. *American Journal of Physical Anthropology* 142, 2010, 481–490.

Aufderheide u. Rodriguez-Martin 1998

A. C. Aufderheide, C. Rodriguez-Martin, *The Cambridge Encyclopedia of human Paleopathology* (Cambridge 1998).

Grupe et al. 2015

G. Grupe, M. Harbeck, G.C. McGlynn, *Prähistorische Anthropologie* (Berlin 2015).

Harbeck 2014

M. Harbeck, *Anleitung zur standardisierten Skelettdokumentation in der Staatssammlung für Anthropologie und Paläoanatomie München*. München 2014.

Herrmann u. a. 1990

B. Herrmann, G. Grupe, S. Hummel, H. Piepenbrink, H. Schutkowski, *Prähistorische Anthropologie. Leitfaden der Feld- und Labormethoden* (Berlin/ Heidelberg 1990).

Mariotti et al. 2007

V. Mariotti, F. Facchini, M.G. Belcastro, The Study of Entheses: Proposal of a Standardised Scoring Method for Twenty-Three Entheses of the Postcranial Skeleton. *Coll. Anthropol.* 31/1, 2007, 291–313.

Mohnike 2015

K. Mohnike, Zu den archäologischen Untersuchungen auf dem Schiffenberg bei Gießen zwischen 1973 und 2015 - moderne Bodendenkmalpflege im Umfeld eines Kulturdenkmals von nationaler Bedeutung. *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen* 100, 2015, 31-49.

Rösing 1988

F. W. Rösing, Körperhöhenrekonstruktion aus Skelettmaßen. In: R. Knussmann (Hrsg.), *Anthropologie: Handbuch der vergleichenden Biologie des Menschen I/1* (Stuttgart/ New York 1988) 587-600.

Scott u. Turner 1997

G. R. Scott, C. G. Turner, *The anthropology of modern human teeth* (Cambridge 1997).

Neues aus den Inventarlisten der Deutschordens-Kommende Schiffenberg aus den Jahren 1660 und 1741

DAGMAR KLEIN

Die grundständige Restaurierung der Schiffenberg-Basilika in den Jahren 2011 bis 2015 und die Würdigung als nationales Kulturdenkmal im Jahr 2012 war begleitet von diversen Experten-Gutachten im Auftrag der Unteren Denkmalschutzbehörde Gießen. Auch die erneute Recherche in den Schriftquellen gehörte dazu.

Der Schiffenberg ist ein seit Jahrtausenden von Menschen besiedelter Ort. Viele Historiker, Kunsthistoriker, Ausgräber und Denkmalschützer haben sich mit dem Ort, seiner Geschichte und den noch erhaltenen Gebäuden unter diversen Aspekten beschäftigt. Publiziert wurde an verschiedenen Orten, vieles ist in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins nachzulesen.

Die meisten originalen Schriftquellen, die in den hessischen Staatsarchiven Darmstadt und Marburg erhalten sind, stammen aus der Zeit des Deutschen (Ritter) Ordens, der von 1323 bis 1806 Besitzer des Schiffenberg war. Beim Versuch, den Deutschen Orden zu säkularisieren, hatte Landgraf Philipp von Hessen 1543 das erste Inventar für die gesamte Ordensballei Marburg erstellen lassen (Schaal). Neben einem Landkomtur, der in Marburg residierte, gab es in den zahlreichen Kommenden zuständige Komture, auch Kommendator oder Gebietiger genannt wurden. Sie übernahmen die Verwaltung, wechselten aber häufig.

Bei der Übergabe von einem Komtur zum nächsten wurden Inventarlisten angefertigt, in denen der Bestand aufgeführt wurde, allerdings waren Umfang und Ausführlichkeit höchst unterschiedlich. In den ausführlichsten für Schiffenberg (1741 und 1761) reichte die Aufzählung von den Wohn- und Nutzgebäuden bis zu sämtlichen Besitzungen der Umgebung, von den Einrichtungsgegenständen wie Möbel, Tuche und Küchengeschirre über die Schriftlichkeiten (Protokolle, Gebetsbücher u.a.) bis zu den Viehbeständen.

Die Ausstattung der Kirche ist nur ausnahmsweise erwähnt, daher lassen sich hierzu nur punktuelle Aussagen treffen, die dennoch - zusammen mit anderen Quellen (etwa Vermessungspläne) - ein anschauliches Bild von den Nutzungsänderungen entstehen lassen.

Bisher veröffentlichte Transkriptionen von Schiffenberg-Inventaren

Die ersten Erwähnungen der Inventarlisten stammen von dem Pfarrer Johann Rady in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins (MOHG) Band 3, 1892. Eine ausführlichere Transkription gibt es von dem Kunsthistoriker *Hermann Kalbfuß* in den MOHG Band 16/1908 und Band 20/1912. Er forschte im Rahmen seiner Dissertation (1909) zum Augustinerchorherrenstift Schiffenberg und publizierte darüberhinausgehende Detailergebnisse mehrmals in den MOHG.

Die nächste publizierte Transkription und Edition stammt von der Historikerin *Katharina Schaal*, die sich für ihre Dissertation (1996) mit dem Deutschordenshaus Marburg in der Reformationszeit befasste. Schiffenberg ist darin eine von mehreren Besitzungen. Schaal stellt u.a. das Schiffenberg-Inventar von 1543 vor (Auftrag Landgraf Philipp), in dem auch die Kirche beschrieben wird. In ihrem Beitrag für die Festschrift 75 Jahre Heimatvereinigung Schiffenberg (2004) fasst sie interessante Neuigkeiten auch aus den späteren Inventarlisten der Jahre 1580, 1582, 1639, 1667 (ausführlich) und 1761 zusammen.

Auf der Suche nach weiteren Angaben zur Kirche auf dem Schiffenberg beantragte ich beim Staatsarchiv Darmstadt eine digitale Kopie der Inventare 1660 und 1741. Für die Transkription danke ich dem Gießener Lehrer i.P. Klaus Nohl, für die wissenschaftliche Beratung meinem OHG-Vorstandskollegen Dr. Carsten Lind.

Das komplette Inventar 1741 enthält auf über 150 Seiten die detaillierte Aufzählung von Objekten, die in der Wiederholung ermüdend sind. Nachfolgend werden vor allem die Fakten vorgestellt, die einen Neuigkeitswert haben. Einzig die Kirchenbeschreibung wird umfänglich wiedergegeben.

Inventarliste 1660

Das Inventar vom 24. Januar 1660 ist kurzgehalten, für den Bestand in der Kirche sind lediglich verzeichnet:

Ein Gemälde im Altarbereich mit einer Kreuzigung samt Maria und Johannes,
ein schwarzes Tuch auf dem Altar, ein Kelch und eine Glocke im Turm.

Über den Verbleib des Gemäldes ließ sich nichts herausfinden. Es gibt Hinweise, dass es in die Großherzogliche Sammlung im Darmstädter Schloss überführt wurde. Dortige Bestandslisten weisen jedoch keinen Eingang auf, so die Auskunft der Mitarbeiter.

Inventarliste 1741

Diese Inventarliste ist sehr ausführlich. Letztlich basiert auch die Liste von 1761, also 20 Jahre später, auf diesem Inventar. Viele Formulierungen sind identisch oder ähneln sich stark. In den Bereichen, wo das spätere Inventar ausführlicher ist (Lustgarten, Orangerie-Haus, Glocken), weise ich in *Anmerkungen* darauf hin.

Im Originaltext gibt es Anmerkungen (Nota), die auf den schlechten Zustand an den Bauten, vor allem bei hölzernen Teilen wie Türen, Fenster und Dielenböden hinweisen, aber auch bei abgenutzten Objekten etwa in Küche und Stallungen. An einigen Stellen ist ein späterer Eintrag erfolgt (1748), der die Ausbesserung oder Neuanschaffung benennt.

Auffällig ist, dass bei sämtlichen Türen aufgeführt ist wie sie gesichert sind: ob sie beschlagen sind, Banden und Kloben haben, einen Riegel, ein (verdecktes) Schloss und Schlüssel haben, manchmal wird auch der Handgriff beschrieben. Ob sie aus einem oder zwei Flügeln bestehen, ist zu erfahren, und ob sie - wie in den Herrenstuben - eine „Bekleidung“ haben.

Die Inventare folgen einem Rundgang vor Ort: Beschrieben werden zunächst die Tore der Ringmauer, dann die Gebäude beginnend an der Komturei über Fruchtspeicher, Pferdestall und Brauhaus bis zur Kirche. Der Gang durch die einzelnen Gebäude erschließt sich vom Erdgeschoss bis zum Dachboden. Die Gärten in und um die Kommende werden beschrieben, ebenso die weiter entfernten Liegenschaften. Die Stallungen und Werkstätten innerhalb der Kommende sind nicht mehr exakt zu verorten, da sie bereits Anfang des 19. Jahrhunderts, zur Zeit der Großherzoglich Hessischen Domäne, entfernt und durch neue Nutzgebäude ersetzt wurden.

Inventar-Seitenzahl Gebäude + Themen	Transkription des Originaltextes	Übertragen in heutiges Deutsch
S. 19 KOMTUREI Halseisen	Übrigens ist an der Ecke vorderseits des alten Wohnhauses linckerhand nach dem so genannten Pfortgen ein Halß-Eißen, in einen Quadre-Stein einge- goßen.	Übrigens ist an der vorderen Ecke des alten Wohnhauses, auf der linken Seite zum Pfortchen hin, ein Halseisen in einen Steinquader eingelassen.
<i>Anm.</i> Halseisen = Fessel aus zwei schließbaren Halbkreisen, auch an Kirchen, bis 1810 als öffentliche Bestrafung üblich.		
S. 28 Fruchtspeicher (= PROPSTEI) Erkertürme	Sind zu beiden Seiten Wände von Holtz, wie auch der Vordergipffel, und die Gefache, mit gebacken Steinen ausgemauert; zu beiden Seiten gehen an diesen Wänden 4 Thürme von Holtzwerck dem Dach hinauf. Nota: Diese Thürme sind weggebrochen, und dem Dach und den Seitenwänden mit Fachwerck gleichgemacht worden.	Auf beiden Seiten sind die Holzwände, der Vordergiebel und die Gefache mit Backsteinen ausgemauert; an den Seiten ragen 4 Holztürme in den Dachbereich hoch. Merke: Die Türme sind weggebrochen, Dach und Seitenwände wurden dem Fachwerk angeglichen.
<i>Anm.:</i> Damit ist das Verschwinden der Erkertürmchen an beiden Längsseiten der Propstei zeitlich fassbar: zwischen 1741 und 1748. Das korrespondiert mit den Bildbefunden. Die Fenstererker sind auf den detailgenauen Aufmessungen zu sehen, die 1735 im Auftrag des Landkomturs Damian von Schönborn von der gesamten Anlage gemacht wurden. Auf dem bildhaften Aquarell von Pronner (publ. 1753/ 54) sind sie nicht mehr vorhanden.		
S. 29 Gefängnis	... gehet man einer aufgemauerten Stiege hinauf, unter welcher ein klein enges Gefängnis, und vor demselben eine alte Thür mit Banden und Kloben.	Unter einer Steintreppe befand sich ein enger Raum, der als Gefängnis diente.

S. 32/33 BRAUHAUS (neben dem Eselstor)	Der Eingang hat eine einfache Thür, mit Banden, Kloben und Vorleger, in demselben ist ein Braukessel von 3 Ohm von geößten Guth mit einem steinern Crantz, so dann 1 große Meuschbütte, und 3 Bierbüttten. Desgleichen eine Dörre zum Malz dörren.	... ein Braukessel aus Gußeisen, Maische- und Bierbüttten (=Fässer aus Holz) und eine Malzdörre (=zum Rösten von Gerste). Ohm = Maßeinheit für Volumen
<i>Anm.:</i> Unter Gärten ist auch ein „Hopfengarten zum Hopfen ziehen“ aufgelistet (siehe unter Gärten, Inv. S. 56)		

S. 43- 50 KIRCHENGEBÄUDE der Kommende		
S. 43 KIRCHE Lage + Aussehen	Das Commenden Kirchengebäude stehet im gesicht der Einfahrt in die Commenden von Gießen zwischen der Ringmauer bis an ein Stück derselben, so bis ans Eßel-thor gehet. Ist ins Creutz von morgen gegen abend nebst den 2 Flügeln von mitternacht gegen mittag gebauet, und vom fundament an bis unter das dach mit mauerwerck. In der mitte des Creutzes aber	Das Kirchengebäude der Kommende steht an der Einfahrt von Gießen kommend zwischen der Ringmauer und dem Stück Mauer am Eselstor. Es ist in Kreuzform von Ost nach West erbaut, mit zwei Seitenteilen von Nord nach Süd, und ist vom Fundament bis unter das Dach aus Mauerwerk. In der Mitte des Kreuzes (=Vierung) ist
S. 44 Turm mit 3 Glocken Langhaus + Seitenschiffe Reste des südlichen Seitenschiffs Eingang ins Langhaus an der Westseite	Ein 8 Eckigter Thurm aufgeführt worinnen 3 kloeken*, eine große ad 3 schu 2 zoll weite mit einer jahrzahl und einschnitt: <u>Maria Anna und Sct Elisabeth, helff unß gott:</u> so dann einer mittlere 2. schu 3 zoll Weiten, und noch einer etwas kleinern ebenfals mit einschnitten, so alte schriften sind, hangen, und gehet man nach dem Thurn auf dem 2ten Speicher des Langhauses einer Stiegen hinauf. Dieses Gebäude so in dieser gegen die Commenden schließet, bestehet an sich in dem Choro und Navi oder Schiff, dermahlen Langhaus genandt, so dann einer anhalle, wovor die eine auf der mitternächtl. Seite, von der andern aber auf der mittäglichen Seite die rudera noch zu erkennen sind.	Ein achteckiger Turm, in dem drei Glocken hängen: eine große von 3 Schuh 4 Zoll Weite mit einer Jahreszahl und der Inschrift Maria Anna und Sct. Elisabeth – Helf uns Gott, eine mittlere von 2 Schuh 3 Zoll Weite und noch einer kleineren, die ebenfalls eine Inschrift in einer alten Schrift hat. Man gelangt auf den Turm über den zweiten (= oberen) Speicher des Langhauses und einer Treppe. Das Gebäude (...) besteht aus einem Chor und einem Schiff, Langhaus genannt, und einem Seitenschiff auf der nördlichen Seite, von dem anderen auf der südlichen Seite sind nur die Reste noch zu erkennen. Am Ende ist ein Rondell angebaut (= Westapsis), und dort ist innerhalb der Kommende (= im Innenhof) an der anstoßenden

	Am Ende deßelben ist ein rondo angebaut, und daselbst inner- halb der Commenden an der dranstoßenden garten mauer der Eingang in diesesSchiff- oder Langhauß. Durch eine öffnung, wovor eine alte einfache mit banden nebst kloben und riegel beschlagenen	Gartenmauer der Eingang in das Schiff- oder Langhaus Durch eine Öffnung mit einer einfachen Tür mit (...)
<i>Anm.: *Die Glocken werden im Inventar 1761 noch ausführlicher beschrieben (zitiert nach Kalbfuß, MOHG 1908):</i> 1. Eine große ad 3. Schu, 2 Zoll Weite, mit einer Jahr-Zahl und Umschrift: Maria Anna und Sant Elisabeth hilf vor Got, † 1517. Auf dem Eisen des Gestells: A. H. 1696. Und am Holz: W:M:P:W. 2. Eine mittlere von 2 Schuh 3 Zoll Weiten, woran die Inschrift: O. REX. GLORIE CHRISTE VENI CUM PACE (= O, König der Herrlichkeit komme in Frieden.) 3. und einer kleineren mit einer alten (gotischen) Umschrift: AVE MARIA GRA PLENA DNUS TECUM (= Gegrißet seist Du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit Dir.) Außerdem befand sich dort noch eine große Schlag-Uhr, die volle u. halbe Stunden schlug.		
Im Folgenden wird die profane Nutzung des Langhauses beschrieben: mittels eines riesigen Holzgerüsts wurden nach oben zwei Lagerebenen mit Holzböden geschaffen. Der Zugang war über eine Treppe im Westchor (Rondel genannt) möglich, jede Ebene war nur durch eine Tür mit Schloss und Riegel zu betreten. Im nördlichen Seitenschiff waren ein Ofen zum Backen und zwei für die Obstdörre untergebracht, außerdem die Wagnerei (siehe folgende S. 45). Das Orangerie-Haus gab es noch nicht, es 20 Jahre später im Inventar 1761 erwähnt (siehe unter Gärten, Inv. S.56)		
S. 45 Fußboden mit Kies Arkadenbögen zugemauert Friedhof nördliches Seitenschiff:	Thür: Zu beeden seiten siehet man im fus, welcher nicht gepflastert, sondern mit kiß beschüttet ist, 14 bogen, zur rechten seite sind 5 derselben ganz, und darinnen oben taglöcher, ein bogen aber bis ans gesimbs zugemauert, ein anderer hingegen, und zwar der btr. ohnweit der Kirchenthür offen, und vor demselben ein geflügeltes beschlagenes Thor, und der Eingang nach dem daselbst an der ehemaligen anhalle mittagl. Seite angelegter Kirchhoff, zu begräbniß der toden, welchen weiter eine bretteerne wand schließet, und an demselben das Lustgärtgen lieget.	Zu beiden Seiten sieht man den Fußboden, der nicht gepflastert, sondern mit Kies beschüttet ist, darüber 14 Bögen. <u>Auf der rechten Seite</u> (zum Hof hin) sind fünf Bögen ganz zugemauert, mit Lichtöffnungen oben, und ein Bogen ist bis ans Gesims zugemauert. Ein anderer Bogen, derjenige nahe der Kirchentür, die ein geflügeltes beschlagenes Portal hat, führt nach draußen in den Bereich des ehemaligen südlichen Seitenschiffs, dort schließt der Kirchhof zum Begräbnis der Toten an. Der Friedhof ist umschlossen von einer Bretterwand, an denselben grenzt das Lustgärtchen an.

Backofen, Obstdörre, Wagnerei	Linckerseite sind nebst einem ehemaligen Kirchen Eingang der vordere bogen ganz, die übrigen aber bis ans gesimbs zugemauert, und in der mitte der anhalle eine schiedwandt gesetzt, worinnen in dem vorderen theil der Back, und 2 obst dörr offen, in dem hinteren theil eine Wagnerei, vor jedem aber eine gedoppelte mit banden und	Auf der linken Seite (nördliche Seitenschiff) sind neben einem ehemaligen Kircheingang der vordere Bogen ganz, die übrigen bis ans Gesims zugemauert, und in der Mitte des Seitenschiffs eine Trennwand gesetzt. Dort befindet sich im vorderen (westlichen) Teil der Backofen und zwei Öfen zur Obstdörre . Im hinteren Teil (östlich) ist ein Wagnerei. Jeder Bereich ist mit einer doppelten Tür
S. 46 Dach-Gauben Langhaus: Fenster mit Holzgittern Treppen im Halbrund der Westseite Speicherböden	Kloben nebst anwurff zum hangschloß beschlagene und von facon gleiche dannene Thür. Diese anhalle ist mit einem dachstuhl bedeckt, und mit blatten ziegel doppelt belegt; in dem dach sind 6 gaupen mit Schiefferstein gedeckt, und in jedem gaupe ein fenster von gemeinen roden scheiben, welches alles in ad 1736 eingerichtet worden. In diesem Langhauß sind außerhalb zu beeden seiten 4. gewölbte fenster löcher, in welchen höltzerne gegitter, unter dem dach sind 2 speicher aptiret und angelegt, und gehet man nach denenselben einer am End dieses gebäudes im norden befindlichen gebrochenen guten Stiege hinauf, an der untern eine handlehne, die Obere aber mit brettler zugeschlagen, und mit einer doppelten thür versehen mit beeden nebst kloben verdeckten riegel, schloß nebst schlüssel und anwurff zum hangschloß verwahrt ist. Der boden des unteren Speichers ist nicht nur mit laimen beschlagen, sondern auch mit dannen-	aus Tannenholz versehen, (...) alle von gleicher Machart. Das Seitenschiff hat ein mit Flachziegeln doppelt belegtes Dach; darin sind sechs mit Schiefer gedeckte Gau(p)ben und Fenster aus einfachem Rundglas. Alles wurde eingerichtet 1736. Im Langhaus sind zu beiden Seiten vier Fensteröffnungen mit rundem Abschluss, darin sind Holzgitter. Unter dem Dach befinden sich zwei Speicherböden , auf die man am Ende des Gebäudes über eine gute Treppe gelangt. Die Treppe hat unten einen Handlauf, ist oben verschlossen durch eine doppelte Tür mit Kloben (...) Der Boden des unteren Speichers ist mit Lehm verschmiert und durchgehend mit
S. 47	Diehlen durchgehends beschoßen. Über diesem Speicher ist ein anderer bis in die Hälfte der gedachten Fensterlöcher auf Balcken und Posten gesetzt, und kommt man zu demselben einer	Tannendielen (Holzbrettern) belegt. Darüber ist ein weiterer Speicher, der bis zur Hälfte der Fenster (im Obergaden) auf Balken und Pfosten gesetzt ist. Dahin gelangt man über eine gute Treppe aus

Dach mit Gaublöchern CHOR (Kirche)	guten Stiege hinauf, ist mit Tannendielen beschoßen, über demselben aber ein gestickt und mit Laimen beschlagener Boden und das Dachwerck. Das Dach, in welchem 4 Gaublöcher in beiden Seiten, ist ganz mit Schieferstein, wie auch das Rondel, aussen diese beiden Seiten mit Ziegel doppelt gedeckt. Nota: In diesem Langhauß ist die vordere Thür am Eingang schlecht, und an dem untern boden der laimen von den gefächer abgefallen, die gefächer aber unter dem dach sind ebenfalls löchericht. Durch dieses Schiff und Langhauß gehet der gang nach dem Chor: Worinnen der Gottes dienst verrichtet wird, vorne im Eingang bis oben hinaus, mit einer mauer und drauff gesetzten wandt geschlossen. Hat am fus 2 tritt hinauf eine öffnung in das	Holzdielen, darüber liegt der festgesteckte und mit Lehm verstrichene Boden und das Dachwerk. Das Dach hat auf jeder Seite vier Fensteröffnungen in mit Schiefer gedeckten Gauben. Außen ist es mit Ziegeln doppelt gedeckt, wie auch das Rondel (= Westchor). Merke: Im Langhaus ist die vordere Tür am Eingang schlecht, und auf dem unteren Speicherboden der Lehm abgefallen. Die Gefache unter dem Dach sind ebenfalls löchrig. Durch das Langhaus geht man zum Chor: Wo der Gottesdienst verrichtet wird, der vorne am Eingang bis nach oben mit einer Mauer und darauf gesetzter Wand geschlossen ist.* Über zwei Stufen gelangt man zum Eingang in
<i>Anm.:</i> * Die Quervand zum kirchlich genutzten Gebäudeteil befand sich zwischen dem dritten Pfeilerpaar. Die Fensteröffnungen hatten Holzgitter oder -lamellen, dies gilt im Langhausbereich und im Glockenturm bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Nur die Fenster des kirchlich genutzten Bereichs waren mit Glasscheiben verschlossen.		
S. 48 Kreuzgewölbe mit Wappen	Chor und Kirche, vor derselben befindet sich eine gebrochene Thür von 2 flügel, beschlagen mit banden nebst kloben, verdecktem Schloß mit schlüssel, und der linke flügel mit 2 riegel. Das Chor bestehet in 4 Creutz gewölß, eines gegen morgen, und 3 von mitternacht gegen abend* aneinander, das mittlere von diesen aus 4 steinern bogen auf steinern pfeilern, auf welchen der Thurn stehet, und oben wo solches zusammen gehet, das Riedeselische wappen mit der jahrzahl 1516.	Chor und Kirche, davor eine zerbrochene Tür mit zwei Flügeln, beschlagen mit (...) Der Chor hat vier Kreuzgewölbe, eines nach Osten und drei von Nord nach Süd aufeinanderfolgend. Das mittlere (= Vierung) besteht aus vier Steinbögen über Steinpfeilern, darauf steht der Turm. Oben, wo die Bögen zusammen treffen, befindet sich das Wappen der Riedesel¹ mit der Jahreszahl 1516.

3 Fenster im Altarbereich	Die übrige Creutzgewölbe sind von holtzwerck, und oben an demjenigen über dem Altar das Land Commenthürl. Graff Lippische, und oben an den zu beeden seiten das Commenthur Graff Lippische Wappen mit der jahrzahl 1737. Über dem Altar nach morgen ist ein hohes fenster von gemeinen runden scheiben. Zu beeden seiten des Chores gegen mitternacht und mittag ein dergleichen fenster von runden spiegel scheiben, in deren jeden ein flügel.	Die Gewölbe sind aus Holz und oben über dem Altar das Wap-pen des Landkomturs Graf Lippe ² und zu beiden Seiten das Wappen des Komturs Graf Lippe mit der Jahreszahl 1737. Über dem Altar nach Osten ist ein hohes Fenster mit einfachen Rundscheiben. Zu beiden Seiten des Chores (nach Nord und Süd) befindet sich je ein ebensolches Fenster mit runden Spiegelgläsern (= poliertes Glas), in jedem ist ein Flügel (zum Öffnen).**
Fußboden	Der fus ist in der mitte bis hinter altar mit steinern platten und leichsteinen belegt, zu beeden seiten aber mit rauen steinen gepflastert. Woselbst rechter seite	Der Fußboden ist in der Mitte bis hinter den Altar mit Stein-platten und Grabsteinen belegt, an den Seiten aber mit rauen Steinen (Ziegel) gepflastert. Auf der rechten Seite (nördlicher
<i>Anm.:</i> 1) Johann Riedesel von Bellersheim, Schiffenberg-Komtur 1503-1522 2) August Wolfhardt Graf von der Lippe, Schiffenberg-Komtur 1730-1739 (vorher in Flörsheim 1727-30, genau wie sein Nachfolger Brandt, siehe Inventar-Ende); Lippe ließ das Querhaus restaurieren (siehe S.50) * Das ‚abend‘ meint eigentlich Westen, in dieser Beschreibung korrekt wäre aber Süden. ** Der Verlauf der Fensterlaibungen wurden bei der Restaurierung 2013/15 im Mauerwerk gefunden und auf der linken (nördlichen) Seite sichtbar belassen.		
S. 49	seits 4 manns, und linckerseits 4 Weibs Bäncke stehen.	Querhausarm) befinden sich 4 Männer-, auf der linken Seite 4 Frauenbänke.
Steinaltar + Taufstein mit Tüchern bedeckt	Der steinern altar ist im gesicht eingangs in die Kirche gegen morgen im gewölb, und vor demselben ein tauffstein gantz von stein, bedeckt mit violet Tüchern teppichen, mit wollen fransen herum besetzt.	Der Steinaltar steht unter dem östlichen Gewölbe, davor befindet sich ein Taufstein, beide sind bedeckt mit violetten Teppichen, die rundum Wollfransen haben.
Seitlich je eine Sitzbank + Kruzifix	Zu jeder seite des altars ist eine mannsbanck grün angestrichen und über derjenigen zur rechten seiten ein auf holtz gemahltes crucifix in die mauer befestigt.	Auf jeder Seite des Altars steht eine grün angestrichene Männerbank und darüber auf der rechten Seite an der Wand ist ein auf Holz gemaltes Kruzifix befestigt.
Hölzerne Kanzel	Am rechten Pfeiler des hintersten gewölbs eine höltzerne	

Fahnenstange	Cantzel auf einem posten, nach derselben eine enge Stiege, und vor derselben eine beschlagene Thür, überall mit grün gelb und rother öhlfarb angestrichen. Über der Cantzel eine fahnstange, und an derselben noch ein stück vor der ehedeßen auf gesteckten weißen ritterfahne des Herrn Commenthur Obristen von Wartensleben, mit der bemerckung, daß derselbe den 2(?) Septembr: 1706. vor Castiglion in Italien tod geschossen worden.	Am rechten Pfeiler des Altargewölbes ist eine Holzkanzel* auf einem Postament, erreichbar über eine schmale Treppe, davor eine beschlagene Tür, alles mit grün gelb und roter Ölfarbe gestrichen. Über der Kanzel ist eine Fahnenstange, daran noch ein Stück der weißen Ritterfahne des Komturs und Obristen von Wartensleben³. Es sei angemerkt, dass dieser am 2. September 1706 vor Castiglione in Italien erschossen wurde.
Steinwappen	Gegen der Cantzel über an dem bogen-Pfeiler das Commenthur graff Dönhofsche Wappen	Gegenüber der Kanzel befindet sich am Pfeiler das Wappen des Komturs Graf von Dönhoff⁴
<i>Anm.:</i> 3) <i>Friedr. Wilhelm von Wartensleben, Schiffenberg- Komtur 1703-1706</i> <i>Er kämpfte im Spanischen Erbfolgekrieg, unter dem Habsburger Prinz Eugen von Savoyen.</i> 4) <i>Ernst Wladislaw Graf von Dönhoff, Schiffenberg- Komtur 1710-1724, in seiner Zeit wurden der Brunnen, der Pferdestall und das Braubaus erbaut, ebenso ließ er das Eselstor vergrößern. An allen genannten Gebäuden befindet/ befand sich der Dönhoff'sche Wappenstein.</i> <i>*Von der Kanzel war Anfang des 20. Jhdts noch der Schalldeckel erhalten, ebenso die Fahnenstange, aber bereits ohne Tuch. Dies zeigt die Fotografie aus der Zeit vor 1917 (Archiv Foto Marburg).</i>		
S. 50	in stein gehauen, und mit steinfarb angestrichen, aufgesetzt.	in Stein gehauen und mit Steinfarbe angestrichen.
Herrenbühne (Empore)	Über dem Eingang in die Kirche und dem altar über, die herrschaftliche bühne mit hölzern gegitter fenster, nach welchem man außerhalb des Chors oder Kirche im Langhauß einer zu beeden seiten mit die gebrochenem gelender beschlagenen treppe gehet, durch eine an deßen öffnung befindlichen Thür, mit 2 banden, nebst kloben einem ordinairn schloß mit schlüssel beschlagen.	Über dem Kircheneingang und gegenüber dem Altar steht die herrschaftliche Bühne mit Holzgitter-Fenstern, auf die man außerhalb des Chors/Kirche im Langhaus über eine Treppe gelangt, die ein beidseitiges (angebrochenes) Geländer hat und eine Tür mit Banden (...)
Dach des Chores	Das dach auf dieser Chor-Kirche auch auf dem Thurm, so dann 4 Ecken das gewölbs am Thurn Sind mit Schiefferstein gedeckt	Das Dach auf Chor-Kirche, Turm und alle Gewölbeecken sind mit Schiefer gedeckt.
1735 Einsturz Querhausdach	und da das seiten gewölb und mauer der mittags seite in ad 1735	Da das Seitengewölbe samt südlicher Mauer (= Querhausarm süd) 1735 eingefallen ist, dadurch

Renovierung unter von Lippe	eingefallen, das mitternächtlicher seite aber gespalten gewesen so ist hernachmahls noch zu lebzeiten des ohnlängst abgelebten Herrn Commenthur graffen von der Lippe das gesprungene gewölß oder mauer abgenommen, beede neu aufgeführt und diese Kirche überall renovirt worden, mithin solche dermahlen in gutem standt Außgangs des Pfortgens außerhalb der ringmauer rechter	das Dach der Nordseite (= Querhausarm nord) gespalten war, wurden noch zu Lebzeiten des kürzlich verstorbenen Komturs Graf von Lippe das gesprungene Gewölbe bzw. die Mauer abgenommen, beide neu hochgezogen und die Kirche überall renoviert. Daher ist diese in gutem Zustand. Außen an der kleinen Pforte, außerhalb der Ringmauer rechts,
<i>Anm.:</i> Bei den Instandsetzungsarbeiten des Querhauses 1735/ 36 wurden die Giebelwände der Querhausarme neu hochgemauert und mit Spitzbogenfenstern versehen, analog zum Altarfenster. Vorher hatten die Giebelwände des Querhauses je zwei lanzettförmige Fenster; dies zeigt der Vergleich dem Schönborn-Plan. Ein Abschlussstein mit der leicht angespitzten Form der älteren schmalen Fenster fand sich beim Ziehen des Blitzschutzgrabens 2014 an der Basilika-Südseite vor den Arkaden. Er liegt derzeit im nördlichen Querhausarm neben anderen Steinfragmenten.		
S. 51 SÜDTERRASSE Steintisch Vereidigung der Schützen Dazu passt auf S. 99 (Schriftenverzeichnis)	hand steht an der alten Commenthürlichen Wohnung ein grosser 4 eckigter Steinern Tisch Zwischen einem niedrigen Mäuergen und der Ringmauer, woselbstn unter dem freyen Himmel alljährlich im Frühjahr von seiten des Hohen Ordens und der Commenden die Schützen von Leystern beEydiget werden. Ein eingebundenes Buch, worinnen die beEydigung der Schützen von Leystern, so jährlich zu Schiffenberg an dem Stein vor dem kleinen pförtgen unterm freyen himmel schwören müßen, befindlich.	steht an der alten Komturwohnung ein großer viereckiger Steintisch zwischen einem niedrigen Mäuerchen und der Ringmauer findet alljährlich im Frühjahr unter freiem Himmel die Vereidigung der Schützen von Leihgestern durch die Komture des Dt. Ordens statt. Ein gebundenes Buch mit der Eidesformel der Schützen von Leihgestern, die sie alljährlich an dem Stein(tisch) vor dem Pfortchen unter freiem Himmel schwören müssen.
<i>Anm.:</i> Der Steintisch steht heute noch in der westlichen Ecke der Terrasse, an der Wand zur Komturei. Eine Erwähnung findet sich im Roman „Eisele und Beisele“ (1848) von dem Volkskundler Wilhelm Riehl, der während seiner Studentenzeit auf dem Schiffenberg wohnte. Demnach traf man sich dort zum gemeinsamen Essen und Aussicht genießen. Im 18. Jhdt. hing oben an der Wand unter einer Gaube die Glocke, mit der das Gesinde gerufen wurde. Beschrieben wird diese im Inventar von 1761. Seit wann sie dort hing, ob sie ursprünglich woanders hing,		

<i>das ist bislang unbekannt. Das Besondere an dieser Glocke: sie hat eine <u>hebräische Inschrift</u>, darin die Jahreszahl 1515.</i> <i>Nach Übergabe des Schiffenbergs an das Großherzogtum Hessen wurde sie 1811 von der Landesregierung verkauft, an die Gemeinde Daubringen. Dort hing sie zunächst am Schulhaus (Walbe 1933, Bd.3, S.387), wurde 1969 in die neu erbaute Kirche gebracht und erklingt dort zusammen mit drei neuen Glocken (unveröffentlichtes Manuskript von Volker Hess, Daubringen).</i> <i>Der jüngste Befund eines Glocken-Experten, Dennis Willershausen aus Homberg/Efze, lautet: in der umlaufenden Inschrift ist auch ein Handwerksymbol zu erkennen. Die (Kupfer-)Schere wählte der Glockenbauer und Kupferschmied Hans Kortrog aus Homberg/Efze zur Kennzeichnung seiner Werke.</i>		
S. 51 (Fortsetz.) Ringmauer Spalierobst	Ferner geht daselbst ein gepflasterter Weg an der Ringmauer nach dem neuen Garten hinter der Scheuer, und sind an dieser Ringmauer Abricosen und Pfirsingbäume en evantaille* gepflanzt, und vor dieselbe Geländer, so mit rother und die Köpfe mit weißer öhlfarb angestrichen, hinuntergezogen.	Außerdem geht von dort ein gepflasterter Weg an der Hofmauer entlang zum neuen Garten hinter der Scheune. An der Ringmauer sind Aprikosen- und Pfirsichbäume in Fächerform gepflanzt und an weiß und rot gestrichenen Klettergerüsten gezogen (= Spalierobst).
<i>Anm.:</i> <i>*Eventail = Fächer: Die Zweige eines Spalierbaums müssen sich ausbreiten, wie ein Fächer; Arbre raillé en eventail = wie ein Fächer geschnittener Baum. In: „Natur-Geschichte derer Bäume“, von Hamel du Monceau, übersetzt von Carl Christoph Oelhafen von Schoellenbach, 1765, S.34.</i> <i>(Den Hinweis verdanke ich Prof. Roswitha Kirsch-Stracke vom Institut für Umweltplanung, Architektur und Landschaft an der Universität Hannover.)</i>		
S. 56 GÄRTEN Lustgarten	Ein Lustgarten in der Commenden zwischen der Kirche, Scheuer und Ställen gelegen, der Eingang in denselben ist am alten pferdstall durch die daselbstige mauer, vor demselben eine einfache Eichen Thür mit banden nebst kloben, Schloß und schlüssel, so dann einem vorwurff beschlagen. Dieser Lustgarten ist in 4 Quartier getheilet, aber nicht in Ordnung und wird dermahlen darinnen Gemüß gezogen, und sind darinnen an der Mauer und Kirchhoffwand verschiedene Zwergobstbäume, auf dem Land aber verschiedentliche hoch gewachsene Obstbäume.	Ein Lustgarten in der Kommende, zwischen Kirche, Scheune und Ställen gelegen, der Eingang in der Mauer am alten Pferdestall, davor eine einfache Eichentür (...) Der Lustgarten ist in vier Felder aufgeteilt, aber nicht in Ordnung. Darin wird Gemüse angebaut, an der Innenmauer und Wand zum Kirchhof wachsen verschiedene Zwerg-Obstbäume. Auf dem Land aber verschiedene hoch gewachsene Obstbäume.
<i>Anm.:</i> <i>Nach 1741 wurde der schon bestehende Lustgarten vor dem Kirchengebäude offenbar umgestaltet, evtl. auch vergrößert. Bereits die Pronner-Zeichnung, entstanden um 1751/52, zeigt acht querrrechteckige Felder mit immergrünen Bäumchen an allen Ecken.</i>		

Vor allem ist nun im mittleren Langhaus für die **Orangerie** eine weitere Quervand gezogen, sie lag im Bereiche des 3., 4. und 5. Arkadenbogens. Darin waren ein eiserner Ofen und Regale. Hier überwinterte man die Orangen- und Zitronenbäumchen, die im Sommer auf dem oberen Absatz des terrassierten Südbahns standen (siehe Pronner-Zeichnung). Die Eingangstür im vierten Arkadenbogen war zweiflügelig und hatte sogar Glasscheiben, was eine besondere Kostbarkeit bedeutete.

Überblick über das weitere Verzeichnis
Es gibt noch Grasgärten mit Obstbäumen, einen Hopfengarten für den Hopfenanbau und weitere Gemüsegärten. Alle Gärten sind von Hecken oder Zäunen umgeben, haben jeweils eine Tür mit Riegel. Danach folgt ab S.58 die Aufzählung der umliegenden Äcker, Wiesen und Weiden, der Waldungen und Teiche, die Beschreibung von Mühle und Forsthaus samt Stallungen.

Ab S.131 folgt die Beschreibung des Neubofs nach bekanntem Muster.

MOHG 103 (2018)

BEGLAUBUNG	status verfertigt, mithin über solche von dem Herrn Commenthur General Major Freyherrn von Brandt die gewöhnliche Reversales ausgestellt worden. Daß vorstehend à pag: 1 usq[ue] ad pag 149 beedes inclusive errichtete – dem wahren befund nach ausführlich beschriebene Inventarium über des Hohen Teutschen Ritter Ordens Commende Schiffenberg und deren appertinentien sich also weniger nicht befunden, und mir dem Nunmehrigen unterschriebenen Commenthur tradiret und überliefert worden, als auch	hat Herr Komtur Generalmajor Freiherr von Brandt dazu eine offizielle Versicherung ausgestellt. Dass die vorstehenden Seiten 1 bis 149 - dem wahren Bestand folgend - ein ausführlich beschriebenes Inventar der Kommende Schiffenberg des Hohen Deutschen Ritter Ordens, samt der dazugehörigen Güter, sind und mir, dem jetzigen Komtur überliefert wurden und
S. 150 Unterschriften + Stempel	ich der zeitige Verwalter solches zu meiner aufsicht, inspection und Verwahr zugeliefert bekommen, solches wird mittelst unserer nachstehenden allerseitigen Eigenhändigen unterschrifft und beygedruckten angebohrnen Signet und pettschafften respee. beurkundet und reversiret; So geschehen Commenden Schiffenberg den 13. Juny 1741 C:F: von Brandt⁵ Commenthur zu Schiffenberg Alexander von Diemar⁶ Commenthur zu Oberflörsheim Lachenwitz Ordensvogt der Balley Heßen S Bodenburg p.t. [pro tempore] Verwalter. Vorbeschriebenes Inventarium hat sich bey Installation des Commenthuren Freyherrn von Diemar nach dem in margine angemerckten ab- und Zugang also befunden, und wird mittelst unserer unterschrifften attestüret, Commende Schiffenb. d. 9 ten Marti. 1748	Ich als derzeitiger Verwalter alles unter meine Aufsicht, Kontrolle und Verwahrung übernommen habe, das wird mit den nachfolgenden eigenhändigen Unterschriften, den angebrachten Signet (Zeichen) und Stempel beurkundet und versichert. So geschehen auf der Kommende Schiffenberg am 13. Juni 1741 Gezeichnet: von Brandt, Komtur zu Schiffenberg Alexander von Diemar, Komtur zu Flörsheim Lachenwitz Ordensvogt der Ballei Hessen S. Bodenburg, derzeitiger Verwalter Das vorab beschriebene Inventar hat sich bei Einsetzung des Komtur Freiherr von Diemar befunden (wie die an den Rändern angemerckten Ab- und Zugänge zeigen) und wird mit unserer Unterschrift beglaubigt. Kommende Schiffenberg, 9.

	Alexander Freiherr von Diemar, Commenthur Lachenwitz S Bodenburg	Martini (= Martinstag 11.Nov.) 1748 Alexander Freiherr von Diemar, Komtur zu Lachenwitz S Bodenburg
	5) <i>Christian Friedrich von Brandt, Schiffenberg- Komtur 1741-1746 (vorher in Flörsheim 1733-41)</i> 6) <i>Adam Alexander von Diemar, Schiffenberg- Komtur 1748-1761 (vorher in Flörsheim 1741-1748)</i>	

Literatur und Quellen

Hermann Kalbfuß

1908/1909/1912/1918

- Kleinere Mitteilungen: Die Schiffenberger Kirche im 18. Jahrhundert, MOHG Bd. 16, 1908 (Zwei Inventarlisten des Dt. Ordens 1761 u. 1715)
- Kloster Schiffenberg bis zu seiner Einverleibung in den deutschen Orden 1323, Dissertation Universität Gießen 1909 (Inkl. Liste der Pröpste u. Urkunden)
- Die Kirche zu Schiffenberg, in MOHG Bd. 20, 1912 (darin Erwähnung der Grabungsfunde von Prof. Sauer zu den Ostapsiden)
- Die Beamten der Deutschordenskommande Schiffenberg, in MOHG 1918 (Liste der Komture)

Katharina Schaal

1996/2004

- Das Deutschordenshaus Marburg in der Reformationszeit. Der Säkularisationsversuch und die Inventare von 1543, Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landeskunde Bd. 15, hrsg. vom Landesamt für geschichtliche Landeskunde, Marburg 1996 (darin auch Schiffenberg-Inventar von 1543 mit Beschreibung der Kirche)
- Das Deutschordenshaus Schiffenberg in der frühen Neuzeit – Wohnkultur und Alltagsleben zwischen Reformation und Napoleon, in: Festschrift Heimatvereinigung Schiffenberg 2004

Schiffenberg-Inventare im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt

Inventar 1660: unter Sign. E 5 B Nr. 1452 (8 Seiten)

Inventar 1741/48: Sign. E 5 B Nr. 1454 (150 Seiten)

Schönborn-Pläne: Schiffenberg-Gebäude, Aufrisszeichnungen 1730

Sign.: Schönborn-Archiv, Karten und Pläne, K VII/26 II, Teil des Familienarchivs der Grafen von Schönborn-Wiesentheid im Staatsarchiv Würzburg

Historische Fotografien vom Innenraum der Basilika vor 1917 im Archiv Foto Marburg

Der Brunnen auf dem Schifffenberg

Einführung in die Historie

DAGMAR KLEIN

Dieser Beitrag ist einem bislang wenig beachteten Detail im Innenhof des Schifffenberg-Plateaus gewidmet, dem Brunnen. Bislang ist unbekannt, woher die Schifffenberg-Bewohner in früheren Zeiten ihr Wasser bezogen. Quellen sind zu vermuten, eine gibt es noch: am abschüssigen Nordhang, dort wo der Fünffziger-Gedenkstein steht.

Der heute noch beeindruckende Brunnen aus Buntsandstein, der vor der Gaststätte steht, wurde erbaut unter dem Schifffenberg-Komtur *Damian von Dönhoff* (1711-1730). Der achteckige Brunnen mit den geschweiften Ecken zeigt auf allen vier Seitenflächen das Dönhoffsche Wappen mit dem hochgereckten Eberkopf, darunter die Jahreszahl 1715. Auf dem Brunnenrand stehen zwei toskanische Steinsäulen einander gegenüber, mit schmalen Auflagepostamenten und Kugeln als oberer Abschluss.

Dazwischen sind noch Reste des Metallgestänges erhalten, das einst das Hochpumpen des Wassers aus dem 32 Meter tiefen Brunnen unterstützte. Dies geschah mittels eines Göpels und Pferdekraft. Auf alten Fotografien ist der Göpel noch erkennbar, mal mit Trense, mal mit Pferd. Die mechanische Verbindung war unterirdisch verlegt, wie der nachfolgende Beitrag von Arnulf Kuster und Florian Kupfer erklärt. Der Wasserauslauf samt Sandsteinbecken ist auf einigen historischen Aufnahmen ebenso zu erkennen wie das große Fass auf dem Brunnenrand, das als Wasserspeicher diente.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde die außenliegende Antriebsmechanik abgebaut, der Brunnen dient seitdem nur noch als blumengeschmücktes Dekorationselement. An der Stelle des Göpels befand sich eine Zeitlang ein Fahnenmast, seit der städtischen Neugestaltung der 1970er Jahre ist der Göpelkreis nur noch über die Pflasterung im Boden sichtbar.

Der Antriebsmechanismus der Pumpe im Brunnen auf dem Schiffenberg

ARNULF KUSTER UND FLORIAN KUPFER

Der Brunnen auf dem Schiffenberg war ursprünglich ein Ziehbrunnen. Wohl in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde eine Mechanik aus Hebeln, Zahnradgetrieben und Antriebswellen eingebaut. Diese sogenannten **Kraftwandler** setzen die eigentliche Pumpe in Bewegung. Denn das Wasserschöpfen aus einer Tiefe von ca. 32 m (lt. Längsschnittzeichnung von 1887) erfordert große menschliche Kraft. Dank der mechanischen Kraftübertragung konnte eine ergiebigere Wasserschüttung erreicht werden.

Ein Pferde-Göpel als Antrieb

Der Antriebsmechanismus der Pumpe wurde von einem **Pferde-Göpel (1)** in Bewegung gesetzt. Ein Göpel ist eine mechanische Vorrichtung zur Erzeugung einer Antriebskraft, der folgendermaßen funktioniert: Ein im Kreis laufendes Pferd drehte eine Deichsel, die mit einer senkrecht in einen Schacht von ca. 1m Tiefe führenden Eisenstange verbunden war. Am unteren Ende der gelagerten Stange befand sich ein **Zahnradgetriebe (2)** aus Gusseisen, das die weiteren Antriebswellen und Hebel bewegte.

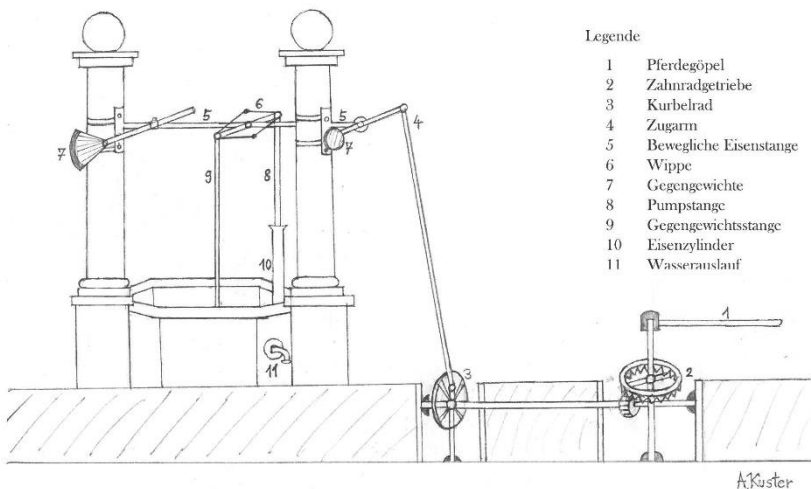


Der Mechanismus der Kraftübertragung auf die Pumpe

Das **Zahnradgetriebe (2)** bestand aus einem großen, horizontal drehenden Zahnrad und einem kleinen, vertikal drehenden Zahnrad. Das ineinandergreifen der beiden unterschiedlich großen Zahnräder bewirkt eine Kraftumwandlung: das kleinere Zahnrad dreht sich schneller als das größere und verstärkt damit die Kraft. Durch die unterschiedliche Anordnung der Zahnräder wurde die horizontale Drehbewegung (Göpel) in eine vertikale Bewegung übersetzt.

Mit dem kleineren Zahnrad war eine horizontal geführte Eisenstange verbunden, die in einem etwa 1 Meter tiefen Kanal geführt war. Die Stange drehte ein auf zwei Lagern aufliegendes **Kurbelrad (3)**, das sich in einem steinumrandeten kastenförmigen Schacht direkt neben dem Brunnen befand. Am Kurbelrad war der **Zugarm (4)** befestigt, das ist eine senkrecht nach oben geführte Eisenstange, die sich mit der Drehung des Kurbelrades auf und ab bewegte. Der Zugarm wiederum war über ein Gelenk mit einem Hebel verbunden, der den Hebemechanismus der Pumpe in Bewegung setzte. Der Hebel bestand aus einer **Wippe (6)**, die an einer beweglichen **Eisenstange (5)** zwischen den Sandsteinsäulen befestigt war.

Der Mechanismus der Kraftwandler zum Betreiben der Pumpe

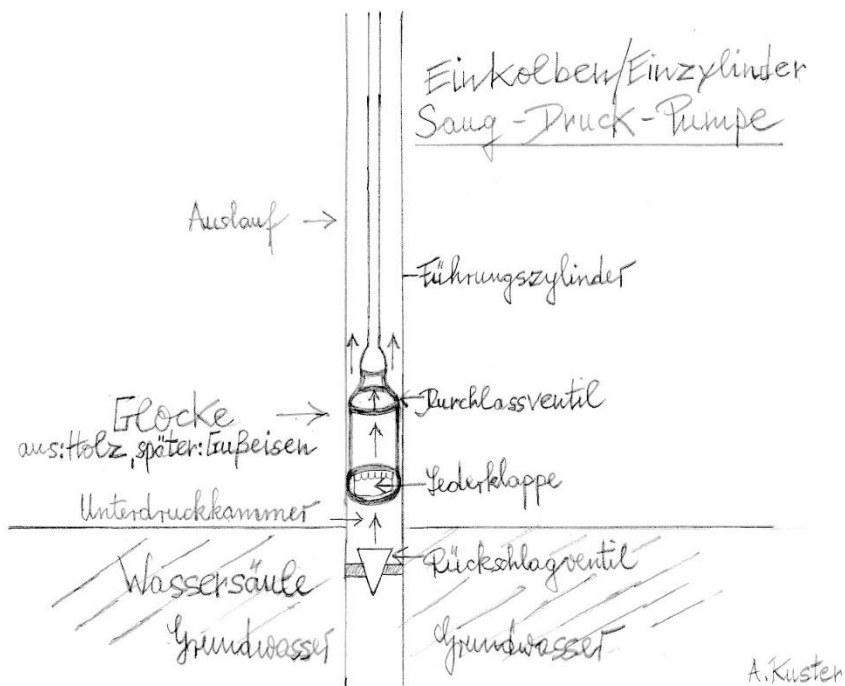


Der Hebemechanismus der Pumpe

Der Hebemechanismus erfolgte mittels zweier in den Brunnenschacht geführten Eisenstangen, die durch die Bewegung der **Wippe (6)** auf und ab geführt wurden. Die beiden noch vorhandenen Eisenstangen sind von unterschiedlicher Stärke. Sie haben unterschiedliche Funktionen. Die stärkere Stange wird durch ein gusseisernes **Zylinderrohr (10)** geführt (noch vorhanden), das am Brunnenrand verankert ist. Am unteren Ende dieser Stange war eine **Ein-Kolbenpumpe** befestigt

(existiert nicht mehr), die das Wasser direkt durch das Zylinderrohr nach oben oder aber in einer Steigleitung (existiert nicht mehr) zum Auslauf beförderte.

Die zweite, schwächere Eisenstange verläuft parallel zu der stärkeren Stange in dem Zylinderrohr und war ursprünglich direkt an dem Brunnenrand mit einer Führungsaufhängung befestigt. Das Gestänge war wegen der geringen Stärke und der wenig soliden Befestigung am Rande des Brunnens nicht als Pumpenkonstruktion geeignet. Daher ist anzunehmen, dass am unteren Ende dieser Stange ein **Gegengewicht** befestigt war, welches die Wippe im Gleichgewicht halten sollte. Deshalb wird die Stange hier als **Gegengewichtstange (9)** bezeichnet.



Die Funktion der Kolbenpumpe

Für das Funktionieren der Kolbenpumpe gibt es zwei mögliche Erklärungen. Nach der ersten Erklärung funktionierte die Pumpe durch die Auf- und Abwärtsbewegung eines Kolbens. Der Kolben war ein aus Gusseisen, früher aus Holz gefertigter Hohlraum- Zylinder. Bei der Aufwärtsbewegung des Kolbens entstand unterhalb des Kolbens ein Unterdruck in dem Zylinder. Durch die damit erzeugte Druckdifferenz gegenüber dem Normaldruck des Grundwassers wurde das Wasser in Bewegung gesetzt, d.h. angesaugt. Daher wird sie auch **Ein-Kolben-Saug-Druckpumpe** genannt. Durch diese Aufwärts- bzw. Ansaugbewegung öffnete sich ein in dem Zylinder angebrachtes Rückschlagventil, so dass das Wasser

in die Unterdruckkammer - d.h. der Raum zwischen Wassersäule und Kolbenboden – einströmen konnte. Mit der abwärts geführten Gegenbewegung des Kolbens schloss sich das Ventil wieder. Die Abwärtsbewegung des Kolbens drückte auf die in der Kammer befindliche Wassersäule und das Wasser strömte durch eine im Boden des Kolbens angebrachte Lederklappe, die sich mit nachlassendem Druck wieder schloss. Das Wasser stieg in den Hohlraum des Zylinderkolbens und weiter durch das am Kopfende angebrachte (Holz-)Ventil in den Führungszyylinder nach oben zu dem Auslauf.

Eine zweite Erklärung wäre, dass der Kolben massiv war, d.h. kein wasser-durchlässiges Ventil hatte, und als einfache Druckpumpe das Wasser in eine von dem Führungszyylinder abzweigende **Steigleitung zum Auslauf** nach oben drückte. Dieses Prinzip wird heute noch bei Gartenpumpen angewandt. Allerdings ist eine separat geführte Steigleitung bei der Konstruktion im Brunnen auf dem Schiffenberg nicht (mehr) erkennbar. Daher ist anzunehmen, dass dort die beschriebene Ein-Kolben-Saug-Druck-Konstruktion betrieben wurde.

Die Anfälligkeit der Pumpkonstruktion

Bei Anschauung der noch vorhandenen Teile der Anlage der Pumpkonstruktion am Brunnen auf dem Schiffenberg lässt sich vermuten, dass diese wegen der vielen Zahnrad-, Hebel- und Stangenverbindungen schwer in Gang zu setzen war. Auch dürfte die Masse der Eisenräder und -stangen und deren ungenaue Passungen zu Reibungsverlusten geführt haben. Diese Konstruktion dürfte daher störanfällig gewesen sein, was regelmäßige Kontrollen und Reparaturen notwendig machte. Zum Ausgleichen der ungleichmäßigen, teils ruckartigen Drehung des Kurbelrades und der stoßartigen Bewegung des daran angeschlossenen Hebearms, waren zwei schwere **Gegengewichte (7)** an der Eisenstange (5) zwischen den beiden Sandsteinsäulen angebracht. Dieser Ausgleich beruht auf dem Trägheitsprinzip und bewahrte die beiden Lager, auf denen die bewegliche Eisenstange auflag, vor dem Ausschlagen und ungleichmäßigen Schlingern. Von den gleichmäßigen Bewegungen des **Zugarms (4)** und der **Wippe (6)** hingen wiederum die gleichmäßige Auf- und Ab-Bewegung der beiden Stangen (8,9) und die gleichförmige Bewegung des Pumpzylinders (Zeichnung 2) ab.

Damit der schwergängige Mechanismus mit ausreichender Kraft bewegt und eine ausreichende Pumpleistung erzeugt werden konnte, wurden auch zwei Pferde zum Antrieb eingespannt. Ein Teil des gepumpten Wassers wurde in einem Fass als Vorrat gehalten, aus dem nach Bedarf kleinere Mengen für den Hausgebrauch gezapft wurden. Auf vielen historischen Fotos ist das Wasserfass auf dem Brunnenrand zu sehen.



Das aktuelle Foto zeigt die Reste des Pumpgestänges, die heute noch vorhanden sind. (Foto: Kuster)



Auf der Postkarte um 1910 sind Goepel und Trense noch vorhanden, das Wasserfass liegt auf der Brunnenabdeckung. (alle histor. Abbildungen aus dem Stadtarchiv Gießen)



Das Foto zeigt den Brunnenauslauf und den Trog darunter, am rechten Bildrand den Zugarm, der die Wippe in Bewegung setzt.



Dieses Foto zeigt den traurigen Zustand nachdem die Funktionsteile entfernt worden waren. Der genaue Zeitpunkt ist unbekannt.

„Vom Turnplatz aus muß sich unser ganzes Staats- leben sowie unsere ganze Kunst kerngesund neu entwickeln!“

Stellenwert und Bedeutung des Turnens bei den Gießener Schwarzen

NORBERT GISSEL

Einleitung

Die Frühphase der Turnbewegung (1811-1819) wird immer noch recht einseitig aus einer biographischen Perspektive mit dem Fokus auf Friedrich Ludwig Jahn betrachtet. Dass die Genese dieser Kulturform einschließlich ihrer politischen Implikationen vor allem in einem strukturellen Zusammenhang (Nationalbewegung) gesehen werden muss und dass an diesem Prozess auch andere Personen und Gruppen außer Jahn und seinem direkten Umfeld beteiligt waren, wird noch zu wenig beachtet. Dabei traten in der zeitgenössischen Wahrnehmung gerade die Gießener Schwarzen als radikalste Gruppe in den Vordergrund und in das Visier der Verfolgungsbehörden. In der Geschichts- und in der Literaturwissenschaft (nicht in der Sportwissenschaft!) findet die Gruppe um Karl Follen vermehrt Beachtung. Seien es die revolutionären Ideen und Bestrebungen oder sei es ihr literarisches Werk, dem zunehmend ein Platz in der politischen Vormärzlyrik zugewiesen wird. Exemplarisch kann auf die Follen - Biographie von Mehring verwiesen werden.

Das spezifisch sporthistorische Erkenntnisinteresse an den Gießener Schwarzen liegt natürlich vor allem in der Tatsache begründet, dass sie turnten, m.a.W., dass sie eine besondere bewegungskulturelle Praxis mit spezifischem Bedeutungsgehalt durchführten. Und es stellt sich die Frage, wie das zu ihren eigentlichen Intentionen, die auf Politik, Religion, Literatur und Wissenschaft gerichtet waren, passt. Der Beitrag geht also der Frage nach, was wir eigentlich über das Turnen der Gießener Schwarzen wissen (können) und welche Funktion es in Zusammenhang mit ihren politischen Bestrebungen hatte.¹ Dabei ist jedoch zunächst zu klären, was die charakteristischen Merkmale des Turnens im Vergleich zu anderen bewegungskulturellen Praxen wie Sport, Gymnastik oder Spiel ausmachen. Danach sollen die Gießener Schwarzen in ihrer Sozial- und Organisationsstruktur vorgestellt werden. Weiter sind ihre politischen Vorstellungen und Ziele zu betrachten, um ihre Handlungsweisen und Strategien nachvollziehen zu können. Das Turnen wird dann als

1 Hierzu wurde der Bericht No XX der Central-Untersuchungs-Kommission zu Mainz (Über das Turnwesen) in der von Braun, Langenfeld & Kunze bearbeiteten Druckversion auf Hinweise zum Turnen der Gießener Schwarzen untersucht (Braun et. al. 1998).

Bestandteil ihrer programmatischen und propagandistischen Intentionen interpretiert.

Was ist Turnen?²

Kennzeichnend für die Kulturform des Turnens ist nicht die enge in den Wertungsvorschriften der FIG (Cote de Pointage) festgelegte Anzahl von Übungselementen an Geräten, sondern eine breite Vielfalt an Leibesübungen. In der Frühphase des Turnens auf der Berliner Hasenheide unter der Anleitung von Friedrich Ludwig Jahn standen zunächst Spielformen³ im Vordergrund, sie wurden ergänzt durch maritime Kletterkünste und Wanderungen (Turnfahrten). Die Wanderungen boten vielfältige Anlässe für Spiele und geländebedingte Kraft- und Gewandtheitsübungen. Ihr Hauptzweck war jedoch, so Bernetts Quellen, „durch Land- und Leutekunde dem eigenen Volkstum nachzuspüren“ (S. 31). Die Vereinigung auf Geräte-, Frei- und Ordnungsübungen erfolgte infolge der „Turnsperre“ sowie der anschließenden Verschulung durch Adolf Spieß. Das eigentliche Bewegungsanliegen des Turnens hingegen hat eine unglaubliche Modernität, das sich heute vor allem in sog. Trendsportarten wieder zeigt: „es wird entdeckt, erfunden, ersonnen, versucht, erprobt und vorgemacht“ (S. 33). „Der Turnplatz bedarf also der mannigfaltigsten Geräte als ebenso vieler Ersatzstücke für Vorkommnisse des Lebens“ (S. 35).

Auch der dahinterliegende Bildungsgedanke weist diese Modernität auf: Bernett zitiert Guts Muths: „Je mehr wir aber den Körper mit den Gegenständen umher in Kollision bringen, das heißt, je mehr wir ihn üben, um so mehr werden seine Organe geschärft“ (S. 35). Durch Irritationen, durch die Konfrontation mit unbekannten Bewegungsproblemen, durch eine genetische Auseinandersetzung mit den Problemen und eine anschließende Rückkehr zu sich selbst (Gadamer, 2010⁴) entsteht ein neues Verstehen und damit leibhaftige Bildung. „Eine Kollision mit der Dingwelt (bewirkt) sinnlich-geistige Bildung“ (S. 35). Die Leibesübungen dienen damit nicht nur dazu, den Körper zu trainieren und seine Sinne zu schulen (Sensualismus), in der Auseinandersetzung mit dem Bewegungsproblem vollzieht

2 Der Pädagoge und Historiker Hajo Bernett hatte 1965 in einer grundlegenden phänomenologischen Arbeit aus einer Fülle von historischen Dokumenten die grundlegenden Merkmale der „Grundformen der Leibesübungen“ beschrieben. Seine Interpretationen zum Turnen werden hier komprimiert wiedergegeben, da vor dieser Folie die emotionalisierende Wirkung des Turnens auch bei den Gießener Schwarzen transparent wird. Die Zitate dieses Kapitels entstammen aus Bernett, H. (1965). *Grundformen der Leibeserziehung*. Schorndorf: Hofmann.

3 Bernett zitiert Jahn: „Ohne Turnspiele kann das Turnwesen nicht gedeihen, ohne Spielplatz ist ein Turnplatz nicht denkbar“. Es handelte sich dabei vorwiegend um Lauf-, Fang- und Kriegsspiele wie z.B. „wer hat Angst vorm schwarzen Mann“ (vgl. Richartz, 1999). Bernett charakterisiert die damaligen turnerischen Spiele als „organisierte Klassenprügeleien“.

4 Gadamer weist in seiner Wissenschaftstheorie darauf hin, dass Lernen, Verstehen und somit Bildung auf Verstörungen und Entfremdungen angewiesen sind. Nur indem wir uns auf etwas Fremdes, Widerständiges einlassen, kann es zu einer „Rückkehr zu sich selbst aus dem Anderssein“ kommen. Diese „Rückkehr“ mache das „Wesen der Bildung“ aus, so Gadamer (2010, S. 19 f.).

sich eine Persönlichkeitsentwicklung. Die Turnbewegung hat damit die Grundidee der „kategorialen Bildung“ (Klafki⁵) vorweggenommen.

Die „Beherrschung der Gegenstandswelt“ wird also verbunden mit „der Beherrschung des Körpers“. Und aus diesem Übungsprozess, der „Kraft, Wagemut und Willenskraft“ (S. 36) erfordert, soll sich die Persönlichkeit entwickeln: Bernett spricht von „Willensbildung“ und „Charakterbildung“ (ebd.). An dieser Stelle kommt ein Bildungsmotiv hinzu, das in der Auseinandersetzung mit der Turnbewegung meist übersehen wird: „Die christliche Haltung erfüllt sich in der gewissenhaften Sorge für den Leib als Tempel des Heiligen Geistes“ (S. 37). Der Turner ist nicht nur frisch, frei und fröhlich, sondern vor allem *fromm*! Die frühe Turnbewegung war von einer protestantischen, ja geradezu puritanistischer Ethik beseelt. Dem deutschen Turnerstaat sollten der deutsche Burschenstaat, dann eine deutsche (protestantische) Einheitskirche und schließlich der deutsche verfassungs-gestützte Bundesstaat folgen. Luther war Anlass und Vorbild für das Wartburgfest der Burschenturner von 1817.

Aus dieser Ethik lässt sich ein weiteres Postulat ableiten, das Bernett besonders herausgearbeitet hat: „... daß er seines Körpers Herr werde und Haltung beweise; denn die gute Haltung sei Ausdruck der Herrschaft des sittlichen Willensvermögens über den Körper“ (S. 37). Die Selbstbeherrschung wird zur „sittlichen Grundlage des turnerischen Haltungsbewusstseins“ (ebd.). Bernetts Haltungsbegriff kann mit Bourdieus⁶ Begriff des „Habitus“ verglichen werden. Turner verinnerlichen und verkörperlichen soziale Wertmuster in ihrem Habitus, und dieser wiederum beeinflusst zukünftige Wahrnehmungs- und Entscheidungsschemata. Bernett zitiert den Gießener Realschuldirektor Lorey: „Unter der körperlichen Haltung eines Menschen versteht man nicht seine Körperform und Entwicklung, sondern die Art und Weise, wie sein inneres, geistiges und seelisches Leben, namentlich sein Wollen, in dem Körper zur äußeren (...) Erscheinung kommt“ (S. 45).

Zu den sozialen Wertmustern gehört ein bestimmter Männlichkeits- und Gemeinschaftsbegriff. „Turnen ist eo ipso staatsbürgerliche Erziehung“ (S. 39). In dem Streben nach „Einheit, Freiheit und Deutschheit“, das natürlich vor dem epochalen Hintergrund des 19. Jh. bis zur Nationsgründung interpretiert werden muss,

5 Wolfgang Klafki (1927–2016) gilt als der führende Bildungstheoretiker des 20. Jh. Er hat in seinen Studien aufgezeigt, dass das Anhäufen von Wissensbeständen und Fertigkeiten im Rahmen einer schulischen Allgemeinbildung unzureichend ist (sog. „materiale“ Bildung). In der Auseinandersetzung mit natürlichen, kulturellen oder sozialen Sachverhalten (Lerngegenständen) muss es zugleich auch zu weitergehenden Einsichten (z.B. über sich selbst) kommen (sog. „doppelte Erschließung“). Durch das Bearbeiten von Lerninhalten sollen Heranwachsende in die Lage versetzt werden, neue Sichtweisen und Lerntechniken zu erkennen, die es ihnen ermöglichen, sich die Welt zukünftig eigenständig zu „erschließen“ (vgl. Klafki, 2007, S. 144).

6 Der Sozialphilosoph Pierre Bourdieu (1930–2002) gilt als führender Vertreter und Vordenker der Körpersoziologie. Mit seinem Habitusbegriff bringt er zum Ausdruck, dass Menschen die sozialen Strukturen ihrer Umwelt in sich quasi körperlich aufnehmen und zugleich damit ihren sozialen Status körperlich demonstrieren. Der Habitusbegriff ist Voraussetzung für das Verständnis einer eigenständigen unbewussten Körperintelligenz.

sieht Bernett einen „hohen sittlich-nationalen Gehalt“ der turnerischen „Volkserziehung“ (S. 39). Haltung sei „Ausdruck der Herrschaft des sittlichen Willensvermögens über den Körper“; sie sei nicht nur Aufgabe des Einzelnen, sondern „am Ende das Ergebnis der ganzen Kulturentwicklung eines Volkes“ (S. 45).

Bernett wendet aber ein, dass das turnerische Bildungsideal nicht auf ein „patriotisch-soldatisches“ Motiv verkürzt werden darf. „Kraftvolle Männlichkeit“ sei kein Selbstzweck, sondern diene der „Wiederherstellung eines ganzheitlich-harmonischen Menschenbildes“ (S. 40); die politische Erziehung verbinde sich mit neuhumanistischem Gedankengut.

In Bezug auf den *Leistungsgedanken* ergibt sich ein entscheidender Unterschied zum Sport. Es geht nicht darum, eine vorgegebene Bewegungsform unter normierten Bedingungen *besser* als andere durchzuführen, sondern es geht um die Selbstdisziplin, eine wagnisbesetzte Bewegungsaufgabe, möglichst unter Wahrung der Haltung, überhaupt durchzuführen. Die Anforderung lautet also nicht: Wer kann es am besten, sondern: Schaffe *ich* das? Im Gegensatz zum Sport ist die turnerische Bewegung „weder ziel- noch zweckgerichtet; sie gewinnt ihre Form im „Halt“ der Haltung“ (S. 47). Es geht um die „willensgeprägte Beherrschung der Körperführung“ (ebd.).

Die Einzelleistung ist eingebettet in eine „genossenschaftliche turnerische Lebensform“ (S. 42). „Der Turner soll sich dem Gemeinsamen, Kommunen und Ganzen verbunden fühlen. (...) Das nach körperlicher Beherrschung, Allseitigkeit und Gemeinschaft strebende Ich formt sich (...) zur disziplinierten, verantwortungsbewussten Persönlichkeit“ (S. 48). Das Ideal der disziplinierten Haltung läuft jedoch Gefahr, in einem „Maschinenturnen“ (S. 45) zu erstarren. Sowohl Vertreter des Sports als auch der Gymnastik kritisieren, dass die „Starrheit der Geräte“ auch zu „einer Starrheit der Turnerpsyche“ und zu einem „Kadavergehorsam“ führe (S. 46). Betrachtet man die Geschichte des deutschen Turnens im Längsschnitt, so muss man feststellen, dass die Bewegung immer wieder Gefahr lief, aus ihrem freizeithaften „demokratischen Grundzug“ (S.41) zu entgleisen. Eine ideologische Instrumentalisierung des Turnens liegt nach Bernett dann vor, wenn die „turnerische Gesinnung“ in eine „Erziehung zur Subordination“ umschlägt (S. 48).

Vom Lesezirkel zum Geheimbund. Organisationsgeschichtliche Notizen.

Die Universität Gießen war zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine erstarrte Universität, fest in den Händen alteingesessener hessischer Gelehrtenfamilien, die politisch ihrem Landesvater meist treu ergeben waren.⁷ Die Umwälzungen, die die neuhumanistische Bildungsreform mit sich bringen sollte, waren zu dieser Zeit noch weit von Gießen entfernt. Umso intensiver und radikaler setzten sich jedoch die Studenten mit ihren historisch-gesellschaftlichen Bedingungen auseinander. An keiner anderen Universität Deutschlands wurde konsequenter über das Staatssystem der Zukunft, die parlamentarische Demokratie, nachgedacht, und an keiner anderen Universität wurde intensiver auf die Durchsetzung dieser Regierungsform

7 Vgl. Moraw (1982).

hingearbeitet. In den Jahren 1814 bis 1819 legten die Gießener Schwarzen den Keim für die deutsche Demokratiebewegung.

Nach dem Ende der sog. „Befreiungskriege“ entstand im November 1814 eine *Teutsche Lesegesellschaft zur Erreichung vaterländisch wissenschaftlicher Ziele*. Zu den Initiatoren sind Friedrich Gottlieb Welcker, August (Adolf Ludwig) Follen, der älteste der drei Follen-Brüder, und wohl auch Friedrich Ludwig Weidig zu zählen. An den Versammlungen beteiligten sich zunächst etwa 70, später bis zu 150 Studenten (das heißt jeder zweite Student!). Es wurden patriotische Schriften, vor allem von Arndt und Körner gelesen und diskutiert. Nach Haupt wurde schon hier eine schwarze Tracht als Symbol der Gleichheit getragen und erste Turnübungen noch ohne feste Geräte veranstaltet. August Follen, der in dieser Lesegesellschaft offensichtlich eine führende Rolle innehatte, geriet bald in Auseinandersetzungen mit Anhängern von studentischen Landsmannschaften und mit Offizieren der örtlichen Garnison. Es kam zu mehreren Duellen, August Follen musste die Universität verlassen und ging nach Heidelberg, wo er bald erheblichen Einfluss auf die dortige Burschenschaft gewann und sie geradezu zu einer Dependence der Schwarzen machte.

Aufgrund dieser Auseinandersetzungen wurde die Gießener Lesegesellschaft durch die Universitätsleitung verboten. Die Studenten reagierten mit der Gründung der Burschenschaft *Germania* im Sommer 1815. Diese Gründung erfolgte zeitgleich mit dem Aufbau der sog. Urburschenschaft in Jena. Karl Follen selber hatte in seiner Darstellung der Geschichte der Burschenschaft 1818 geschrieben, die Gießener *Germania* sei die erste durch eine freie, der Burschenbestimmung entsprechende Vereinigung der Burschenschaft an einer deutschen Universität gewesen.⁸

Nach dem Wiener Kongress hatte sich die politische Stimmung auch und gerade in Gießen wesentlich verschärft. Der Chronist Schmuck (1883) rechtfertigt die nun folgende politische Agitation der Turner und Burschenschaftler: „(...) da das Volk ja auf's schmachlichste enttäuscht worden war und vergebens auf gleiches Recht für alle hoffte“.⁹ Ziel der Burschenschaft war es, an der Universität, im Studentenstaate, die Einheit für ein künftiges Deutsches Reich vorwegzunehmen. Wenn die zukünftige gesellschaftliche Elite vereint ist, sei die staatliche Einheit nur eine Frage der Zeit, so glaubte man. Johannes Wit schrieb zu dem Zusammenhang Turnen und Burschenschaft: „Deshalb strebten wir in Schule und Turnplätzen, ein freies Leben zu erwecken, damit einst, wenn die jetzigen Knaben Männer geworden, Deutschland einer freien Verfassung wert ist“.¹⁰

Die Gießener Burschenschaft, die wegen ihrer Tracht nun z. T. aus Spott, zum Teil aus Respekt „die Schwarzen“ genannt wurde, wollte diese Einheit durch das moralische Übergewicht, also durch die Überzeugungskraft von politischen Argumenten und vorbildlicher Erscheinung erringen. Höchste Sittsamkeit, Bildungs-

8 Follen (1818), S. 11.

9 Schmuck (1883), S. 9.

10 Zit. n. Braun et. al. (1998), S. 185.

streben und strenge Religiosität wurden zur Norm erhoben.¹¹ Das ausschweifende Studentenleben und der Komment der Landsmannschaften wurden abgelehnt. Auch hier hatte das Turnen eine bestimmte Funktion, nämlich festzustellen, ob neue, junge Interessenten charakterfest genug für eine Mitgliedschaft waren. „(...) denn ein freies und einiges Vaterland erforderte auch körperlich und sittlich freie, durch Gemeingeist zusammengehaltene Männer, wie sie auf dem Turnplatz erzogen wurden.“¹² Der Untersuchungsbericht über das Turnwesen schildert einen Fall, in dem ein Student betrunken auf den Gießener Turnplatz gekommen war und der daraufhin ausgeschlossen wurde. Der Turnplatz war eine „Prüfungsschule“ für die Burschenschaft.¹³

Es kam aber nicht zur Einigung der Studentenschaft, sondern die Auseinandersetzungen zwischen den Schwarzen und den Landsmannschaften gewannen an Schärfe und sie wurden in der Regel in Duellen ausgetragen. Karl Follen war mittlerweile zur „Seele“ des Vereins geworden und so musste er sich auch körperlich beweisen:

„So focht er in jenem Sommer mehrere der hartnäckigsten Zweikämpfe aus, die wohl je auf deutschen Universitäten vorgekommen sind, ohne jedoch irgend Schaden zu leiden. Gerade weil er den rohen Zweikampf künftig ganz zu beseitigen dachte, glaubte er, zuvor zeigen zu müssen, daß es zum Führen des Schwertes ihm an Muth nicht gebrach.“¹⁴

Folge der Auseinandersetzungen war, dass die Germania verboten wurde, ebenso der folgende *Bildungs- und Freundschaftsverein* und schließlich die sog. *Ehrenspiegelburschenschaft*, die in Vorbereitung auf das Wartburgfest als Vorbild für eine einheitliche deutsche Burschenschaft gedacht war. Aus der Organisationsform des öffentlichen Vereins wurde durch die Repression des Universitätsgerichts schließlich ein Geheimbund, die *Unbedingten*. Ziel dieses Geheimbundes war es, „die Besseren, die Ersten, die Unbedingten näher zusammenzubringen und so auch für die Burschenschaft ein geistiger Mittelpunkt zu werden“.¹⁵ Es war das Ziel des Geheimbundes, vor allem durch Studienortswechsel an allen wichtigen deutschen Universitäten ähnliche Zirkel aufzubauen, um die Burschenschaft quasi zu unterwandern und ihre Führerschaft zu gewinnen. Zirkel der Unbedingten sind u. a. in Berlin, Halle, Göttingen, Heidelberg, Trier, Bonn, Freiburg und Marburg nachzuweisen. Karl Follen selber ging nach seinem Juraexamen 1818 nach Jena, um dort die Burschenschaft zu radikalisieren.¹⁶

11 Nach Richartz führen solche „Idealbildungen“ zwangsläufig zu „Spaltungsprozessen“. Dem „Fremden, Schlechten, Niedrigen“ werden Idealbilder gegenübergestellt als „projektive Zuschreibungen“. So führen Idealisierungen zu Ab- und Ausgrenzungen, einer „verhängnisvollen Implikation“ der Nationalbewegung (Richartz, 1999, S. 21).

12 Schmuck (1883), S. 4.

13 Zit. n. Braun et. al. (1998), S. 135.

14 Münch (1873), S. 8.

15 Haupt (1907), S. 77.

16 Karl Follen konnte sich gegenüber den etablierten Kräften der dortigen Burschenschaft nicht durchsetzen. Er gelang ihm aber einen kleinen Kreis an „Unbedingten“ um sich scharen. Dazu gehörte auch Karl Sand, der durch seinen Mord an dem Dichter Kotzebue

Diese Organisationsgeschichte ist u.a. deshalb interessant, weil der Historiker Düding vehement die These vertreten hat, Öffentlichkeit sei das zentrale Merkmal der frühen Nationalbewegung gewesen. Hier sieht es so aus, dass die Schwarzen in dem Moment ihre größte Schlagkraft bekamen, als sie sich in einen Geheimbund wandelten. Dennoch waren natürlich auch sie bestrebt, einen großen Sympathisantenkreis aufzubauen und die Öffentlichkeit auf die Revolution vorzubereiten. Aber sie taten dies eben aus der Organisationsform eines Geheimbundes und nicht eines öffentlichen Vereins. Jahn hatte sich übrigens dezidiert von der Form des Geheimbundes distanziert. Er habe nie staatsgefährdende Tendenzen verfolgt und das Turnen nur in der Öffentlichkeit durchgeführt: „Die Seele des Turnlebens ist das Volksleben, und dies gedeiht nur in Öffentlichkeit, in Luft und Licht. Das Volksleben zerstört man aber durch (...) geheime Bünde und geheime Schergen.“¹⁷

Die Führungspersönlichkeit Karl Follen

Karl Follen wurde am 4. September 1796 in Romrod (Vogelsberg) geboren. Sein Vater war Advokat und später Landrichter in Oberhessen. Seine Mutter starb 1799 bei der Geburt seines jüngeren Bruders Paul. Zuverlässige Quellen über seine kindliche Sozialisation liegen nicht vor. Die Angaben in dem von Follens Witwe herausgegeben „Works of Charles Follen“ sind verklärt und auch die Aussagen bei Münch und Haupt wirken eher spekulativ. Die Erziehung durch seinen Vater scheint jedoch stark von religiösen und nationalistischen Wertmaßstäben geprägt gewesen zu sein. Bemerkenswert ist, dass Karl Follen in der vorgymnasialen Zeit durch einen jüdischen Hauslehrer unterrichtet wurden.¹⁸ Das ist deshalb interessant, weil zuweilen in der Literatur ein Antisemitismusvorwurf gegen die Gießener Schwarzen erhoben wurde, ein Vorwurf, der aber nicht haltbar ist.¹⁹ Carl Vogt, späterer Paulskirchenabgeordneter und Neffe der Follen-Brüder, schrieb in seinen Erinnerungen in Bezug auf den Hauslehrer, den Vater und seine Erziehung: „Der Großvater hatte überhaupt die Juden gern, ihr Geist, behauptete er, sei wie ein scharf geschliffenes Rasiermesser.“²⁰

Seine Gymnasialzeit verbrachte Karl Follen am Pädagogium in Gießen; sein Lehrer war Friedrich Gottlieb Welcker, der zu den bedeutendsten geisteswissenschaftlichen Gelehrten des 19. Jh. gehörte.²¹ Welcker war u.a. Hauslehrer bei Wilhelm v. Humboldt, Vertrauter Goethes, Körners, der Brüder Grimm, Schlegels, Matthias Claudius und Weidigs. Zweifellos hatte Karl Follen ihm einen wesentlichen Teil seiner überragenden Bildung zu verdanken. Mit Welcker beteiligte sich

die Karlsbader Beschlüsse und damit die Verfolgung der Turner und Burschenschaftler auslöste.

17 Zit. n. Braun et. al. (1998), S. 139.

18 Bei Mehring (2004, S. 11) heißt es: „Christoph Follenius nahm die Dienste einer älteren jüdischen Dame namens Susskind in Anspruch, um den Haushalt zu führen. Da der Vater nicht alleine den erzieherischen Aufgaben nachkommen konnte, schickte er mit Ausnahme von Karl die übrigen Kinder zu den beiden Grosseltern.“

19 Vgl. hierzu Gissel (2003).

20 Vogt (1896), S. 10 f.

21 Vgl. Gissel (1995), S. 55 f. und Mehring (2004), S. 19 ff.

Karl Follen in einer freiwilligen Jägereinheit am „Befreiungskrieg“ gegen Napoleon, die allerdings nicht mehr zum Einsatz kam.

Die politische Lage hatte übrigens in Hessen-Darmstadt wesentlich mehr Brisanz als in Preußen. Der hessische Landgraf hatte sich im Rheinbund Napoleon angeschlossen und davon wesentlich profitiert. In den Augen der hessischen Intellektuellen war er ein Nationalverräter. Dass der Darmstädter Fürst im letzten Moment die Fahnen wechselte und Einheiten gegen Napoleon aufstellen ließ, änderte hieran auch nichts mehr.²²

Gerade hier stellt sich natürlich die Frage, was war das eigentlich für ein Mensch, dieser Karl Follen? Wie konnte es ihm gelingen, eine solch dominierende Position innerhalb der Gruppe einzunehmen. Es liegen eine Reihe von Beschreibungen aus dem Kreis seiner Anhänger über ihn vor. Beispielfhaft hier Ausschnitte von Münch:

„Die merkwürdigste Person unter den teutschen Aechtern war wohl unstrittig Karl Follenius. Er erschien durch und durch wissenschaftlich gebildet; und gewiß gab es nicht viele gründlicher ausgestattete Leute unter den damaligen Demagogen, als er (...) Er konnte kalt und warm, Schwärmer und Philosoph, Christ und Rationalist, Dichter und Politiker zugleich seyn. Seine frommen mystischen Gedichte waren ungemein auf den unter der Jugend herrschenden Hang berechnet und er bearbeitet sie dadurch für seine Zwecke (...) In seinem freundlichen Lächeln, in seinen brüderlichen Reden lag der blutigste Terrorismus versteckt und wenn er jemals gezittert hat, so that er es vor seinen eigenen geheimen Gedanken. Alle übrigen Demagogen, selbst die älteren, wurden entweder von ihm geleitet, oder er versuchte es wenigstens, sie zu leiten und sie zu brauchen“.²³

Wir sehen also eine Reihe von Eigenschaften, die im Wesentlichen auch von anderen Quellen bestätigt werden: Eine tiefe Religiosität, eine überragende juristische, politische und geisteswissenschaftliche Bildung, große rhetorische und psychologische Fähigkeiten und schließlich turnerische Fertigkeiten, die mit dazu beitrugen, dass er unwidersprochen als Autorität akzeptiert wurde.

Die politischen Ziele der Gießener Schwarzen

Von Jahn können wir annehmen, dass er das Ziel einer konstitutionellen Monarchie unter Führung Preußens anstrebte. Allerdings liegen von ihm keine analytischen politischen Abhandlungen vor, die in einer differenzierten programmatischen Weise seine Intentionen erläutern. Ganz anders von den Gießener Schwarzen und Karl Follen. Während sich die politischen Absichten bis zum Wiener Kongress bei den Gießenern wohl noch nicht wesentlich von Jahn und seinen Turnern unterschied, änderte sich dies ab 1816 gewaltig. Ende 1817 entstand im Kreise der Unbedingten ein Entwurf für eine künftige deutsche Reichsverfassung. Es lässt sich nicht entscheiden, ob dieser Entwurf als eine Folge des Wartburgfestes anzu-

22 Wenn man danach fragt, warum sich gerade in Oberhessen die radikalste politische Gruppierung bildete, ist weiter darauf hinzuweisen, dass die Lebensbedingungen in der kargen bäuerlichen Landschaft erbärmlich und die Not allgegenwärtig waren.

23 Münch (1836), S. 459.

sehen ist, oder ob an seinem Entwurf bereits zuvor gearbeitet wurde. Federführend waren August und Karl Follen, die beide nicht am Wartburgfest teilnahmen. Es liegen weiterhin detaillierte Erläuterungen über diesen Entwurf und die politischen Zielsetzungen der Schwarzen vor, die von Johannes Wit aus dem englischen Exil überliefert wurden und aller Wahrscheinlichkeit nach von Karl Follen stammen.

Die Gießener Schwarzen wollten die Republik. Und als Weg dorthin hatten sie die Revolution vorgesehen. Ihr 34 Paragraphen umfassender Verfassungsentwurf ist wohl das früheste Zeugnis in der deutschen Demokratiegeschichte, in dem alle Merkmale einer modernen föderalen parlamentarischen Demokratie beschrieben werden. Gleiches Wahlrecht für alle, Gewaltenteilung mit einer unabhängigen Judikative, freie Bildung für alle, Pressefreiheit, Freiheit der Wissenschaft und Freiheit des Handels. Zwei Einschränkungen müssen jedoch gemacht werden: An gleiche Rechte für Frauen hat man noch nicht gedacht und es ist ein überzogenes christlich-protestantisches Sendungsbewusstsein festzustellen. Alle Glaubensgemeinschaften, die als „Sekten“ bezeichnet wurden, wie z.B. die katholische oder jüdische, sollen in einer einheitlichen deutschen lutheranischen Kirche aufgehen. Theoretische Bezugspunkte des Verfassungsentwurfs waren Rousseaus Gesellschaftsvertrag und die Verfassung der Französischen Revolution. Es handelt sich bei diesem Entwurf aber keinesfalls um ein Plagiat, sondern um ein originäres Dokument, das seines gleichen sucht. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man ergänzend die von Wit überlieferten politisch-theoretischen Erläuterungen Follens liest, in denen er sich differenziert mit dem Rechtsbegriff auseinandersetzt. Es fällt schwer, sich der Faszination zu entziehen, die von der Genialität dieser Schriften ausgeht, die Karl Follen im Alter von gerade einmal 21 Jahren verfasst hat. Dass man zur Umsetzung dieser Ziele auch Gewalt für gerechtfertigt hielt, daran ließ Karl Follen keinen Zweifel:

„Die Notwendigkeit ist eisern und unerbittlich, das Extrem des Ultra-Despotismus erzeugte das des Ultra- Liberalismus, allein jenes ist die primitive Ursache, diese die notwendige Folge; je stärker die Action, desto gewaltsamer die Reaction. Unsere neue Revolution wird auch nicht ohne Blutvergießen abgehen können. (...) Wir sind keinesfalls Revolutionäre, sondern Conterrevolutionäre (...) Alles ist erlaubt gegen die Mörder unserer Freiheit. Es ist nicht bloß unsere individuelle Meinung; wir könnten uns irren, alleine das ganze Volk klagt und jammert; da ist es die Pflicht zu retten, oder zu sterben.“²⁴

Trotz dieser martialischen Formulierungen finden wir eine deutliche Abgrenzung zu den Grausamkeiten der Französischen Revolution und insbesondere zu Robespierre:

„Jene erste (die Französische Revolution, Anm. N. G.) entstand aus Haß gegen die Knechtschaft, die heutige aus Liebe zur Freiheit; jene dachte nur daran, zu zerstören, diese zu schaffen. (...) Ein Robespierre (...) wird jetzt nicht mehr auftreten können. (...) er besaß alle Tugenden eines Republikaners; allein die Mißbräuche

24 Karl Follen in Wit (1830), S. 344.

waren so groß, sein Haß gegen das Schlechte so gesteigert, daß er viel zu weit ging.“²⁵

Die Entwicklung des Turnens in Gießen

Entscheidend für den Erfolg der politischen Zielsetzungen war natürlich, wie weit es gelang, die Bevölkerung mit den Ideen bekannt zu machen und sie vor allem auch zu emotionalisieren. Und hier spielte das Turnen eine entscheidende Rolle. An Hand verschiedener Zitate werde ich versuchen zu zeigen, dass diese Strategie auf unterschiedlichen Ebenen erfolgte. Wie idealistisch die Vorstellungen der Schwarzen von der propagandistischen Wirkung des Turnens waren, zeigt ein Brief August Follens vom 14. Oktober 1818. Darin heißt es:

„Was ist wichtiger in unserer Zeit als alles das, was zu Nutz und Frommen der Turner geschieht? (...) Vom Turnplatz aus muß sich unser ganzes Staatsleben, sowie unsere ganze Kunst kerngesund neu entwickeln. Hier soll der Maler wieder beim göttlichen Meister, dem Leben, in die Schule gehen. Ein gutes Turnlied ist mir lieber als der ganze Fouque‘ und Goethe.“²⁶

Nach Haupt wurde bereits 1814 in der Lesegesellschaft geturnt. Da auch Weidig, der im selben Jahr ja bereits im benachbarten Butzbach den ersten Turnplatz in Hessen eröffnet hatte, zum Umfeld der Schwarzen gehörte, ist dies durchaus plausibel. Nach den Untersuchungsberichten wurde dann 1816 ein Turnplatz in Gießen aufgebaut. Dazu heißt es in einem Brief des Studenten Pfaffenberger an den Justizrat Hoffmann:

„Es erhebt sich hier zugleich unter den Studenten eine Turnanstalt, die in ihrem Entstehen schnellen und freudigen Wachstum verspricht. Es bedurfte nur einer kleinen Anstrengung, dann faßte die Lust und Liebe dazu bei den meisten Wurzel. (...) Wir werden noch den Rektor angehen, dass er uns einen Platz außerhalb der Stadt eigenthümlich verschaffe, und geht das durch, so schreibe ich an Jahn um einen Turner“.²⁷

Der Turnplatz lag auf dem Trieb, einer Anhöhe vor den Toren Gießens, dort wo heute das Sportinstitut am Kugelberg ist. 1817 waren die Turner nach den Untersuchungsberichten nicht sehr aktiv. Das dürfte vor allem daran gelegen haben, dass Vorturner Christian Sartorius im selben Jahr in Darmstadt einen Turnverein unter Gymnasiasten aufbaute, um systematisch Nachwuchs zu rekrutieren.

Ab Ostern 1818 wurde das Turnen dann erheblich intensiviert. „Sehr tüchtig schaffen wir jetzt an unserem Turnplatz. Von Darmstadt haben wir mehrere recht

25 A.a.O. S. 343.

26 Zit. n. Fittbogen (1926), S. 368.

27 Rheinische Blätter v. 30.7.1816, S. 66. In diesem Text heißt es weiter, dass „täglich ein Haufe auf den Trieb“ ziehe. Das bedeutet, dass zu diesem Zeitpunkt der Turnplatz auf dem Trieb bereits existierte. Schmuck (1883, S. 5) hat die Quelle verfälscht („auf den Turnplatz“) und vermutete, dass erst 1818 der Platz auf dem Trieb eingerichtet worden sei. In der Festschrift des MTV (1996, S. 27) wird ohne Quellenangabe das Jahr 1817 als Gründungsdatum für den Turnplatz auf dem Trieb angegeben. Die „Rheinischen Blätter“ können digitalisiert online eingesehen werden: http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10502380_00070.html?zoom=0.7000000000000002

wackere Burschen bekommen.“²⁸ Der Bericht führt Karl Follen als Turnwart und Sartorius als Vorturner auf. In diesem Jahr wurden mehrere Turnfahrten insbesondere von Sartorius durchgeführt, die ihn u.a. nach Bonn, Köln und in den Westerwald führten.²⁹ D.h., man baute systematisch Netzwerke auf. Hierzu gehört auch ein erstes Turnfest im Juli in Gießen, das allerdings nicht viele Besucher hatte.³⁰

Dafür reisten sieben Gießener im Oktober 1818 zu einem Turnfest nach Bonn auf den Drachenfels, wo sie u.a. mit August Follen zusammen trafen. Sie nutzen diese Fahrt, um auf Arndt zu treffen und sich mit ihm auszutauschen.³¹ Sartorius schrieb in einem Brief:

„Wir hier leben der Hoffnung, daß dort die rüstige Jugend vom Rheinstrom sich sammle, und himmelan die Flamme der Begeisterung in treuer Einigung schlagen lasse. (...) Ich kenne keinen herrlicheren Ort (...). Der alte Rhein schaut da hinauf, und freut sich, einmal wieder Herzen zu sehen, die nicht starr sind, wie die Felsen, die ihn beengen.“³²

Beispielhaft für den Ausbau des Beziehungsgeflechts ist weiterhin der Besuch von Carl Völker, dem Begründer des Turnens in Tübingen, im Nov. 1818 in Gießen. Er war auf seiner Reise von Eisenach nach Tübingen, blieb einige Tage in Gießen und unterhielt anschließend Briefverkehr mit Paul Follen.³³

Die Funktion des Turnens

Bereits der Bericht der Mainzer „Central-Untersuchungs-Commission“ („Über das Turnwesen“) wies darauf hin, es fänden sich Beweise, „daß das Turnen dazu benutzt wurde, (...) den Burschenschaften und ihren Grundsätzen neue Anhänger zu gewinnen“.³⁴ Sartorius baute in Darmstadt und Wetzlar an den Gymnasien Turnergruppen auf, „um schon die Schüler (...) mit dem Vereine der Schwarzen in Giesen bekannt, und für dessen Ideen im Voraus empfänglich zu machen“.³⁵

In den Erinnerungen von Sartorius heißt es:

„In diesem Sommer (1817, Anm. d. Verf.) wurde ich zuerst mit dem Turnwesen bekannt, griff die Sache mit viel Eifer auf und errichtete und leitete einen Turnplatz in Darmstadt, der von Hunderten von Knaben besucht wurde. (...) Dieser Turnplatz war der erste im südlichen Deutschland, und die Eindrücke, welche die jüngere Generation, die ich versammelt hatte, empfing, blieben bei vielen das ganze Leben entscheidend.“³⁶

28 Zit. n. Braun et. al. (1998), S. 52.

29 Vgl. Braun et. al., 108 f.

30 Vgl. Braun et. al. (1998), S. 117.

31 Vgl. Braun et. al. (1998), S. 125.

32 Zit. n. Braun et. al. (1998), S. 123.

33 Vgl. Braun et. al., S. 63.

34 Zit. n. Braun et. al., S.133.

35 Zit. n. Braun et. al. (1998), S. 134.

36 Haupt & Schneider (1931), S. 20.

Wie dies auf die Schüler wirkte, lässt sich aus Briefen ablesen: „(...) wie wir da turnen und ruhen, und Turnliedersingen, und dann wieder hinaus, und laufen und rennen, daß uns so heiß wird, und doch so wohl!“³⁷

Doch es ging eben nicht nur um eine leibliche Ausbildung, sondern vor allen darum, die jungen Männer zu emotionalisieren und sie für den politischen Kampf zu begeistern. In einem anderen Schülerbrief heißt es, „sobald auf dem Turnplatz der Aufruf: zu den Schwarzen zu gehen, erlassen würde, werde er zu den Waffen greifen!“³⁸

„Deshalb streben wir in Schule und Turnplätzen, ein freies Leben zu erwecken, damit einst, wenn die jetzigen Knaben Männer geworden, Deutschland einer freien Verfassung werth ist.“³⁹

Turnen wurde zu einem „Mittel der Revolutionierung“.⁴⁰ Bei Wit heißt es zur politischen Bedeutung des Turnens:

„Der directe Zweck war freilich nur Entwicklung jeder Körperkraft, allein etwas viel größeres suchten wir mittelbar durch das Turnen zu erreichen. Auf den Turnplätzen herrschte unbedingte Gleichheit; der Sohn des Schneiders, wie der des reichsten Grafen waren gleich gekleidet, in derselben groben Leinwand, und alle verband das brüderlich Du. Nicht etwa der älteste oder Vornehmste, nein, nur der Geschickteste wurde Vorturner - mit einem Worte, die vollkommenste republikanische Gleichheit fand statt.“⁴¹

Auch das, was hier als mittelbare Wirkung des Turnens beschrieben wird, das Aufheben aller Standesschranken und stattdessen eine Hierarchie der Leistung, unterscheidet das Turnen der Schwarzen noch nicht von dem Turnen unter Jahn. Entscheidend ist hier die emotionale Ebene. Ein Zitat Münchs zeigt, wie sehr es gelang, unter den Studierenden ein geradezu euphorisches Lebensgefühl zu wecken:

„Auf einem von der Stadt bewilligten Turnplatze tummelten wir uns mehrmals in der Woche tüchtig, hatten Fecht- und Schwimmübungen, tranken abends in dem Loos'schen Saale ein sehr bescheidenes Glas Bier, wobei Unterredung und Gesang wechselten, hielten dort zu Zeiten auch ein sog. Gelag bei ziemlich saurem Weine, wobei patriotische Trinksprüche fielen, Follen aber meistens eine begeisterte Anrede hielt, machten auch Ausflüge auf die benachbarten Orte, da man die schwarze Schaar von weitem ziehen sehen, von fern ihren Gesang hören konnte, und immer war Follen die Seele des Ganzen.“⁴²

Was wir hier sehen ist, dass Follen das Turnen weit mehr instrumentalisierte, als Jahn. Follen wusste um die emotionale Wirkung der Körperübungen, verbunden mit Ausflügen, Versammlungen, Liedern und Agitation. „Alles war bei ihm Berechnung“, wie es bei Wit heißt.⁴³ Das Turnen „hatte ganz einfach darin seinen

37 Zit. n. Braun et. al. (1998), S. 182.

38 Zit. n. Braun et. al. (1998), S. 135.

39 Zit. n. Braun et. al. (1998), S. 185.

40 Zit. n. Braun et. al. (1998), S. 184.

41 Wit (1830), S. 164.

42 Münch (1873), S. 16.

43 Wit (1830), S. 38.

Grund, dass Follenius Burschenschaften und Turnanstalten lediglich als Mittel der Republikanisierung ansah, und ihnen, namentlich in der damaligen Gestalt, gar keinen absoluten Werth beimaß.“⁴⁴

Zu der besonderen emotionalisierenden Wirkung des Turnens trugen zweifellos die Turnlieder bei. 1819 veröffentlichte August Follen eine Sammlung von z. T. selbst verfassten Turnerliedern unter dem Titel „Freie Stimmen deutscher Jugend“. Beispielhaft soll ein kurzer Blick auf das Lied Turnerbekennntniß geworfen werden, das Karl Follen verfasst hatte:

*„Auf Jubeldonner und Lichtersturm! Der Begeisterung Blitz hat gezündet;
Der Mannheit Eiche, der Teutschheit Thurm
Ist in Teutschland wieder gezündet:
Der Freyheit Wiege, dein Sarg, Drängerei!
Wird gezimmert aus dem Baume der Turnerey. Ein Turner ist Der: so mit
Wehr und Geschoss Durch das
Bachfeld stürmt, durch Geklüfte,
In die Wogen sich wirft, auf das bäumende Ross, In die Lüfte sich schwingt, in
die Gräfte,
Der Freiheit nicht ohne Gleichheit kennt,
Dem Gott und sein Volk nur im Busen brennt! (...)
Auf auf du Turner, Du Teutscher, wohlan! Auf ehrliche wehrliche Jugend!
Noch ficht der mit Wahrheit gekrönte Wahn
Noch kämpft mit dem Teufel die Tugend.
Schwertstahl aus dem Rost! aus dem Schlauch junger Most!
Durch die Dunstluft, Nordost! grüner Mai aus dem Frost!“⁴⁵*

Natürlich hat dieses Gedicht keinen besonderen ästhetischen und künstlerischen Wert. Entscheidend ist die psychologisierende Wirkung eines solchen mit Natur- und Kriegsmetaphern durchzogenen Liedes auf Jugendliche in Verbindung mit anderen emotionalen Handlungsfeldern, nämlich dem Turnen, dem Wandern und den Gelagen, in diesem subkulturellen Gefüge. Eine Quelle schildert die Wirkung dieser Strategie:

„Die ‚frischen Stimmen freier Jugend‘, von den Gebrüdern Follenius mit großer Industrie allenthalben verbreitet, reisten und steigerten ungemein durch ihren, theils mystischen, theils patriotisch-politischen, teils sentimental-elegischen, im Ganzen immerhin reich-poetischen Inhalt, in Verbindung mit anderen ähnlichen Sammlungen (...) und je absichtlich dunkler in manchen derselben das Ziel, welches wir anstrebten, ausgesprochen oder angedeutet war, desto tiefer drangen gewisse Lehren und Ansichten in unsere Ueberzeugungen ein. Man gewöhnte sich daran, auch da, wo nicht dergleichen stand, etwas herauszudeuten oder hineinzutragen. (...) Jeder mystifizierte mehr oder minder den Anderen; und je wichtiger man uns von Seiten der Regierung zu behandeln angefangen hatte und je heftiger die Widersacher des Teutschtums mit ihren Angriffen auf uns hervorgetreten

44 Wit (1830), S. 35.

45 Follen (1842), S. 603.

waren, desto wichtiger betrachteten wir uns selbst (...) Wir fingen an, mit den Mordphrasen zu spielen, weil wir sahen, daß sie Zuhörer fanden, und die Apologie Sands, mit der wir kokettierten, machte uns viele Seelenfreude, schon wegen des Schreckens, den die Philister darüber empfanden.“⁴⁶

Aufklärung und Emotionalisierung als Strategie

Die politischen Aktivitäten der Schwarzen richteten sich aber nicht nur auf den akademischen Nachwuchs. Für den Erfolg ihrer demokratischen Überzeugungen war es entscheidend, gerade auch die bäuerliche Bevölkerung zu erreichen, die in Hessen nach dem Krieg und mehreren Missernten unter erbärmlichen Bedingungen leben musste. Hier nutzte Karl Follen seine mittlerweile abgeschlossene juristische Ausbildung und vertrat verschiedene Gemeinden in Steuerangelegenheiten gegenüber dem Staat. Weiter fertigte er Petitionen an, in denen die Einführung einer Verfassung gefordert wurde. Schließlich wurden Flugschriften verfasst, um die Bevölkerung zu politisieren. In einer Quelle heißt es:

„Wir ließen das Volk nie gleichgültig und träge werden und hielten es stets durch Adressen in Athen, bald an den Bundestag, bald an die einzelnen Fürsten gerichtet. Volksschriften wurden von uns abgefaßt und verbreitet, so unter anderem ein Katechismus in welchem der so oft gemißbrauchte Spruch: ‚Gib dem Kaiser was des Kaisers ist!‘ erläutert und mit Bibelstellen erklärt ward. Revolutionäre Lieder wurden geschrieben und unters Volk verteilt; mit einem Worte, kein Mittel wurde unversucht, um den Geist des Volkes zu erwecken und zum Selbstgeföhle zu bringen.“⁴⁷

Auf der anderen Seite galt es, die Politisierung zu kontrollieren und eben systematisch weiterzuführen. Eine Eskalation musste unbedingt vermieden werden. In einem Brief von August Follen heißt es:

„Du weißt, daß wir in Gießen stets der festen Überzeugung waren, daß religiöse wie politische Überzeugungen nur auf dem Wege der freien Überzeugung eingeführt werden dürfen, daß namentlich der Freistaat, also das Ideal, sich nur dann verwirklichen könne, nachdem das ganze Volk frei überzeugt sei und durchdrungen von den Ideen der reinsten Sittlichkeit (...) vor allem, damit das Volk nicht durch Hunger und Jochdruck zur Verzweiflung gebracht, in wilder Wut das zu erlangen strebe, was dauernd nur in ruhiger Entwicklung zu bewirkende sittliche und gläubige Vervollkommenung herbeigeführt werden könne.“⁴⁸

Es gelang jedoch nicht, diesen schmalen Pfad zu wandeln. Karl Sand, ein schwärmerischer Anhänger von Karl Follen, beging 1819 den Mord an August Kotzebue. Was aus der Sicht des Täters ein Fanal zur Revolution werden sollte, wurde für die Zielsetzungen der Schwarzen zum Desaster. Für die Reaktion war

46 Münch (1836), S. 339.

47 Wit (1830), S. 169. Hier zeigt sich die Kontinuität in der Strategie der revolutionären Gruppen in Gießen. Mit den gleichen Methoden versuchten Weidig und Büchner in den 1830er Jahren erneut die ländliche Bevölkerung aufzurütteln.

48 In Fittbogen (1926), S. 381.

dies ein willkommener Vorwand, um „mit skrupelloser Methode“⁴⁹ gegen die gefährlichen „Demagogen“ loszuschlagen. Es ist oft gemutmaßt worden, ob Sand im Auftrag von Karl Follen gehandelt habe. Doch schon den damaligen Untersuchungsbehörden gelang es nicht, diesen Nachweis zu führen.⁵⁰ Auch aus heutiger Sicht erscheint dies unwahrscheinlich. Bei seiner Intelligenz wusste Follen zweifellos, dass die Zeit für die Revolution noch nicht gekommen war. Er hätte die Folgen eines solchen Anschlages sicher abschätzen können, denn „alles war bei ihm Berechnung“.⁵¹

Ausblick

Zunächst konnte Karl Follen mit den Verfolgungsbehörden noch Katz und Maus spielen. Da er alles belastende Material vernichtet hatte, konnte man ihm zunächst nichts nachweisen.⁵² Er hatte sogar die Stürn, Karl Sand im Gefängnis zu besuchen. Da die Revolutionspläne für Deutschland auf absehbare Zeit illusorisch geworden waren, plante er nun die Massenausreise aller republikanisch gesinnten Deutschen in die USA.⁵³ Längst hatte er auch Kontakte zu französischen Demokraten geschlossen, um entsprechende Fluchtwege aufzubauen. Nachdem es zunehmend zu Verhaftungen in seinem Umfeld kam, floh er 1820 in die Schweiz, wo er an der Universität Basel als Lektor arbeitete. Seine Revolutionspläne hatte er noch nicht aufgegeben. Aus dem Exil versuchte er, erneut einen Geheimbund an den deutschen Universitäten aufzubauen. Als dieser 1824 entdeckt wurde und Preußen seine Auslieferung verlangte, konnte er sich im letzten Moment in die USA absetzen. Auch dort setzte er sein politisches und kulturelles Engagement fort. Er wurde Professor für deutsche Literatur, war Mitbegründer der Turnbewegung in den USA und wurde vor allem einer der ersten Vorkämpfer für die Antisklavereibewegung, was ihm allerdings erneut die Entlassung und Verfolgung einbrachte. Aus dem Jahr 1836 stammt der folgende Satz, der ihn vielleicht am nachhaltigsten zu einem der Großen in der Demokratiegeschichte macht:

„Der Grund gegen die Sklaverei zu sein, ist die Menschenliebe („Philanthropy“). Wir stellen fest, dass alle Menschen, ob Weiße oder Farbige, ob Bürger oder Ausländer, ob Männer oder Frauen, dieselben Rechte und dieselben Pflichten haben!“⁵⁴

1840 kam er auf tragische Weise bei einem Schiffsbrand ums Leben.

Literatur:

Braun, H., Kunze, E. & H. Langenfeld (Hrsg.) (1998): Über das Turnwesen. Bericht No XX der Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz von 1821. Bremen: Verein für Hochschulsport.

49 Wehler (1987), S. 341.

50 Vgl. hierzu Jarcke (1831).

51 Wit (1830), S. 38.

52 Vgl. Münch (1873), S. 23.

53 Vgl. Reiter (1993).

54 Übersetzt nach Follen (1842), S. 627.

- Bernett, H. (1965). *Grundformen der Leibeserziehung*. Schorndorf: Hofmann.
- Bourdieu, P. (1992). *Rede und Antwort*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Düding, D. (1984): *Organisierter gesellschaftlicher Nationalismus in Deutschland (1808-1847). Bedeutung der Turner- und Sängervereine für die deutsche Nationalbewegung*. München: Oldenbourg.
- Fittbogen, G. (1925): *Die Dichtung der Unbedingten*. In: *Euphorion*, 75-100.
- Fittbogen, G. (1926): *Briefe aus dem Lager der Unbedingten*. In: *Euphorion*, 362-386.
- Follen, K. (1818): *Beiträge zur Geschichte der teutschen Sammtschohlen seit dem Freiheitskriege 1813*. o.O. (Unibibl. Marburg).
- Follen, E. L. C. (1842): *The works of Charles Follen*. Boston: Hillard, Gray and Co..
- Gadamer, H. G. (2010). *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Gissel, N. (1995): *Vom Burschenturnen zur Wissenschaft der Körperkultur*. Gießen: Ferberscher Verlag.
- Gissel, N. (2003): *Antisemitismus in der frühen Turnbewegung? Diskutiert am Beispiel der Gießener Schwarzen*. In M. Krüger (Hrsg.): *Erinnerungen, Geschichte(n), Tradition. Rekonstruktion der Vergangenheit zwischen Markt und Mythos*. (S. 49 -54). Hamburg: Czwalina.
- Haupt, H. (1907): *Karl Follen und die Gießener Schwarzen*. Gießen: Töpelmann. (zugl. MOHG 15, 1907, S. 1-156)
- Haupt, H. & Schneider, H. (Hrsg.) (1931): *Beiträge zur Geschichte der Giessener Urburschenschaft*. Darmstadt: Bender.
- Jarcke, C. E. (1931): *Karl Ludwig Sand und sein an dem kaiserlich-russischen Staatsrat von Kotzebue verübter Mord. Eine psychologisch - kriminalistische Erörterung aus der Geschichte unserer Zeit*. Berlin.
- Mehring, F. (2004): *Karl/Charles Follen: Deutsch - Amerikanischer Freiheitskämpfer*. Gießen: Ferberscher Verlag.
- Moraw, P. (1982): *Kleine Geschichte der Universität Gießen. 1607 - 1982*. Gießen: Ferberscher Verlag.
- Münch, E. (1836): *Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten 37 Jahren eines deutschen Gelehrten*. Karlsruhe 1836.
- Münch, F. (1873): *Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit. Dargestellt an den Lebensbildern von Karl Follen, Paul Follen und Friedrich Münch*. Neustadt: Kranzbühler.
- Männerturnverein 1846 Gießen (Hrsg.) (1996). *150 Jahre MTV 1846 Gießen*. Gießen: Eigenverlag.
- Klafki, W. (2007⁶). *Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. Zeitgemäße Allgemeinbildung und kritisch-konstruktive Didaktik*. Weinheim: Beltz.
- Reiter, H. (1993): *Revolution und Utopie: Die Amerikapläne der Brüder Karl und Paul Follen 1819 und 1833*. In: *Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 43, 139-166.

Richartz, A. (1999). Turnvater Jahn und seine aufsässigen Söhne. Antiautoritäres Selbstbewußtsein unter dem Schutz des „guten“ Vaterbildes. Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 13 (2), S. 7-23.

Schmuck, E. (1883). Offizielle Festschrift zum vierzehnten Mittelrheinischen Turnfest in Giessen. Gießen: Brühlsche Druckerei.

Vogt, K. (1896): Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke. Stuttgart: Nägele.

Wehler, H. U. (1987): Deutsche Gesellschaftsgeschichte Bd. 2. 1815-1848/49. München: Beck.

Wit, J. (1830): Fragmente aus meinem Leben. Leipzig: Gräfe.

Briefe aus dem Exil. Carl Vogt an Justus Liebig 1835-1837

ROLF HAASER

Einleitung

Während Carl Vogts erstem Exilaufenthalt in Bern (von seiner Flucht aus Gießen im Sommer 1835 bis zum Abschluss seines Medizinstudiums 1839) zeigte sich Vogt noch längere Zeit bestrebt, das während seiner Studienzeit in Gießen aufgebaute Verhältnis zu seinem Lehrer Justus Liebig aufrecht zu erhalten und zu vertiefen. Dies belegen auf nachdrückliche Weise zwölf Briefe und ein Billet aus den Jahren 1835-1837, die sich heute in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek in München befinden und die bislang noch nicht im Zusammenhang dokumentiert worden sind. Sie sind Bestandteil eines Konvolutes von insgesamt 44 Briefdokumenten Carl Vogts an Justus von Liebig.¹ Ihren besonderen Reiz finden die Briefe u.a. in dem persönlichen und oft emotionalen Ton, der Rückschlüsse auf das besondere Verhältnis Vogts zu Liebig zulässt und die von mir in einem früheren Aufsatz getroffene Charakterisierung Carl Vogts als Ziehsohn Liebig bestätigt.²

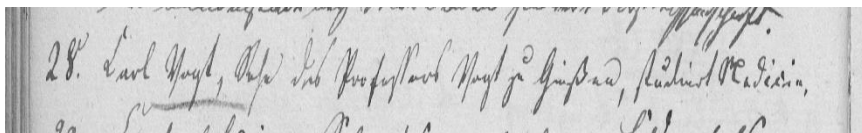
In erfreulicher Deutlichkeit lässt sich anhand der Briefe nachverfolgen, in welchem Maße Liebig sich als geistiger Mentor seines ehemaligen Schülers verstand und auch noch aus räumlicher Distanz auf dessen Werdegang einwirkte. Umgekehrt zeigen die Briefe, wie bereitwillig Vogt sich von Liebig beraten und beeinflussen ließ. Die schriftlichen Ratschläge, die Vogt sich von Liebig zu Beginn seiner Berner Briefe erbittet und dann wohl auch erhält, beziehen sich sowohl auf die Organisation und Planung des Chemiestudiums, das Vogt in Bern fortzusetzen gedachte, über Fragen der Anschaffung von chemischen Analyseapparaten und der Besorgung von Forschungsmaterialien, bis hin zu ganz konkreten praktischen und methodischen Problemen der chemischen Laborarbeit. Mit großer Offenheit versorgt Vogt in diesem Zusammenhang Liebig mit detaillierten Informationen über den Zustand und die Arbeitsbedingungen in dem 1819 gegründeten Berner

1 Bayerische Staatsbibliothek München. Liebigiana II.B, Vogt, Karl. – Die überwiegend ausführlichen und gehaltvollen Briefe decken den interessanten Zeitraum zwischen Carl Vogts Flucht aus Gießen im Jahr 1835 und seiner Rückkehr in seine Vaterstadt im Jahr 1847 ab. – Nachdem mein Digitalisierungsauftrag von der Handschriftenabteilung bearbeitet worden war, wurden die Digitalisate der Briefe auch online gestellt: <http://daten.digitale-sammlungen.de/~db/0011/bsb00113921/images/>

2 Vgl. Rolf Haaser, „Moriz Carriere und Carl Vogt. Eine Neubetrachtung“, in: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen*, Bd. 101 (2016), S. 143-203; zu dem Verhältnis Vogts zu Liebig: S. 145 ff.

Laboratorium sowie über die jeweils laufenden Projekte seines dortigen Lehrers Karl Brunner.³

Bei den im Beitrag untersuchten frühesten Briefen Vogts an Liebig handelt es sich zudem überhaupt um die ältesten erhaltenen handschriftlichen Dokumente Carl Vogts, – wenn man einmal von seinem Eintrag in das Gießener Matrikelbuch zu Beginn seines Medizin-Studiums im Herbst 1833 absieht.



*Matrikeleintrag von Carl Vogt vom 31.10.1833 für das Studium der Medizin
(Universitätsarchiv Gießen, Allg. Nr. 1263)*

Innerhalb der Egodokumente Carl Vogts stellen die hier vorgestellten Korrespondenzen gewissermaßen den chronologischen Kontrapunkt zu der erst wenige Jahre vor seinem Tod begonnenen Autobiographie dar.⁴ Anhand des hier vorliegenden

3 Carl Emanuel Brunner, geboren am 25.1.1796 in Bern und gestorben ebendort am 22.3. 1867. Brunner, der aus einem ebenso einflussreichen wie konservativen Patriziergeschlecht stammte, – sein Vater war der Großrat und Gutsbesitzer Samuel Brunner, – widmete sich nach dem Abschluss einer Apothekerlehre 1816 dem Pharmaziestudium in Bern, Berlin, Göttingen und Paris. Nachdem die öffentlich vorgetragene Abhandlung „Übersicht der neueren Geschichte der Chemie nach ihren Haupt-Epochen“ und die Probeanalyse eines chromsauren Eisens von Baltimore allgemeinen Beifall gefunden hatten, wurde Brunner am 28. Dezember 1821 zum Professor der theoretischen, pharmazeutischen und technischen Chemie ernannt und am 8. September 1834 bei der Umwandlung der Akademie in eine Hochschule zum ordentlichen Professor der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie, Pharmazie usw., bestellt. Diesen Lehrstuhl hatte er von 1834–1861 inne. Als Nachfolger von Wilhelm Vogt übernahm Brunner im akademischen Jahr 1836/37 das Rektorat der Universität, und von 1838–1842 vertrat er das Dekanat der Hochschule. Mit großem Eifer versuchte C. E. Brunner das seit 1819 bestehende Laboratorium und den chemischen Unterricht in Bern zu modernisieren. In Forschung und Lehre beschritt Brunner, der auch Beiträge zu Liebig's *Annalen der Pharmacie* lieferte, neue Wege. Brunner stellte eine Reihe von Elementen rein dar und lieferte Beiträge zur analytischen Chemie, so zum Beispiel zur Analyse der Luft, von Gold in Legierungen und apparativ mit einem Aspirator, der ähnlich einer Wasserstrahlpumpe Luft durchblies. Er schlug die Einführung der Gasbeleuchtung in Bern vor, die er während eines Aufenthaltes in London kennengelernt hatte. Als seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung gilt die Herstellung von Mangan in kompakter metallischer Form. Brunner war Mitglied der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft und, da er sich auch als Landschaftsmaler betätigte, ab 1837 der Berner Künstlergesellschaft. Aus seiner 1822 geschlossenen Ehe mit der Offizierstochter Emilie Elisa von Wattenwyl ging der als Naturforscher, Physiker, Geologe und Entomologe sowie als Direktor des Eidgenössischen Telegraphenamtes bekannt gewordene Karl Friedrich Brunner von Wattenwyl (1823–1914) hervor. – Vgl. Berend Strahlmann, „Carl Emanuel Brunner (1796–1867) und die Anfänge des chemischen Unterrichts an der Berner Hochschule“, in: *Chimia*. Bd. 21 (1967). S. 566–572.

4 Carl Vogt, *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke*. Stuttgart: Nägele, 1896. Eine kommentierte Neuausgabe wurde 1997 von Eva-Maria Felschow, Heiner Schnelling und Bernhard Friedmann (unter Berücksichtigung der Vorarbeiten von Gerhard Bernbeck), Gießen:

Materials lässt sich in hervorragender Weise überprüfen und vergleichen, wie Vogt sich mehr als ein halbes Jahrhundert später an die Zeit erinnert, die in den nun erstmals in großer Ausführlichkeit beschriebenen frühen Briefen an Liebig als biographischer, politisch-historischer und wissenschaftsgeschichtlicher Hintergrund aufscheint.⁵ Die oft gestellte, im Detail aber weitgehend ungeklärte Frage, inwieweit Carl Vogts Erinnerungen verlässlich sind oder ob es sich um retrospektive Umdeutungen des eigenen Lebenslaufes handelt, rückt anhand der untersuchten Briefe in einen neuen Blickwinkel.

Aufgrund der großen Fülle des Münchener Materials beschränkt sich der vorliegende Aufsatz vorläufig auf die Briefe aus der Berner Studienzeit Carl Vogts bis zu seiner Promotion im Jahr 1839. Die Analyse der Briefe aus den unmittelbar anschließenden, äußerst spannenden Lebensabschnitten als Assistent bei Louis Agassiz (1807-1873) in Neuchâtel und als Privatgelehrter und Wissenschaftsjournalist in Paris, bis hin zu seiner Rückkehr nach Gießen im Frühjahr 1847 soll zu einem späteren Zeitpunkt erfolgen.⁶

Bedauerlicherweise haben sich die Gegenbriefe Liebigs zu der im vorliegenden Aufsatz vorgestellten Korrespondenz bislang nicht ausfindig machen lassen. Umso wertvoller erscheinen daher die hier untersuchten Briefe Vogts nicht zuletzt deswegen, weil sie mittelbar Rückschlüsse auf diese wohl als verloren zu betrachtende Korrespondenz Liebigs erlauben.⁷

Bis zu einem gewissen Grade sind die Briefe auch interessant, weil sie sonst seltene Informationen über die Lebensumstände im Hause Vogt in Bern enthalten. Insbesondere der Familienvater Wilhelm Vogt, der mit Liebig befreundet und in

Ferber, 1997, veranstaltet. Das in unserem Zusammenhang relevante Kapitel VI., „Universitätszeit in Bern“ (S. 173-208), wurde von Heiner Schnelling mit einem ausgiebigen und informativen Anmerkungsapparat versehen, auf den hier nachdrücklich hinzuweisen ist, da er implizit auch eine Fülle von Erläuterungen zu einigen in den Briefen Vogts an Liebig angesprochenen Gegenständen enthält.

- 5 Weitere Erinnerungstexte Carl Vogts, die sich unmittelbar auf Liebig beziehen, erschienen 1873 und 1874 in der *Frankfurter Zeitung*: Carl Vogt, „Einiges von Liebig. I. Persönliche Berührungen“, in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 115 (25.4.1873), 2. Blatt, S. [1]-[2]. – Carl Vogt, „Einiges von Liebig. II. Der Lehrer und Chemiker“, in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 117 (27.4.1873), 2. Blatt, S. [1]-[2]. – Carl Vogt, „Einiges von Liebig. III. Anwendung der Chemie auf andere Wissenschaften“, in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 120 (30.4.1873), 2. Blatt, S. [1]-[3]. – Carl Vogt, „Alte Bekannte in neuem Gewande. I.“, in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 142 (22.5.1874), Zweites Blatt. S. [1]-[3].
- 6 Zu den biographischen Eckdaten Carl Vogts cf. Haaser, „Carriere und Vogt“ (2016) [wie Anm. 2], S. 144.
- 7 Die umfangreiche biographische Literatur zu Justus von Liebig hat sich mit dem Verhältnis zwischen ihm und Carl Vogt eher weniger befasst. Die Briefe Vogts an Liebig sind in der Spezialforschung allerdings durchaus zur Kenntnis genommen und in diversen Teilaspekten berücksichtigt worden. Vgl. Eva-Marie Felschow und Emil Heuser (Hg.) *Universität und Ministerium im Vormärz: Justus Liebigs Briefwechsel mit Justin Linde*. Gießen: Ferber, 1992. – Brigitte Jaschke, *Ideen und Naturwissenschaft. Wechselwirkungen zwischen Chemie und Philosophie am Beispiel des Justus von Liebig und Moritz Carrière*. Stuttgart: Chemisches Institut der Universität Stuttgart, 1996. – Neill Busse, *Der Meister und seine Schüler. Das Netzwerk Justus Liebigs und seiner Studenten*. Hildesheim, Zürich, New York: Olms, 2015.

Gießen auch dessen Arzt war, wird mit einigen erhellenden Streiflichtern bedacht.⁸ Nicht zuletzt gilt dies auch für Carl Vogts Mutter Luise⁹, über die bislang kaum etwas bekannt ist und die in der Forschung meist nur als jüngere Schwester von August und Karl Follen eine kurze Erwähnung findet.

Überraschend ist außerdem, mit welcher selbstverständlichen Vertrautheit Carl Vogt sich mit seinem ehemaligen wissenschaftlichen Lehrer in Gießen über politische Ereignisse des Vormärz und repressive Maßnahmen der Behörden austauscht. Dabei scheint es Carl Vogt nicht ausschließlich gewesen zu sein, der diese realpolitischen Themen aufs Tapet brachte. Vogts Bemerkungen auf diesem Feld scheinen, wie etwa im Fall des Züricher Studentenmordes im November 1835, bisweilen auch als Antworten auf entsprechende Anfragen Liebig's konzipiert zu sein.

Carl Vogt an Justus Liebig – Heppenheim, 27.7.1835.¹⁰

Am Anfang des Briefes¹¹ teilt Vogt Liebig, den er mit „Lieber Herr Professor“ anredet, mit, dass er im Begriff stehe, die Grenze Hessen-Darmstadts zu übertreten: „So eben habe ich meine Postkarte gelöst, um auf dem Eilwagen mich allen Plackereien und Hundsfütterereien des armseligen Darmstädter Ländchens wenigstens auf einige Zeit zu entziehen.“ Er entschuldigt sich dafür, dass er ohne

8 Dirk Jannes Obes hat in seiner ansonsten hervorragend recherchierten Inauguraldissertation über Wilhelm Vogt die Briefe nicht gekannt bzw. nicht als Quelle benutzt. Vgl. Dirk Jannes Obes, *Philipp Friedrich Wilhelm Vogt (1789-1861). Professor der Medizin in Gießen und Bern*. Gießen: Laufersweiler, 2008.

9 Luise Vogt, geb. Follenius, (1797-1877), war seit 1816 mit Wilhelm Vogt verheiratet.

10 Carl Vogt an Justus Liebig, BSB Liebigiana II.B, Vogt, Karl 1 – Da Liebig die Stadt Heppenheim von seiner Apothekerlehre her kannte, wird er wohl eine konkrete Vorstellung von den Örtlichkeiten gehabt haben.

11 Vielleicht handelt es sich um einen ostensiblen Brief, zur Verwendung für den Fall, dass der Universitätsrichter Trygophorus oder der Untersuchungsrichter Georgi bei Liebig Nachforschungen über den Verbleib Carl Vogts anstellen sollten. Denn inhaltlich weichen die Angaben Vogts erheblich von seinen anderen Narrationen ab, nach denen Liebig Vogt die Flucht sogar selbst angeraten haben soll. Vgl. Carl Vogt, *Aus meinem Leben* (1997) [wie Anm. 4], S. 157: „Es war an einem Samstage, wo Nachmittags in dem Laboratorium nicht gearbeitet wurde. Liebig war mit Etting in der Vorhalle mit Versuchen beschäftigt. Als ich eintrat, wurde er leichenblaß und ließ die Glasröhre, die er in der Hand hatte, zu Boden fallen. ‚Um Gotteswillen!‘ rief er, ‚was thun Sie hier? Sie sind ja gestern durchgebrannt! [...] Die ganze Stadt spricht nur von Ihrer Flucht! Man wird Sie schon um deswillen arretieren! Gehen Sie auf der Stelle und erkundigen Sie sich!‘ – ‚Schon gut! Aber bei wem?‘ Liebig rieb sich die Stirne [...]“

Weitere abweichende Fluchtgeschichten: Carl Vogt, „In das Elsaß und wieder heraus. Eine Erzählung aus meinem Leben“, in: *Buch der Welt. Illustriertes Volksblatt*. 30. Jg. (1871) [1. Juli 1870 - 30. Juni 1871], Nr. 27., S. 417-421 und Nr. 28., S. 433-438. – William Vogt, *La vie d'un homme. Carl Vogt*. Paris: Reinwald, Stuttgart: Nägele, 1896, S. 17-19 (die von Carl Vogts Sohn William veröffentlichte Schilderung geht vermutlich auf eine nicht mehr identifizierbare Narration seines Vaters zurück).

allen Abschied von Liebig und dessen Assistenten Ettling¹² das Land verlassen werde und begründet diesen Schritt damit, dass er ärgerlichen Kontroversen mit

- 12 Karl Jakob Ettling (1806-1856), nur drei Jahre jünger als Liebig, immatrikulierte sich am 6. November 1831 in Gießen als Student der Pharmazie und war bereits von Ostern 1832 ab von Liebig als Privatassistent angestellt worden. Am 2. Dezember 1834, also während Carl Vogt bereits unter seiner Anleitung arbeitete, bestand er mit glänzendem Erfolg sein Doktorexamen. Nach Otto Behaghel besagte das Protokoll, dass er so gründliche Kenntnisse bewiesen habe, dass die Fakultät einstimmig den Beschluss fasste, keine weitere Prüfung dieser Art mit ihm zu veranstalten, wenn er später um die *venia legendi* einkommen sollte. Von 1835 bis 1837 war er danach der erste von der Universität bezahlte Assistent am chemischen Laboratorium Liebigs in Gießen. Im Dezember 1836 hielt Ettling sich wohl im Auftrag Liebigs zur Weiterbildung in Paris auf, bei welcher Gelegenheit er, wie er an Liebig schreibt, eine große Nachfrage nach der Herstellung von Liebigschen Fünfkugelapparaten zu befriedigen hatte. Ab 1. April 1837 unterrichtete Ettling Chemie, Mineralogie und Botanik Naturwissenschaften an der Gießener Gewerbe(Real)schule, was ihn allerdings nicht daran hinderte, im Jahr 1840 im Auftrag Liebigs zum Treffen der British Association for the Advancement of Science nach Glasgow zu reisen, um die englische Übersetzung von Liebigs *Agrikulturchemie* vorzustellen. Unterwegs war ihm in Brüssel eine Professur für Chemie an der *Université libre* angeboten worden, die er trotz erheblicher geldlicher Vorteile ablehnte. Erst 1846 wurde er Dozent an der Universität Gießen. Zusammen mit Carl Vogt war er Gründungsmitglied des Gießener Sonderbundes 1847. Eine Lehrstuhlvertretung für den beurlaubten Mineralogen August von Klipstein in den Jahren 1846 bis 1848 fand großen Beifall, woraufhin im Jahr 1849, ohne sich in diesem Fach habilitiert zu haben, die Ernennung zum außerordentlichen Professor der Mineralogie erfolgte. Seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen lagen anfänglich in der Richtung der Liebigschen chemischen Arbeiten; später bewegten sie sich auf mineralogischem Gebiet.
- Die Wertschätzung, die Carl Vogt ihm gegenüber zeitlebens hegte, äußerte sich noch in dessen Autobiographie von 1896: „Für die Erwerbung aller manuellen Geschicklichkeiten sorgte Ettling, der Assistent, musterhaft. Er war schon in reiferen Jahren, früher Apotheker gewesen und hatte aus diesem Gewerbe eine fast peinlich pedantische Genauigkeit mitgebracht, die im größten Gegensatze zu dem kurschigen, stets vorwärts springenden Wesen Liebigs stand. Ein scharfer Verstand war mit einer Ruhe, Gelassenheit und Geduld gepaart, wie ich seither selten getroffen habe. Trotz der so verschiedenen Charaktere gingen die beiden vortrefflich zusammen; Liebig überließ die Anfänger ganz der Direktion Ettlings [...]“ – Carl Vogt, *Aus meinem Leben* (1997) [wie Anm. 4], S. 133; Erwähnungen Ettlings in Carl Vogts Autobiographie: S. 130f., 133f., 138, 157. – Literatur: Felschow/Heuser (Hg.) *Universität und Ministerium im Vormärz* (1992) [wie Anm. 7], S.19 (Privatbesoldung Ettlings durch Liebig 1834); S. 30 (Ettling über den erzwungenen Abzug eines preußischen Chemiestudenten 1835); S. 51 (Liebigs Lob der Leistungen Ettlings 1836); S. 52 (Vorschlag einer Anstellung Ettlings an der Realschule in Gießen 1836); S. 56 (Vorschlag Liebigs hinsichtlich der Lehrerbesoldung Ettlings 1836); S. 79 (Anregung Liebigs eines praktischen Analyseurses in Chemie am Laboratorium der Realschule durch Ettling 1838); S. 118f. (Ettlings abgelehnter Ruf nach Brüssel und Anregung Liebigs einer Zulage für Ettling in Gießen 1840); S. 119 (Erwähnung Liebigs, dass er in Ettlings Angelegenheit an den Minister du Thil geschrieben habe 1840); S. 126 (enttäuschte Reaktion Liebigs auf die Absage einer Gehaltszulage für Ettling 1840); S. 145 (Verheiratung Ettlings 1841); 256-258, 262 (Ettling als Mineraloge an der Seite August von Klipsteins 1846) – Georg Schwedt, *Liebig und seine Schüler. Die neue Schule der Chemie*. Berlin et. al.: Springer, 2002. S. 120-124; 266. – Busse, *Der Meister und seine Schüler* (2015) [wie Anm. 7] S. 39, 124. – Nach wie vor unverzichtbar: Otto Behaghel, „Ettling, Karl Jakob“, in: Herman Haupt (Hg.), *Hessische Biographien*. Bd. 3. Darmstadt: Hessischer Staatsverlag, 1934. S. 76-78.

dem Universitätsrichter¹³ habe aus dem Wege gehen wollen. Vogt deutet an, dass er durch Briefe von Freunden davon unterrichtet worden sei, in welcher prekären Situation er sich an seinem letzten Tag in Gießen befunden habe. Wie andere Flüchtlinge vor ihm hoffe er nun, mit der Hilfe guter Freunde „überzukommen“. Er habe nicht die geringste Sorge, dass ihm dies auch gelingen werde. Mit dem Eilwagen wolle er bis Karlsruhe fahren, um sich dann über Straßburg in die Schweiz zu begeben. Die Entscheidung, seine Flucht über französischen Boden zu vollziehen, liege zum einen darin, dass die Route sicherer sei, und zum anderen, dass viele seiner Freunde¹⁴ sich in Straßburg aufhielten, die er gerne noch einmal zu sehen wünsche.¹⁵

Nach diesem Lagebericht äußert sich Vogt über die Pläne, wie er nach seiner Ankunft in der Schweiz seine Studien in Bern fortzusetzen gedenkt. Für den nicht auszuschließenden Fall, dass ihm das Laboratorium des Chemikers Brunner¹⁶ nicht gefallen sollte, werde er sich wieder der Medizin zuwenden. Auf jeden Fall werde er aber die Bahnen der Wissenschaft weiter beschreiten, die er erst durch Liebig lieben und achten gelernt habe, wofür er ihm seinen innigsten Dank ausspricht. Er bittet über Liebig den Assistenten Ettling, ihm zwei bis drei Apparate zur organischen Analyse und einige Chlorcalciumröhrchen anzufertigen und sie durch den

13 Der Universitätsrichter Ludwig Moritz Trygophorus (1806-1881) hatte im Frühjahr 1835 die Nachfolge des berüchtigten Konrad Georgi (1799-1857) angetreten, der diese Stellung vom 13.12.1831 bis zum 6.1.1835 innehatte. Georgi wurde 1835 zum Hofgerichtsrat in Gießen befördert und vom Hofgericht mit der Untersuchung „revolutionärer Umtriebe in der Provinz Oberhessen“ beauftragt. – Vgl. Thorsten Dette, Lutz Schneider, *Studentische Disziplin und akademische Gerichtsbarkeit in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Namensregister zu den in den Disziplinargerichtsprotokollen der Universität Gießen aufgeführten Studenten (= Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Gießen*. Bd. 48), Universitäts-Bibliothek, Gießen 1997. S. V. – Eva-Marie Felschow, Irene Häderle, *Im Visier der Staatsgewalt. Die Universität Gießen als Zentrum von Revolution und Repression 1813 bis 1848; Dokumentation einer Ausstellung mit einem Werkstattbericht zum politischen Handeln von Frauen und einer Quellenedition von Verhörprotokollen und von Briefen des Universitätsrichters*. Hrsg. im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen. Neustadt an der Aisch: Schmidt, 2015. S. 39-40, 42, 139-225.

14 An Georg Büchner, der sich zu dieser Zeit als Flüchtling in Straßburg aufhielt, dürfte Vogt wohl weniger gedacht haben, da er zu ihm ein eher gebrochenes Verhältnis hatte. Zu denken wäre beispielsweise eher an Nievergelder, den er bei dessen Flucht unterstützt hatte und dem er in seiner Autobiographie unter dessen Decknamen „Fasan“ ein Denkmal gesetzt hat. Vor allem aber scheint Vogt an seinen Duellsekundanten Friedrich Walloth gedacht zu haben, den er später in der Novelle „Mein Freund Fritz“ literarisch würdigte. Vgl. „Mein Freund Fritz“ von Carl Vogt“, hg. v. Rolf Haaser, in: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins* (Gießen), Bd. 100 (2015), S. 51-113.

15 Nach eigener Aussage traf Vogt am 5. Jahrestag der französischen Julirevolution in Straßburg ein. Vgl.: „Etienne Arago. Erinnerungen von Karl Vogt“, in: *Neue Freie Presse* (Wien). Morgenblatt. Nr. 9908 (25.3.1892), S. [1]-2. – Die Pariser Julirevolution von 1830 spielte sich an drei Tagen, am 27., 28. und 29. Juli 1830, ab. Da der Heppenheim Brief Vogts am 27. Juli abgeschickt wurde, lässt sich vermuten, dass er den Zeitpunkt seiner Flucht nach Straßburg gezielt auf den Zeitpunkt des Revolutionsjubiläums legte, wohl in der Hoffnung, dass die Grenzkontrollen an der Rheinbrücke bei Kehl weniger akribisch ausfallen könnten.

16 Karl Brunner (vgl. Anm. 3).

Advokaten v. Buri¹⁷, der mit der Besorgung seiner Habseligkeiten in Gießen betraut sei, nach Bern gelangen zu lassen. Er wolle nämlich versuchen, Brunner zu einem Jünger Liebigs „im Fache der organischen Analyse“ zu machen. Zum Schluß erwähnt Vogt einen an ihn gerichteten Brief Hundeshagens¹⁸, in dem dieser ihm

-
- 17 Christian von Buri (1796-1850), Hofgerichtsadvokat in Gießen, namhafter Oppositioneller. Er nahm als Gymnasiast unter dem Einfluß F. G. Welckers im hessischen freiwilligen Jägerkorps am Befreiungskrieg teil. Während seines anschließenden Jurastudiums in Gießen zählte er zu den Gründern der dortigen deutschen Lesegesellschaft. Später gründete er mit Karl Follen und Christian Sartorius den Bund der „Gießener Schwarzen“. Als Teilnehmer und gefeierter Redner auf dem Wartburgfest 1817 sowie als Dichter einer Reihe von Turn- und Freiheitsliedern gehörte zum engeren Kreis der „Unbedingten“ um Adolf Ludwig und Karl Follen. Die Bezeichnung „Unbedingte“ drückte den Anspruch aus, die eigene Überzeugung zur einzigen Grundlage des Handelns zu machen und sie auch gegebenenfalls mit ungesetzlichen Mitteln zu verwirklichen. Nach dem Wartburgfest wechselte er kurzzeitig nach Jena, wo er sich der Burschenschaft anschloss. 1818 legte er die juristische Prüfung in Gießen ab und wurde Hofgerichtsakzessist. Nach der Ermordung des russischen Staatsraths August von Kotzebue durch den zum Jenaer Kreis der Unbedingten gehörenden Studenten Karl Ludwig Sand wurde bei einer Durchsuchung der Gießener Wohnung von Buris die Abschrift eines von den Brüdern Follen verfassten Entwurfes für eine republikanische Reichsverfassung gefunden. In einer in mehreren Tageszeitungen abgedruckten Erklärung rechtfertigte er dieses politische Manifest. Seine politische Haltung wirkte sich trotz seiner familiären Verbindungen zum gräflichen Haus in Büdingen äußerst nachteilig für sein berufliches Fortkommen aus. Erst 1825 wurde er zum Hofadvokaten ernannt. Als sich die unter dem Eindruck der Julirevolution in Frankreich entstandene Hoffnung auf politische Veränderungen zerschlugen, verbreitete sich auch unter den Gießener Oppositionellen wie Paul Follenius, Wilhelm Vogt, Friedrich Münch und Christian von Buri eine verzweifelte Stimmung. Aus diesem Kreis heraus wurde eine an die breite Öffentlichkeit gerichtete „Aufforderung und Erklärung inbetreff einer Auswanderung im Großen aus Deutschland in die nordamerikanischen Freistaaten“ veröffentlicht, in der die Überzeugung Ausdruck fand, „daß uns die Verhältnisse weder jetzt noch für die Zukunft gestatten, die Anforderungen, welche wir als Menschen und Staatsbürger an das Leben machen müssen, zu befriedigen“. Obwohl sie dieses Schriftstück unterzeichnet hatten, schlossen sich Wilhelm Vogt und Christian von Buri nicht der Auswanderungsgesellschaft an, die 1834 unter der Führung von Karl Vogts Onkel Paul Follenius und dessen Schwager Friedrich Münch in die neue Welt aufbrach. Während Wilhelm Vogt mit seiner Familie in die Schweiz auswanderte, verblieb Christian von Buri in Gießen, wo er die ausgedehnte Klientel seines Freundes und Kollegen am Hofgericht Paul Follenius übernahm. Von 1835-1837 agierte er als juristischer Beistand für den von der Darmstädter Justizbehörde verfolgten Friedrich Ludwig Weidig. In einer Dachkammer in Christian von Buris Gießener Haus wohnte Carl Vogt, nachdem seine Eltern mit den Geschwistern nach Bern übergesiedelt waren. 1847 erhielt Christian von Buri die Leitung der Kameralverwaltung der Freiherren von Riedesel in Lauterbach und sicherte deren Besitz in der Revolution von 1848/49. Sein Sohn war der namhafte Strafrechtler und Reichsgerichtsrat Maximilian von Buri (1825-1902). – Herman Haupt, „Buri, Christian von“, in: Ders. (Hg.), *Hessische Biographien*. Bd. 1. Darmstadt: Großherzoglich hessischer Staatsverlag, 1918, S. 27-31. – Wentzcke, Paul, „Buri, Christian von“ in: *Neue Deutsche Biographie* 3 (1957), S. 51.
- 18 Karl Bernhard Hundeshagen (1810-1872), Sohn des Gießener Forstwissenschaftlers Johann Christian Hundeshagen, war als Student der Theologie nach 1825 Sprecher der Burschenschaft Germania in Gießen und im Juni 1828 relegiert. Nach seiner Begnadigung im September 1829 setzte er sein Studium in Gießen fort, habilitierte sich im Herbst 1831 und hielt ab Sommersemester 1832 kirchengeschichtliche Vorlesungen. Im Oktober 1834 verließ er

mitgeteilt habe, dass er in ganz Bern kein Natrolith habe auffinden können. Vogt hoffe nun von Ettling¹⁹, (der dieses Material bereits früher in der Gegend von Bern gefunden zu haben scheint), eine genaue Beschreibung des Fundortes zu erfahren. Vogt wolle dann selbst eine Exkursion dorthin unternehmen (offensichtlich in der Absicht, das Laboratorium in Gießen mit dem auf diese Weise aufgefundenen Natrolith zu versorgen).

Abschließend lässt Vogt, der als „dankbarer Schüler“ Liebig's unterzeichnet, seine ehemaligen Kollegen im Laboratorium in Gießen und besonders Dr. Ettling freundlichst grüßen.

Carl Vogt an Justus Liebig – Bern, 9.10.1835²⁰

In diesem Brief, in dem Vogt Liebig mit „verehrter Lehrer“ anredet, erläutert Vogt eingangs, dass die Absendung eines Paketes mit Briefen an Liebig sich deshalb verzögert habe, weil Vogt nach seiner Aufnahme bei dem Chemikers Brunner noch ein Lebenszeichen von sich habe zukommen lassen wollen. Vogt teilt mit, dass er tags zuvor zum ersten Mal in dessen chemischem Laboratorium gewesen sei, dass er aber wegen Umbauarbeiten erst am darauffolgenden Montag anfangen könne, mit Brunner zu arbeiten.

Das Laboratorium sei laut Brunner früher „ein dumpfes dunkles feuchtes Loch“ gewesen, so kalt, dass er drei Monate im Jahr darin nicht habe arbeiten können. Nun aber seien die Räumlichkeiten hell und ziemlich schön eingerichtet. Das Lokal, das im Universitätsgebäude der Chemie eingeräumt worden sei, bestehe allerdings nur aus zwei Zimmern, einer Kammer und einem Gang und genüge daher nur sehr mäßigen Ansprüchen. Das eigentliche chemische Laboratorium sei zwar nicht so groß wie das Gießener Laboratorium, dafür aber heller. Da Brunner keinen weiteren Laboranten habe, sei genügend Platz zum Arbeiten vorhanden;

Deutschland und folgte einem Ruf als außerordentlicher Professor der Theologie an der neu errichteten Universität Bern. – Vgl. Hans-Joachim Weimann, *Johann Christian Hundeshagen. Genie und Zorn im Vormärz*, Remagen: Kessel, 2013. S. 21-22. – Wilhelm Baur, „Karl Bernhard Hundeshagen“, in: Ders., *Lebensbilder aus der Geschichte der Kirche und des Vaterlandes*. Bremen und Leipzig: Müller, 1887. S. 333-375; zu Hundeshagens Schweizer Zeit: S. 340 ff.

19 Ein Aufenthalt Ettlings in der Schweiz ist, soweit ersichtlich, in der Forschung nicht bekannt. Ein Streiflicht auf Ettlings Tätigkeit in einer Apotheke in Bern wirft Carl Vogt allerdings in einer Reminiszenz aus dem Jahr 1886: „In der früheren Pharmacie war eine Menge destillirter Wässer im Gebrauch, die zwar keine Wirkung haben konnten, aber den complicirten Gebräuen, welche man den Kranken zu schlucken gab, irgend einen fabelhaften Geruch gaben. Dr. Ettling, der langjährige erste Assistent Liebig's, war einige Zeit Provisor in einer Apotheke in Bern. Die Visitations-Commission kam – einige würdige alte Herren Doctoren. Alles war trefflich befunden worden, bis es einem dieser Würdenträger einfiel, nach den destillirten Wässern zu fragen. ‚Hier!‘ sagte Ettling, indem er die Commission zu einer im Hofe befindlichen Pumpe führte und bei jedem Pumpenstoße rief: Aqua tiliae! Aqua rutae! Aqua spiraeae! u.s.w. Acht Tage später wurde Ettling, auf einen fulminanten Bericht der Commission hin, für unwürdig erklärt, fernerhin eine Berner Apotheke zu besorgen. – Carl Vogt, „Classische Vorbildung“, in: *Neue Freie Presse* (Wien). Nr. 7702 (5.2.1886), Morgenblatt, S. [1]-3.

20 Carl Vogt an Justus Liebig, BSB Liebigiana II.B, Vogt, Karl 2

mehr vielleicht noch, als dies bisweilen in Gießen der Fall gewesen sei. Es folgt eine kompakte Beschreibung des neuen Arbeitsplatzes:

An dem Laboratorium, dessen eine Thüre in den Garten führt, wo Gasentwicklungen vorgenommen werden, ist ein kleines Kämmerchen, wo Brunner seinen Schreibtisch, Luftpumpen, deren er zwei besitzt, 5 feine chemische Wagen, so daß auch von dieser Seite der allenfallsigen Genauigkeit kein Eintrag geschieht, Elektrisirmaschinen, voltaische Säulen, und zwei Schränke, einen mit Mineralien und den anderen mit den Platin- und Silbergeräthschaften aufgestellt, kurz das ganze Ding so vollgepfropft hat, daß kaum noch ein vernünftiger Mensch sich darin herumdrehen kann. Gegenüber ist das Auditorium, worinnen außerdem noch Sammlungen verschiedener Art, die Präparate und alles andere, was im Laboratorium nicht gerade immer zur Hand sein muß, einen Platz gefunden. Im Anschaffen von Apparaten aber scheint Brunner wenigstens nicht sparsam zu sein, wenn es auch der Staat ist, und da er ein sehr großes Vermögen besitzt, so fällt es ihm auch leicht, anzuschaffen, wozu er nur Lust hat.

Brunner habe ihn, so fährt Vogt fort, äußerst zuvorkommend empfangen und sogar so liebeich aufgenommen, dass Vogt sich eine sehr angenehme Stellung verspreche.²¹ Der zukünftige wissenschaftliche Lehrer Vogts, der bereits einen von Liebig entwickelten Analyseapparat besitze, sei mit diesem keineswegs zufrieden. Er behaupte, eine sehr kohlenreiche Substanz könne man darin gar nicht vollständig verbrennen, und es sei ihm z.B. nie gelungen Stärkezucker vollkommen darin zu verbrennen. Mit seinem eigenen Apparat, der sich ebensoleicht bedienen lasse, sei dies allerdings durchaus möglich. Vogt habe geantwortet, dass Herr Dr. Ettling vielleicht die Güte haben würde, ihm von Gießen einige der Liebigschen Apparate zu schicken, wo man dann leicht sehen könne, ob diese Klagen gegründet seien. Brunner erwarte von Vogt besonders organische Analysen, um seine eigenen damit vergleichen zu können. Vogt hoffe nun, bei Liebig wenigstens so viel gelernt zu haben, um Brunner zeigen zu können, wie der Apparat angewendet werde. Da

21 Bemerkenswert ist die in Teilen abweichende Schilderung der Erstbegegnung Carl Vogts mit Karl Brunner in der Autobiographie von 1896: „Man kann sich denken, daß er [Brunner] mich nicht allzu freundlich empfing. Aber geradezu starr wurde er vor Erstaunen, als ich ihm den Wunsch vortrug, in seinem Laboratorium und unter seiner Leitung meine bei Liebig begonnenen Studien fortzusetzen und ihm zugleich einen Empfehlungsbrief von Liebig überreichte, der Brunner übrigens persönlich nicht kannte. Eine solche Zumutung war ihm bis jetzt noch nicht vorgekommen. Er hielt mir eine Art Rede, worin er betonte, daß er eigentlich zur Annahme von Schülern nicht verpflichtet sei, daß er die Universität gewissermaßen gar nicht anerkenne, da sie dem Kanton Bern zu Leibe stehe, wie die Konfirmandenröcke den jungen Bauern, die schon auf das künftige Wachstum zugeschnitten und weit genug sein müßten, um als Hochzeitsröcke zu dienen; erklärte aber schließlich doch, er wolle mich, aus Hochachtung für seinen Kollegen Liebig annehmen.“ – Carl Vogt, *Aus meinem Leben* (1997) [wie Anm. 4], S. 184-185.

Vogt nun entschlossen sei, sich ausschließlich der Chemie zu widmen und die Medizin fahren zu lassen, bittet er Liebig um seine unverhohlene Meinung darüber. Vogts Vater scheine es auch zu wünschen, obwohl er manchmal noch davon spreche, dass sein Sohn im Sommer das Medizinstudium wieder aufnehmen solle. Für den Fall, dass Liebig Carl Vogts Entschluss billige und es ihm zutraue, in der Zukunft in der Chemie etwas Tüchtiges leisten zu können, bittet Vogt um einen Rat, wie er im laufenden Winterhalbjahr seine Arbeiten einrichten solle, um sobald wie möglich zu einem Ziele zu gelangen. Mineralogie und Kristallographie werde er vermutlich bei Prof. Studer²² hören. Seine eigentlichen chemischen Arbeiten werde Brunner zwar leiten, doch wolle er darüber doch auch gerne eine höhere Meinung hören, und darin habe er nur zu Liebig Vertrauen. Vogt versichert, er werde alles tun, sich nach den Wünschen Liebigs zu richten, da er fest überzeugt sei, dass Liebig ihn auf einen richtigen Weg leiten werde.

Die zweite Hälfte des Briefes befasst sich mit den Lebensverhältnissen der Familie Vogt in Bern und der Arbeitssituation von Vogts Vater. Seit einigen Wochen sei die Familie vom Land in die Stadt gezogen:

Die neue oder vielmehr alte Wohnung welche uns die Regierung für die geringe Miete von 350 Franken in der Stadt angewiesen hat, ist sehr angenehm und erfüllt zwar nicht die ausschweifendsten, aber doch unsere mäßigen Wünsche bis jetzt noch vollkommen. Sie steht fast am Ufer der Aar, nach welcher sich ein kleines Gärtchen hinunter zieht, ganz in der Nähe der Universität, nicht sehr weit von des Vaters Klinik im Inselspital, hat sieben große Zimmer, wovon nur eines kleiner als des Vaters Stube zu Gießen, eine ausgedehntere Aussicht auf die Alpen als an irgend einem Punkte in ganz Bern und nur das eine unbequeme, daß kein Zimmer am andern hängt, sondern in jedem Stocke zwei sich befinden, die ganz für sich isolirt dastehen.²³

Vogt unterlässt nicht, bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, dass zwei Zimmer in der neubezogenen Wohnung als Gästezimmer für Freunde und Bekannte eingerichtet seien. Deren Anzahl sei zwar ziemlich groß, doch sei dies keinesfalls ein Hinderungsgrund dafür, dass Liebig dort auch für einen längeren Zeitraum unterkommen könne, wenn er sein Versprechen, nach Bern zu kommen, wahr mache, was hoffentlich bald geschehe. Für Vogts Vater biete die neue Wohnung große Bequemlichkeiten, da die große Entfernung der ehemaligen Landwohnung von der Stadt ihm an Zeit und Praxis dauernd Abbruch getan habe. Sie habe eine

22 Bernhard Studer (1794-1887) hatte Mineralogie, Chemie und Astronomie in Göttingen, Freiburg i.Br., Berlin und Paris studiert. Er war seit 1834 außerordentlicher Professor für Mathematik und Naturwissenschaften an der Universität Bern, wo er dann von 1845 bis 1872 eine ordentliche Professur für Mineralogie und Geologie, physikalische Geographie und Physik bekleidete. Von 1843-1845 war er Rektor der Berner Hochschule.

23 Vgl. die Beschreibung der Wohnsituation im Haus Vogt in Bern in: Carl Vogt, *Aus meinem Leben* (1997) [wie Anm. 4], S. 179-181.

gute Viertelstunde vor dem Stadttor gelegen und er habe jeden Tag zweimal herein- und hinausgehen müssen. Immerhin habe ihm diese viele Bewegung an seiner Gesundheit keinen Schaden getan, denn er sei sehr munter und wohl auf. Dieser Punkt gibt Vogt den Anlass, sich nach Liebig's Gesundheitszustand zu erkundigen. Liebig hatte nämlich im Mai und Juni des Jahres einen Kuraufenthalt²⁴ absolviert, weshalb Carl Vogt ebenso wie sein Vater Wilhelm, der, wie bereits erwähnt, in Gießen der Arzt Liebig's war, ihrem Wunsch Ausdruck verleihen, dass bei Liebig das Bad ebenso viel Nutzen gestiftet haben möge wie Wilhelm Vogt seine täglichen Fußmärsche zwischen Wohnung und Arbeitsplatz: „Mit Ihrer Gesundheit geht es doch hoffentlich fortwährend besser? Sie müssen wirklich einmal eine Sommerreise in die Schweiz machen, und zu Fuße in den Bergen herumklettern, es ist eine Radikalkur gegen alles Unwohlsein! Die reine freie Luft in den Bergen, die immer abwechselnden Schönheiten, die das Auge und den Sinn beständig von dem Wege abziehen, lassen das Gefühl der Müdigkeit gar nicht zu!“

Als Beispiel für diesen Effekt führt Vogt an, dass seine Mutter von Unterseen nach Grindelwald, über den Lauterbrunnen, den Staubbach und die Wengernalp, in einem Tage zu Fuße gegangen sei, ohne am Abend sehr müde zu sein, und doch habe es sich um einen Weg von 7 Stunden gehandelt, der anderthalb Stunden sehr stark bergan und ebenso steil wieder bergab gegangen sei. Der Umstand, dass der Gießener Büchsenmacher Großmann²⁵, der sich damals als Gast im Hause Vogt

24 Ein Brief Liebig's vom 30.6. 1835 an den Universitätskanzler Justin von Linde wurde in Salzhausen verfasst, wo er sich, wie er schreibt, „seit 14 Tagen befinde, um das Bad zu gebrauchen“. Die Kur habe ihm „sehr gute Dienste geleistet, ein vermeintliches Brustleiden hat sich als einfacher Rheumatismus gezeigt und alles reduziert sich bei mir auf ein hartnäckiges Unterleibsübel, was die quälende Schlaflosigkeit mit ihren entkräftenden Folgen nach sich gezogen hatte.“ Vgl. Eva-Marie Felschow und Emil Heuser, *Universität und Ministerium im Vormärz: Justus Liebig's Briefwechsel mit Justin von Linde*. Gießen: Ferber, 1992. S. 31. – In ähnlicher Weise dürfte Liebig dann wohl auch Carl Vogt's Erkundigung nach seinem Gesundheitszustand beantwortet haben.

25 Ludwig Großmann (geboren 1795) war Mitglied bzw. Besucher des Gießener ‚Leseclub‘, der von Anfang Januar 1832 bis zum 31. Dezember 1834 bestand. Wilhelm Vogt war neben den Hofgerichtsadvokaten Christian Bansa und Paul Follenius Gründer der politisch motivierten Gesellschaft. Auch der Gießener Buchhändler Peter Joseph Ricker und Georg Büchner werden dem Teilnehmerkreis des Klubs zugerechnet. – Vgl. Thomas Michael Mayer, „Georg Büchner und der ‚Hessische Landbote‘. Volksbewegung und revolutionärer Demokratismus in Hessen 1830-1835. Ein Arbeitsbericht“, in: Otto Büsch und Walter Grab (Hg.), *Die Demokratische Bewegung in Mitteleuropa im ausgehenden 18. Und frühen 19. Jahrhundert. Ein Tagungsbericht*. Berlin: Colloquium Verlag, 1980. S. 360-390; hier nach S. 378 Faltpatt „Die personelle Verflechtung der ‚Gesellschaft der Menschenrechte‘ mit den fortschrittlichen Organisationen in Gießen (1832-1835)“. Großmann war an der Verteilung der Flugschrift *Leuchter und Beleuchter von Hessen* beteiligt, und im Oktober 1834 hatte er mit der Post aus Gießen dem Darmstädter Ministerpräsidenten Karl Wilhelm Heinrich Freiherr du Bos du Thil (1777-1859) ein anonymes Schreiben geschickt, in welchem er ihm drohte, daß die Kugel für ihn schon gegossen sei, wenn er der Verfolgung der Geheimgesellschaften kein Ende mache. Im Sommer 1835 lebte Großmann als Flüchtling in Straßburg und in Mülhausen/Elsaß, wo er sich als ein dem Terror zuneigender Radikaler gab. Sein Steckbrief datierte vom 16.9.1835. Unter anderem hatte er die Idee, ein mit Sprengstoff beladenes Schiff den Rhein abwärts zu schicken und vor der Festung Mainz zur Explosion zu bringen. – Literatur: Jan-Christoph

aufhielt, mit von der Partie war, gibt Vogt Gelegenheit, von seiner Flucht von Straßburg nach Bern zu sprechen. Nachdem er sich drei Wochen lang in Straßburg aufgehalten habe, sei Vogt stark verdächtigt worden, ein Dieb zu sein, „indem ein solcher mit dem Namen Vogt der Polizei angekündigt war, dessen Signalement in einigen Punkten mit mir übereinstimmte“. Der genannte Gießener Büchsenmacher sei daraufhin mit nach Bern gegangen.²⁶ Inzwischen sei Großmann durch das Berner Oberland nach Zürich gereist, wo er sich noch einige Zeit aufgehalten habe. Nach dieser Zeit habe er sich so sicher geglaubt, dass er zwei Tage vor Erscheinen seines Steckbriefes nach Deutschland abgereist sei. „Hoffentlich,“ meint Vogt, „entrinnt er den Schergen, die dort auf ihn warten, noch, da er nicht direkt in das Großherzogthum wollte, und ich ihm einen Brief nachschickte worin ich ihm von dem Steckbriefe Nachricht gab.“²⁷

Von den gesellschaftlichen Verhältnissen der Familie Vogt in Bern weiß Vogt zu berichten, dass die Schweizer wie in Zürich ganz und gar für sich abgeschlossen seien. Der „dumme Stolz“ der Berner mit ihrer Verachtung gegen die Deutschen, „die sie nicht entbehren, aber auch nicht leiden können“, verhinderten jede gesellschaftliche Annäherung.²⁸ „Wir Deutsche sind daher ganz auf uns beschränkt, und

Hauschild, *Georg Büchner. Biographie*. Stuttgart, Weimar: Metzler, 1996. S. 407. – Thomas Michael Mayer, „Über den Alltag und die Parteiungen des Exils. Anlässlich von [Georg] Büchners Briefen an Braubach und Geilfus“, in: Ders. et al., *Georg Büchner an „Hund“ und „Kater“: Unbekannte Briefe des Exils*. Marburg/Lahn: Jonas, 1993. S. 41-146; hier S. 72-73 u. 107.

26 Zur gemeinsamen Flucht mit dem Gießener Büchsenmacher Ludwig Großmann von Straßburg nach Bern vgl. Carl Vogt „In das Elsaß und wieder heraus“ (1871), [wie Anm. 10] S. 436.

27 Ludwig Großmann scheint sich den von Carl Vogt befürchteten polizeilichen Nachstellungen tatsächlich entzogen zu haben. Mit seinem Freund, dem Offenbacher Verleger Carl Preller, dem Drucker der ersten Fassung des *Hessischen Landboten*, betrieb er in Zürich eine Rheinwein-Wirtschaft. Wann genau er dann nach Gießen zurückkehrte, ist nicht bekannt. Im April 1842 wurde das bis dahin ruhende Verfahren „wegen Verbrechens der Verbreitung aufrührerischer Schriften“ vom Großherzoglich-Hessischen Hofgericht in Gießen wieder aufgerollt, nachdem er sich den Behörden gestellt hatte. Das Urteil scheint auf Freispruch gelautet zu haben, – so jedenfalls eine Meldung in der *Frankfurter Oberpostamtszeitung* vom 30. April 1843. Im Revolutionsjahr 1848 trat er als Stellvertreter und späterer Nachfolger Carl Vogts als Kommandeur der Gießener Bürgergarde in Erscheinung. – Vgl. Haaser, „Carriere und Vogt“ (2016) [wie Anm. 2], S. 163f.

28 Zu der Zusammensetzung des Lehrkörpers zur Zeit der Universitätsgründung vgl. Richard Feller, *Die Universität Bern 1834-1934*. Bern: Haupt, 1935, S. 45: „Die Hälfte der 35 Professoren waren Ausländer: 17 Deutsche und 1 Franzose. Der deutsche Einschlag wurde bestimmend. Obschon politisch verschieden gesinnt, trugen die Deutschen die Wissenschaft und die Gestalt ihrer Universitäten nach Bern. Zufälle und Zusammenhänge spielten mit, dass besonders die kleine hessische Universität Giessen Bern versorgte; die beiden Snell, Vogt, Rau, Hundeshagen und Rettig waren durch Giessen gegangen. Von den Schweizern stammten 7 aus der Hauptstadt Bern, 4 aus den bernischen Landstädten, 3 von der Landschaft und nur 3 aus andern Kantonen. Diese Zahlen bekunden, wie wenig die Schweiz gerüstet war, gleich zwei neue Hochschulen zu versehen, und wie sehr die Kantone noch geistig gegeneinander sich abschlossen. Die akademische Laufbahn war noch kein schweizerischer Beruf.“

verlieren, Gott sei Dank! wirklich ganz und gar nichts dabei.“ Die deutschen Kollegen dagegen, die Professoren Rettig,²⁹ Hundeshagen, Demme³⁰ und Troxler,³¹ sowie Dr. Urich,³² den ehemaligen Assistenten des Vaters, sehe die

29 Der gebürtige Gießener Georg Ferdinand [nicht Friedrich!] Rettig (1803-1897), Professor der klassischen Philologie in Bern, hatte das Gießener Gymnasium durchlaufen als er 1826 dort als Hilfslehrer angestellt wurde. 1827 promovierte er in Gießen zum Dr. phil. und war danach als Gymnasiallehrer in Büdingen angestellt. Bei der Gründung der Universität Bern wurde er im Oktober 1834 zunächst außerordentlicher, ab 1856 ordentlicher Professor für klassische Philologie an der Berner Hochschule, deren Rektor er 1845/1846 war. In Bern arbeitete er gleichzeitig 30 Jahre lang als Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium in Bern, dem er im Jahre 1836 als Rektor vorstand. Er emeritierte 1878. Sein Nachlass befindet sich in der Burgerbibliothek in Bern. Rettig war der Bruder des am Gießener akademischen Pädagogiums angestellten Lehrers Heinrich Christian Michael Rettig (1799-1836), der als politischer Flüchtling 1833 in Zürich eine ordentliche Professur für Theologie annahm, wo er am 24.3.1836 starb. Zu Georg Ferdinand Rettig vgl. Hermann Hagen, „Georg Ferdinand Rettig, 1803-1897“ (Nekrolog aus dem Jahr 1897), in: Historischer Verein des Kantons Bern (Hg.), *Sammlung bernischer Biographien*, Bern, 1884-1944, S. 633-638.

30 Hermann Askan Demme (1802-1867), war von 1834 bis 1865 ordentlicher Professor für Chirurgie und Leiter der chirurgischen Klinik des Insspitals in Bern. Damit war er unmittelbarer Kollege von Wilhelm Vogt. 1847 führte er als Erster in der Schweiz und im deutschen Sprachraum eine Operation in Äthernarkose aus. Er war während seines Studiums in Jena Mitglied der Burschenschaft geworden und hatte 1822 als Sprecher des Burschentages im Odenwald fungiert. Von 1824 bis 1828 saß er wegen Mitgliedschaft im Jünglingsbund in Festungshaft.

31 Ignaz Paul Vital Troxler (1780-1866), namhafter Arzt, Politiker, Pädagoge und Philosoph, hatte 1800-1803 in Jena Medizin studiert. Nach der Promotion 1803 in Göttingen praktizierte er als Arzt in Wien und ab 1805 in Luzern. 1815 war Troxler Abgesandter der Schweiz beim Wiener Kongress. Als Philosoph war er von Friedrich Wilhelm Schelling und ab 1834 von Friedrich Heinrich Jacobi beeinflusst. An der Universität in Bern lehrte er als Professor von 1834 bis 1850. Carl Vogt attackierte Troxler 1846 in einer anonymen Broschüre: [Carl Vogt], *Ueber die Stellung der Hochschule in der Republik*, mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse im Kanton Bern. Bern: Jenni, 1846. – Troxler replizierte umgehend: Ignaz Paul Vital Troxler, *Auch ein Wort zur Hochschulreform in Bern*. Solothurn: Jent und Gaßmann, 1846. – [Nachwort S. 28-29]:

„Bis zu diesem Schlusse waren wir gekommen, als wir durch die Erscheinung einer Flugschrift mit dem grandiosen Titel „*Stellung der Universität in der Republik*“ überrascht wurden und zwar nicht unangenehm. – Obgleich der junge mit altkluger Weisheit ausgestattete Geist, oder der Geist des Jungen, der wahrscheinlich nur aus übergroßer angestammter Bescheidenheit seinen Namen verschwie, sich über das ganze Universitätspersonal zu Gericht gesetzt und besonders über unsere schwärmerische Geistesrichtung seinen Stab gebrochen hat, haben wir das Phänomen mit Freude begrüßt. Der Verfasser hat sich nämlich mit seiner Naivheit das Verdienst erworben, das bisher noch fehlende, entgegengesetzte Extrem zu der Verstocktheit in herkömmlicher einheimischer Ordnung und Gesetzlichkeit, das heißt, das Ideal der ungebundensten Republik, welche die S. 31 sich selbst schildern den verdienstvollen Tageshelden in Deutschland einzuführen wünschen, und einer Allerweltsuniversität, welche für die nur materielleres vermögende Schweiz vorzüglich aus dem hochgebildeten Ausland jenseits des Rheins rekrutirt, und aller besondern Sittlichkeit und Disciplin quitt und baar zu existiren lernen soll!“

32 Der ab 1835 an der Universität Bern als Privatdozent für Gynäkologie angestellte Otto Christian Eberhard Urich war 1802 in Erbach/Odenwald geboren. Seine Jugendzeit verbrachte er in Michelstadt, wo sein Vater Johann Balthasar Urich (1777-1863) Amtmann war.

Familie Vogt fast jeden Abend in ihrem Hause, wo es dann gewöhnlich sehr lustig und vergnügt hergehe.

Über die aktuellen politischen Verhältnisse in Gießen zeigt sich Vogt durchaus informiert und deutet seine abschätzige Meinung über die nicht namentlich genannten Hauptakteure an: „Die neueren Verhaftungen³³ in Gießen sind uns bekannt geworden, es ist eine unangenehme Nachbarschaft, welche Sie da bekommen haben, allein unserer Regierung würdig eingeweiht! So klug war man doch; Buben nicht in den Kreis der Philister zu ziehen und vor anderen Verräthern, deren einer und der hauptsächlichste, wie wir hörten, seine Schande jetzt öffentlich und frei in Darmstadt herumträgt, kann menschliche Klugheit kaum schützen.“³⁴

Otto Urich hatte ab 1825 in Gießen und Heidelberg studiert und war im Juli 1833 als Teilnehmer der Heidelberger Burschenschaft nach Zürich geflohen. Zusammen mit Georg Fein, Ernst Dieffenbach u.a. war er Mitunterzeichner einer „Adresse deutscher Flüchtlinge in Zürich an die Tagsatzung der Schweizerischen Eidgenossenschaft“ vom 19.4.1834. Sein Bruder Wilhelm, der 1830 nach Rio de Janeiro geflohen war, sich aber um 1836 ebenfalls in Bern aufhielt, heiratete 1845 Carl Vogts Schwester Sophie.

- 33 Sehr wahrscheinlich spielt Carl Vogt hier auf die Verhaftung zweier Studenten an, die sich Ende Juli 1836 in Gießen ereignete. Über die daraufhin vorgenommenen Disziplinarmaßnahmen und deren mediale Verbreitung vgl. Felschow, Häderle (Hg.), *Im Visier der Staatsgewalt* (2015) [wie Anm. 13] S. 200. – Die damals wichtigste Tageszeitung Deutschlands, Cottas *Allgemeine Zeitung*, berichtete zusammenfassend über die Vorfälle in einer Korrespondenz aus Frankfurt vom 31. August. – Vgl. *Allgemeine Zeitung* (Augsburg). Nr. 248 (4.9.1836), Beilage, S. 1984. – Die *Baseler Zeitung* berichtete am 30.8.1836 über die Ursache des studentischen Protestes: „Darmstadt. 21. Aug. In Folge von Streitigkeiten zwischen Gießener Studierenden und Handwerksgesellen waren 2 Studenten, der eine auf dem Rathhause, der andere im s. g. Stockhause festgesetzt worden. Auf dieses zogen die Studenten vor das Rathaus und befreiten ihren gefangenen Mitbürger. Von da zogen sie vor das Haus des Universitätsrichters Trygophorus und verlangten, daß der im Stockhause verhaftete Student aus diesem entlassen und in das Carcer überbracht werde. Der Universitätsrichter erschien, von Gensdarmen umgeben, und erklärte, daß dieß geschehen würde, die Studenten aber jetzt in Ruhe sich nach Haus begeben sollten. Die Masse zerstreute sich sofort. Im Laufe der Woche wurden 27 Studenten relegirt, zum Theil Söhne der angesehensten Staatsdiener hiesiger Stadt.“

- 34 Gemeint ist offensichtlich Carl Vogts ehemaliger Gießener Kommilitone Christian Gustav Clemm (1814–1866). Über ihn schreibt Wilhelm Schulz-Bodmer: „Man nahm damals allgemein an, daß dies [die Gefangennahme von Anhängern Weidigs] in Folge der Denunciation eines jungen Mannes, des Pharmaceuten Gustav Clemm geschah, der noch seinen frühern politischen Vertrauten gegenüber den erhitzten Freiheitsfreund gespielt haben soll, als er zugleich mit ihren Gegnern und Verfolgern, namentlich mit dem Untersuchungsrichter, Hofgerichtsrath *Georgi*, in vertraulichem Verkehr stand. Dieser Clemm blieb auf freiem Fuße, während Viele von Denen, die in weit geringerem Grade, als er, politisch theilhaftig waren, Jahre lang im Gefängnisse schmachteten und nicht alle den Tag der Freiheit wiedersehen. Noch hat sich dieser junge Mann, so viel wir wissen, gegen den schwer auf ihm lastenden Vorwurf seiner Mitbürger nicht gerechtfertigt, ihm sogar nicht öffentlich widersprochen. Wäre es aber wahr, wessen er bezüchtigt wird, so mag er im durchbohrenden Gefühle der Nichtswürdigkeit wohl noch unglücklicher sein, als es die unglücklichsten Schlachtopfer des Verraths waren.“ – Wilhelm Schulz[Bodmer], *Der Tod des Pfarrers Dr. Friedrich Ludwig Weidig*. Zürich und Winterthur: literarisches Comptoir, 1843, S. 68–69. – Carl

Zum Schluss des Briefes lässt er wieder Dr. Ettling grüßen, an den er ebenfalls einen Brief dem Paket beigegeben habe.

Carl Vogt an Justus Liebig – Bern, 18.11.1835³⁵

Aus dem Brief geht hervor, dass Liebig Vogt inzwischen die gewünschten Ratschläge für das Chemiestudium³⁶ in Bern erteilt hat. Die bitterste Pille für Vogt bedeutet dabei offensichtlich, dass Liebig ihm vor allem das Studium der Mathematik ans Herz gelegt zu haben scheint:

Es war gewiß eine üble Constellation bei meiner Geburt, die mir eine solche schreckliche Antipathie gegen die Zahlen, Linien und Buchstaben eingeflößt hat, daß ich mich ganz und gar nicht mit ihnen befreunden kann. Schon seit ich mich mit ihnen beschäftige, und noch früher, habe ich lange und oft genug eingesehen, wie sehr ich in dieser unentbehrlichen Wissenschaft zurück war, oft genug habe ich mich über mich selbst geärgert, daß ich nicht einmal die Courage hatte, ernstlich nachzusehen, ob mir diese Antipathie eingewurzelt oder nur aufgepfropft sei. Allein mit all dem Aergern und Einsehen wurde es nicht besser mit meinen mathematischen Kenntnissen, und ist noch bis jetzt dabei geblieben.

Möglicherweise sei auch der Gießener Gymnasialunterricht daran schuld, dass ihm jeglicher Zugang zu dieser Disziplin abgehe. Er wolle aber noch einmal versuchen, seine Abneigung gegen die Mathematik zu überwinden, zeigt sich aber nicht sehr zuversichtlich, dass ihm dies gelingen werde. Anders verhalte es sich mit der Physik:

Die sämtlichen Naturwissenschaften haben mich von jeher viel mehr als Alles Andere angezogen und es ist auch diese Vorliebe ganz gewiß daran Schuld, daß ich an ihnen hängen geblieben und nicht in das Innere Heiligthum der Medizin eingedrungen bin. Ich habe die Vorlesungen von Schmidt³⁷ recht fleißig gehört und auch für mich

Vogt kannte Clemm aus dem Chemischen Laboratorium Liebigs, wo dieser im Wintersemester 1834/1835 studierte.

35 Carl Vogt an Justus Liebig, BSB Liebigiana II.B, Vogt, Karl 3

36 Formal hatte sich Carl Vogt am 12.11.1835 als Student der Medizin an der Universität Bern immatrikuliert, wie das in jenem Jahr von Wilhelm Vogt als Rektor der Universität geführte Matrikelbuch ausweist. Der handschriftliche Eintrag stammt nicht von Carl, sondern von Wilhelm Vogt.

37 Georg Gottlieb Schmidt (1768-1837), Professor für Mathematik und Physik an der Universität Gießen. 1801 Direktor der Gießener Sternwarte. – Literatur: Henning Krause: *Georg Gottlieb Schmidt (1768-1837) - der „Luftschmidt“*. Ein biografischer Literaturbericht über den Gießener Physiker und Mathematiker. Diepholz: GNT-Verlag, 2007. – Ders., „Biografisches zum Gießener Physiker und Mathematiker Georg Gottlieb Schmidt (1768-1837)“, in: Alexander Odefey (Hg.), *Zur Historie der mathematischen Wissenschaften. Beiträge zur Geschichte der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Technik. Festschrift für Karin Reich zum 65. Geburtstag*. Diepholz: GNT-Verlag, 2009. S. 81-97.

schon als Gymnasiast darin gearbeitet. Freilich mußte ich den mathematischen Theil liegen lassen; aus dem sehr einfachen Grunde, weil ich ihn nicht verstand.

Liebigs Studienplan für Vogt muss auch vorgesehen haben, dass er vorerst seine praktischen Laborarbeiten ruhen lassen solle, bis seine Grundkenntnisse in Mathematik und Physik sich gefestigt hätten. Vogt gesteht, dass er diesem Rat nicht folgen könne, da er der einzige sei, der derzeit bei Brunner arbeite, und eine so angenehme Stellung bei ihm habe, dass es ihm wirklich sehr leidtäte, wenn er das Laboratorium ganz meiden sollte. Es sei ihm diese praktische Beschäftigung so lieb geworden, dass er sie wirklich äußerst ungern missen würde. Anfangs habe er sogar den Plan gefasst, sich ausschließlich damit zu beschäftigen, was er nun natürlich aufgeben werde. Allerdings sei es ihm ein wirkliches Bedürfnis, einige Stunden täglich darauf zu verwenden. Zudem habe er bei Brunner eine Stellung, wie er sie nur wünschen könne. Er sei ein sehr gescheiter, ziemlich geschickter Mann, der gern etwas für seine Wissenschaft tue.

Als wolle er die Zustimmung Liebigs zu dieser Entscheidung doch noch erreichen, schildert Vogt ihm daraufhin detailliert, mit welchen laufenden Untersuchungen er gerade befasst und in welchem Maße er als Assistent Brunners engagiert sei: „Ich bin quasi Höfling bei ihm d.h. ich unterstütze ihn in den Versuchen, mache die Präparate, die gerade nöthig sind, habe die Schlüssel zu den Vorräthen und fast ganz freie Hand zu thun, was ich will. Als ich zu ihm kam, ließ er mir ganz freien Willen, mir eine Arbeit zu bestimmen, und schlug mir auch einige vor; ich habe die Analyse des Uranpecherzes von Johann-Georgenstadt gewählt.“

Vogt ist überzeugt, dass er eine frühere Untersuchung des Kieler Chemikers Christoph Heinrich Pfaff³⁸ über diesen Gegenstand widerlegen kann: „Pfaff war der letzte, der eine Analyse daran angestellt hat, die aber so schlecht ist, daß ich mich geschämt hätte, Sie bekannt zu machen. Zu seiner eigenen Bequemlichkeit hat er den Arsenik, der in bedeutender Menge darin ist, ganz übersehen und dafür

38 Christian Heinrich Pfaff (1773-1853), Arzt und Mediziner in Kiel. Als Physiker und Chemiker erforschte er die Bioelektrizität. 1845 musste er wegen Sehschwäche sein Lehramt aufgeben. Vogt meint vermutlich den Artikel „Uranerze“ in Pfaffs Handbuch der analytischen Chemie für Chemiker, Staatsärzte, Apotheker, Oekonomen und Bergwerks Kundige. Bd. 2. Altona: Hammrich, 1822. S. 457-460. – Über die chemische Analyse von Mineralien im Laboratorium Liebigs in Gießen überlieferte Carl Vogt im Jahr 1891 eine kurze Reminiscenz: „Un fait cependant m’était resté dans ma mémoire. En discutant un jour, au Laboratoire de chimie, les voies et moyens par lesquels la nature avait dû former un minerai, donc une combinaison chimique soumise à notre examen, mon vénéré maître Liebig avait dit que vouloir répéter les opérations auxquelles s’était livrée la nature pour confectionner ce produit voulait dire autant que si l’on voulait répéter les opérations d’un alchimiste privé de sens commun.“ [Eine Tatsache blieb mir jedoch in Erinnerung. Als eines Tages im Chemielabor die Rede auf die Mittel und Wege kam, mit denen die Natur ein Mineral und damit eine unserer Prüfung unterstehende chemische Verbindung bilden mußte, sagte mein verehrter Meister Liebig, dass es, wenn man die Operationen wiederholen wolle, die die Natur bei deren Herstellung beschritt, gerade so viel bedeute, als wolle man die Operationen eines des gesunden Menschenverstandes beraubten Alchemisten wiederholen.] – Carl Vogt, „Dogmes dans la science III.“, in: *Revue scientifique* (Paris). Bd. 48. (1891). Nr. 3 (18.7.1891), 71-79.

eine solche fürchterliche Menge Uranoxydul aufgeführt, daß einem Angst und bange wird.“

Trotz einiger Rückschläge, die vor allem seiner Ungeduld bei den Untersuchungen zuzuschreiben seien, hoffe er doch zu brauchbaren Ergebnissen zu gelangen. Er stellt in Aussicht, Liebig bald darüber etwas Näheres schreiben zu können. Gegen Ende des Briefes betont Vogt noch einmal, dass er beabsichtige, Brunner den Gebrauch der Glasapparate Ettlings vorzuführen, sobald diese aus Gießen eingetroffen seien: „Wenn die Apparate, wofür ich Hn. Dr. Ettling einstweilen im Voraus meinen herzlichen Dank abstatte, angekommen sein werden, will ich noch einige organische Analysen mit Hn. Brunner machen, der auch sehnlichst darauf wartet, besonders da ich die gläsernen Dinger, die er mir als Liebigsche Kaliapparate vorzeigte, gar nicht dafür erkennen wollte. Seinen Apparat habe ich noch nicht gebrauchen sehen.“

Vogt meint, dass Brunner schon längst die Vorzüglichkeit von Liebig's Methode eingesehen habe und sie bald ausschließlich gebrauchen werde. Übrigens lasse Brunner ausrichten, dass er Liebig's Kritik, er sei nicht auf dem aktuellen Forschungsstand, zurückweise: „Er läßt Ihnen seinen freundlichsten Gruß melden und Ihnen sagen, daß er kaum Ihre Vorwürfe verdiene, welche Sie ihm in Ihren Annalen, Bd. 14 machten, daß er die neuere chemische Literatur nicht kenne,³⁹ da er schon seit einem Jahre seine Abhandlung geschrieben habe und auch in Bd. IX⁴⁰ Ihrer Annalen nichts darauf Bezug habendes stehe.“

Wie bereits im vorangegangenen Brief bleibt der Schlussteil den Mitteilungen aus der eigenen Familie und den aktuellen politischen Verhältnissen vorbehalten. Der politisch motivierte Mord an dem Studenten Ludwig Lessing⁴¹ am 4. November in Zürich, der im Kreise seiner Kommilitonen als preußischer Lockspitzel galt,

39 Brunner hatte in den von Liebig mitherausgegeben Annalen der Pharmacie. Bd. 14. H. 3. Heidelberg: Winter, 1835, S. 303-321, einen Aufsatz mit dem Titel „Versuche über Stärkmehl und Stärkmehlzucker“ veröffentlicht den Liebig mit zwei polemisch-kritischen Redaktionsanmerkungen versehen hatte. Auf S. 310 kritisiert Liebig die unzuverlässigen Apparate und die damit zusammenhängende ungenaue Analysemethode Brunners. Auf S. 317-318 bezeichnet Liebig eine Berechnung Brunners als „offenbar unrichtig, weil sich mit der vollkommensten Gewißheit schließen läßt, daß die Methode, nach welcher Herr Brunner das Kochsalz bestimmt hat, etwas weniger Kochsalz liefern mußte, als die Verbindung in der That enthält“.

40 Vgl. Ebd. S. 317, wo Liebig kritisiert: „Wir verweisen Hrn. Brunner auf die Abhandlung über dieselben Gegenstände Bd. IX. dieser Annalen, und finden es auffallend, daß man in der Schweiz die neuere chemische Literatur nicht zu kennen scheint.“

41 Ludwig Lessing (1812-1835) war Ende 1834 wegen Spionageverdachts aus dem Kanton Bern ausgewiesen worden. Als Student der Rechtswissenschaften in Zürich berichtete er danach der preußischen Regierung über die deutschen Flüchtlingskreise in der Limmatstadt. Seine Ermordung, hinter der man Mitglieder des Jungen Deutschland vermutete, wurde nie aufgeklärt, führte aber zu Einmischungen fremder Mächte, besonders Frankreichs, und schliesslich zum Fremdenkonklausum der Tagsatzung von 1836. – Literatur: Lukas Gschwend, *Der Studentenmord von Zürich. Eine kriminalhistorische und strafprozessanalytische Untersuchung über die unaufgeklärte Tötung des Studenten Ludwig Lessing aus Freienwalde (Preussen) am 4. November 1835; zugleich ein Beitrag zur Erforschung der politischen Kriminalität im Vormärz*. Zürich: Verl. Neue Zürcher Zeitung, 2002.

schlug auch in Bern Wellen, wie folgende Bemerkung Carl Vogts belegt: „Ueber die Ermordung des Flüchtlings in Zürich grassiren nur Gerüchte. Allgemein hält man es für einen politischen Mord, und sogar die hiesigen Flüchtlinge wurden alle von der Polizei ausgeforscht, ob sie zu jener Zeit nicht verreisert gewesen seien.“

Weiterhin erwähnt Vogt die Rektorenwahl der Universität Bern, bei der Brunner als stärkster Rivale seines Vaters aufgetreten und mit nur einer Stimme weniger unterlegen gewesen sei.⁴² Wilhelm Vogt habe bei der Eröffnungsfeier der Hochschule am 14. November des Jahres eine längere Rede⁴³ gehalten, ansonsten laufe alles im alten Gleis. Vater und Sohn Vogt rechnen offensichtlich fest damit, dass Liebig im Laufe des Jahres 1836 zu Ihnen nach Bern zu Besuch kommen werde und unterbreiten entsprechende Vorschläge: „Der Vater ist gesund und wohl und läßt Ihnen einstweilen sagen, daß die Ferien den 15 August angehen und bis zum 15^{ten} Oct. also volle 8 Wochen dauern. Es ist dies gerade die schönste Zeit zur Reise ins Oberland, und nicht der Sommer, wie man gewöhnlich in Deutschland glaubt, da vor dem Juni der Schnee auf den Bergen nicht vollständig geschmolzen ist, und im Juli und August gewöhnlich Nebel die Alpen verschleiern. Es wird mir und dem Vater großes Vergnügen machen, Sie auf einige Ausflüge zu begleiten.“

Abschließend erkundigt sich Vogt nach den häuslichen Verhältnissen⁴⁴ Liebigs in Gießen: „Ist denn der neue Anbau an Ihrem Häuschen fertig? Es muß jetzt recht bequem für Sie eingerichtet sein. Doch ich will Ihnen nicht länger Ihre Zeit rauben.“ Auffallend ist, dass Vogt sich hier in der Unterschrift ostentativ als Schüler Liebigs und Student der Chemie bezeichnet.

Carl Vogt an Justus Liebig – Bern, 18.12.1835⁴⁵

Der Brief belegt, dass Vogts anfängliche Euphorie bezüglich der Zusammenarbeit mit Prof. Brunner einer erheblichen Ernüchterung gewichen ist. Seine Analyse der Pechblende, über die er im vorangegangenen Brief mit hochfliegenden Erwartungen berichtet hatte, hat sich als fehler- und lückenhaft erwiesen. Mit großem Aufwand schildert Vogt die einzelnen Fehlerquellen seiner Arbeit. Zusätzlich werde die Arbeit im Laboratorium dadurch erschwert, dass Brunner sich bezüglich

42 In den Kämpfen zwischen Konservativen und Liberalen hatten sich 1831 im Kanton Bern während der sogenannten „Regenerationszeit“, die in etwa der Zeit des deutschen Vormärz entspricht, die Liberalen durchgesetzt. Unter ihnen erfolgte 1834 die Umwandlung der 1805 gegründeten Akademie Bern zur Universität. Die neue Regierung war auf loyale Beamte und Akademiker angewiesen und hielt deswegen zu Beginn die Studienanforderungen recht gering, wodurch auch neuen Gesellschaftsschichten ein Hochschulstudium ermöglicht wurde. – Literatur: Richard Feller, *Die Universität Bern 1834-1934*. Bern: Haupt, 1935.

43 Philipp Friedrich Wilhelm Vogt, *Festrede zur Feier des Jahrestages der Eröffnung der Hochschule in Bern*. Bern, 1835. – Genau genommen handelte es sich um die Feier zum ersten Jahrestag der Universität Bern. Vgl. Obes, *Philipp Friedrich Wilhelm Vogt (1789-1861)*. (2008), [wie Anm. 8], S. 68-72.

44 Zur wechselhaften Baugeschichte des Gießener Laboratoriums vgl. Eva-Marie Felschow, „Ein gelungener Wandel: Vom Laboratorium Liebigs zum Liebig-Museum“, in: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins* (Gießen), Bd. 96 (2011). S. 167-184.

45 Carl Vogt an Justus Liebig, BSB Liebigiana II.B, Vogt, Karl 4

der finanziellen Ausstattung seines Instituts auf einen Machtkampf mit der Regierung eingelassen hat und seine privat angeschafften Instrumente und Apparate für den universitären Gebrauch nicht länger zur Verfügung stellen will:

Herr Brunner erhält jährlich nur 10 Louisd'or vom Erziehungsdepartement für Unterhaltung des Laboratoriums und Anschaffung von Apparaten; Sie können sich leicht denken, daß fast Alles also sein Eigenthum ist. Der Raum, den man ihm angewiesen hat, war ihm aber zu klein (er besteht aus Laboratorium, Hörsahl und einem Stübchen, worin man sich kaum drehen kann) er verlangte mehr. Das Departement schlug's ab. Brunner gehört zu den Schwarzen Aristokraten, er machte also dem Departement keine weiteren Vorstellungen, sondern will es nun mit Trotz zwingen. Er ließ sich daher einige Zimmer in seinem Hause zum Laboratorium einrichten und erklärte dem Departement, sein Beutel habe lange genug Alles im Laboratorium gestellt, nun gebe er seine Privatapparate nicht mehr zum allgemeinen Gebrauche her; das Departement möge deren in das leere Universitätslaboratorium anschaffen.

Damit sei Vogt nahezu zur Untätigkeit verdammt. Ironisch merkt er an, dass ihm zwar die Ehre der Direktion über das Laboratorium und die Aufsicht über die Laboranten, deren einziger aber nur er selbst sei, zugefallen sei, dass er aber nun schon seit 14 Tagen auf einem Fleck sitzen müsse und noch kein Ende seiner Langeweile abzusehen sei. Mit drastischen Worten beklagt Vogt, welche Schwierigkeiten es ihm bereite, allein für seine Waage die passenden Gewichte herzustellen: „Allein welche schreckliche Arbeit das ist, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Stundenlang wie angewurzelt vor so einer langweiligen Waage zu stehen und beständig darauf zu sehen: es zwickt mich manchmal ordentlich an Arm und Beinen, das ganze Geschirr über den Haufen zu werfen.“

Die Versicherung, dass Vogt trotz aller Widrigkeiten, unter denen er einmal mehr auch das Fehlen eines Gießener Kaliapparates betont, im neuen Jahr noch einige Analysen durchführen werde, ist das Thema des Schlussabschnitts des Briefes. Mit Grüßen des „eben ungemein beschäftigten“ Vaters, dessen gedruckte Eröffnungsrede Vogt demnächst zu übersenden beabsichtigt, endet das Schreiben.

Carl Vogt an Justus Liebig – Bern, 16.1.1836⁴⁶

Dieser Brief beinhaltet fast ausschließlich ganz konkrete Schilderungen verschiedener chemischer Versuche Vogts. Ein äußerst detailliert dargestelltes Analyseergebnis, auf das Vogt merklich stolz ist, steht dabei im Zentrum. Es handelt sich dabei um den Nachweis der Schädlichkeit eines von dem Pariser Arzt Belliol⁴⁷

46 Carl Vogt an Justus Liebig, BSB Liebigiana II.B, Vogt, Karl 5

47 Der in Marseille geborene Jean-Alexis Belliol [nicht Belliot!] (1799-1870), der auch poetische Werke verfasste, studierte Medizin in Paris, wo er im Jahr 1825 promovierte. Nachdem er sich bei der Bekämpfung der Cholera-Epidemie um 1830 sich als praktischer Arzt ausgezeichnet hatte, spezialisierte er sich als Dermatologe und betrieb eine ärztliche Praxis in

hergestellten und vertriebenen angeblichen Universalheilmittels „gegen alle Arten von Dyskrasieen, Scropheln, Siphilis, etc.“, das „auf einer langen Etiquette eine Unzahl guter Eigenschaften auf der Stirn trägt, worunter besonders die aufgezählt ist, daß es durchaus keine scharfen Mineralstoffe, sondern lauter durchaus unschädliche Pflanzenstoffe im feinsten Extrakte enthalte, die total unschädlich seien.“ Vogt erläutert, dass Belliol eine Portion dieses Mittels zum Verkauf nach Bern geschickt habe, wo es auch schon in einigen Fällen Anwendung gefunden habe. Nachdem einer der Patienten bereits nach der zweiten Dosis bedenkliche Symptome wie „Leibschneiden, Angst, Erbrechen, Durchfall u.s.w.“ gezeigt habe, sei der Chirurg Demme, ein Kollege von Vogts Vater, gerufen worden. Eine Restmenge der Arznei habe Demme Carl Vogt übergeben, damit dieser sie chemisch untersuche. Die präzise Darstellung des Analyseergebnisses rundet Vogt mit der Bemerkung ab: „Es würde mich sehr freuen, wenn Sie diese ausgemachte Schurkerei in Ihren Annalen mit einigen Worten erwähnen wollten.“

Bei der Abfassung dieser Zeilen dürfte Vogt schwerlich bewusst gewesen sein, welche publizistische Wirkung sie in der Folge erlangen sollten, denn Liebig machte die komplette Schilderung des Vorfalles unter der reißerischen Überschrift „Unverschämte Charlatanerie“ öffentlich.⁴⁸ Nur einige wenige redaktionelle Eingriffe, darunter freilich auch die einer handschriftlichen Eigenheit Vogts geschuldete fehlerhafte Entzifferung des Namens des Pariser Arztes (Belliot statt richtig Belliol), schienen Liebig hinlänglich, Carl Vogts erstes Auftreten als wissenschaftlicher Schriftsteller aus der Wiege zu heben. Eine redaktionelle Fußnote Liebig's, tat das Ihrige, um Vogt auch gleich ein erstes Renommee in der wissenschaftlichen Welt zu verschaffen: „Es ist Pflicht einer jeden Medicinal- und Polizeibehörde, diese unglückbringende Arznei überall, wo sie sie vorfindet, sogleich mit Beschlag zu legen und auf diese Weise unschädlich zu machen.“

Unter den fast schon Routine gewordenen Familiennachrichten teilt Vogt Liebig abschließend mit, dass sein Vater wegen einer im Berner Zuchthaus ausgebrochenen Typhusepidemie, über die er Bericht erstatten soll, sehr in Anspruch genommen sei. Da Wilhelm Vogt Liebig daher nicht selbst schreiben könne, habe er ihn gebeten, an seiner Statt ein „Charakterstückchen“ zu erzählen, das sich ironisch auf das Gebaren des Berner Universitätssenates bezieht. Bei der Ausformulierung dieser Erzählung handelt es sich um den Prototyp jener anekdotischen Schreibweise, für die Vogt später große Berühmtheit erlangen sollte.

Paris. Sein als „medizinisches Haus- und Hilfsbuch für Jedermann“ vermarktetes, in zahlreichen Auflagen erschienenes Hauptwerk wurde auch ins Deutsche übersetzt: *Radicale Heilung der Scropheln, Flechten und galanten Krankheiten, sowie aller chronischen Krankheiten des Kopfes, der Brust und des Unterleibes. Nebst Rathschlägen über die körperliche und geistige Erziehung der Kinder, und über die Lebensweise der Greise*. Quedlinburg: Basse, 1839.

48 „Unverschämte Charlatanerie. Analyse des Universalheilmittels von Belliot in Paris“, in: *Annalen der Pharmacie*. Vereinigte Zeitschrift des *Neuen Journals der Pharmacie für Aerzte, Apotheker und Chemiker* Band XXXIV. und des *Magazins für Pharmacie und Experimentalkritik* Band LII. Hg.v. Johann Bartholomäus Trommsdorff, Justus Liebig und Emanuel Merck. Heidelberg: Universitäts-Buchhandlung von C. F. Winter, 1836. Bd. 17. H. 1. (1836), S. 113-114.

Carl Vogt an Justus Liebig – Bern, 6.2.1836⁴⁹

Offensichtlich hat Liebig in einem vorangegangenen Brief Vogt aufgefordert, ihm fleißig zu schreiben, was dieser auch zu tun verspricht: „Sie sollen bei unserer Correspondenz gewiß nicht zu kurz kommen, und wohl bald einen so eifrigen Briefsteller als mich verwünschen. Indessen sind Sie selbst Schuld daran, und ich werde wie seit her, recht oft von Ihrer für mich so schätzbaren Erlaubniß Gebrauch machen. Ich kann Ihnen aber jetzt nur *multa*, und nicht *multum* anbieten, denn das gibt sich nicht so alle Tage.“

Zu Beginn dieses Briefes kondoliert Vogt zu dem am 19. Januar 1836 eingetretenen Tod des mit Liebig befreundeten Heidelberger Chemikers Philipp Lorenz Geiger,⁵⁰ von dem die Familie Vogt in Bern erst kürzlich durch die Zeitung erfahren habe. Der Tod des Freundes ging Liebig offenbar so nahe, dass Vogt sich bemüßigt fühlte, seinen Lehrer durch tröstliche Worte aufzumuntern:

Wir bekamen die Nachricht von Geigers Tod erst nach dem Abgange meines letzten Briefes an Sie durch das Frankfurter Journal, sie hat uns sehr wehe gethan, besonders da wir die freundschaftlichen Verhältnisse kannten, in denen Sie mit ihm lebten. Es wird jetzt die Redaktion des Journals Ihnen viel Muße zu sonstigen Arbeiten wegnehmen, indessen hoffen wir auch daß der heranahende Sommer Ihnen Ihre Gesundheit von neuem stärke. Besonders die Gebirgsreise in der Schweiz, auf der ich Sie jedenfalls begleiten werde, wird Ihnen gewiß in dieser Beziehung wohl thun.

Der Löwenanteil des Briefes befasst sich mit der Beschreibung von chemischen Analysen, mit denen Vogt sich beschäftigte. Die Zeit außerhalb des Laboratoriums nutzte Vogt allerdings nicht mit Mathematik, wie Liebig ihm für die Planung seines Studiums empfohlen hatte, sondern mit dem Erlernen der französischen Sprache: „Sonst habe ich im Laboratorium nichts die Zeit über gethan, sondern hauptsäch-

49 Carl Vogt an Justus Liebig, BSB Liebigiana II.B, Vogt, Karl 6

50 Liebig hatte den Pharmazeuten Philipp Lorenz Geiger (1785-1836) auf der „Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte“ 1830 in Hamburg kennengelernt, der ihn dann 1831 dazu bewog, Mitherausgeber seiner Zeitschrift *Magazin für Pharmacie* zu werden. Nach der Vereinigung mit dem norddeutschen *Archiv des Apothekervereins* wurde das Fachblatt 1832 in *Annalen der Pharmacie* umbenannt. Das Blatt, das sich weitgehend von dem Einfluss der Naturphilosophie fernhielt, markierte einen neuen, empirieorientierten Anspruch an wissenschaftliche Publikationen. – Vgl. William H. Brock, *Justus von Liebig. Eine Biographie des großen Wissenschaftlers und Europäers*. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg, 1999. S. 47-50. – Geiger starb am 19.1.1836 als außerordentlicher Professor für Chemie und Pharmazie an der Universität Heidelberg. Sein Tod hatte Liebig dazu gezwungen, nach Heidelberg zu fahren, um sich mit Geigers Witwe über die Fortsetzung von dessen Publikationsprojekten auseinanderzusetzen. Für die Redaktion der *Annalen der Pharmacie* versicherte er sich der Unterstützung von Emanuel Merck und Johann Bartholomäus Trommsdorff. – Literatur: Ulrike Thomas, „Philipp Lorenz Geiger und Justus Liebig: „... alles um des verdammten Geldes wegen?““, in: *Gießener Universitätsblätter*. Bd. 20 (1987), S. 13-31 - Dies. *Die Pharmazie im Spannungsfeld der Neuorientierung: Philipp Lorenz Geiger (1785–1836). Leben, Werk und Wirken*. Stuttgart: Deutscher Apotheker-Verlag, 1985.

lich zu Hause gearbeitet. Da ich nothwendig hier französisch sprechen muß, indem diese Sprache fast Landes Sprache ist, so habe ich darum einigermaßen gearbeitet, um indessen die Chemie nicht zu vernachlässigen habe ich die *Annales de Chimie*⁵¹ als Uebersetzungs- und Lesebuch vorgenommen.“

Der Brief enthält weiterhin einen Hinweis auf die Tätigkeit, mit der Vogt sich unmittelbar vor seiner Flucht aus Gießen beschäftigt hatte, nämlich mit der Erforschung des Amygdalins. Damit liefert Vogt einen Hinweis, dass Liebig sich offensichtlich bereits im Sommer 1835 mit den Vorarbeiten zu der zwei Jahre später erscheinenden Studie zu demselben Gegenstand befasst hatte und dass Vogt dazu ausersehen war, ihm dabei zuzuarbeiten.⁵²

Sobald die Apparate [von Ettling aus Gießen – R.H.] da sind, und neue Glasröhren zu Verbrennungen, will ich mich mit dem Amygdalin beschäftigen, also gerade da fortfahren wo ich in Gießen aufgehört. Es thut mir leid, daß ich das Thema, was Sie mir damals aufgaben, auch nicht unter Ihren Augen behandeln kann, indessen denke ich mich schriftlich von Ihnen Rath zu erholen. Ich habe zu diesem Zwecke eben Robiquets⁵³ Abhandlung mir übersetzt, sogar die Analyse von Henry und Plisson⁵⁴. Diese wird wahrscheinlich nach jener berühmten Methode gemacht sein, die man nothwendig befolgen muß um eine schlechte Analyse zu erhalten, wenigstens wenn die Analyse so schlecht ist als ihre Berechnung davon, so ist das Ganze nichts nutz.

Weiter teilt Vogt mit, dass Brunner inzwischen eine Summe für die Ausstattung des Laboratoriums erstritten habe und dafür eine neue Waage und, wie er hoffe, eine kleine Gay-Lussacsche Luftpumpe anschaffe; „bis jetzt wird das alles noch mit einem unbehülflichen Dinge von 7 Fuß Höhe abgemacht“. Auch erwähnt Vogt, dass er in den Osterferien vorhabe, auf Einladung einer seiner Schwestern⁵⁵

51 Die *Annales de chimie et de physique* wurden von Gay-Lussac und Arago in Paris bei Crochard herausgegeben. Der Jahrgang 1836 enthielt u.a. einen Beitrag von Liebig und Pelouze „Sur un nouvel éther qui procure aux vins leur odeur particulière“. In einer Fußnote wies Pelouze darauf hin, dass alle in der Arbeit geschilderten Versuche während eines Aufenthaltes bei Liebig in Gießen durchgeführt wurden.

52 Vgl.: F. Wöhler und J. Liebig, „Ueber die Bildung des Bittermandelöls“, in: *Annalen der Pharmacie*. Bd. 22 (1837), S. 1-24 (zum Amygdalin S. 5ff).

53 Der französische Chemiker Pierre-Jean Robiquet (1780-1840) hatte 1830 das Amygdalin aus Bittermandelsamen dargestellt. Bei dem von Vogt übersetzten Artikel handelt es sich um: P. J. Robiquet, A. Boutron-Charlard, „Nouvelles Experiences sur les Amandes Amères et sur l'Huile Volatile qu'elles Fournissent“, in: *Journal de pharmacie et des sciences accessoires* (Paris). Bd. 17 (1831). S. 144-152.

54 Étienne-Ossian Henry (1798-1873) und Auguste-Arthur Plisson (gestorben 1832) waren namhafte Pharmazeuten in Paris, die eine Reihe von gemeinsamen Publikationen vorzuweisen haben.

55 Es ist nicht klar, welche der vier Schwestern Carl Vogts zu diesem Zeitpunkt bei ihrem Onkel A. Follen in Zürich lebte: Mathilde, geboren 1822 in Gießen; Sophie, geboren 1825 in Gießen; Luise, geboren 1827 in Gießen und Auguste, geboren 1832 in Gießen. Aufgrund

nach Zürich zu reisen, die bei dem dort im Exil lebenden Onkel August Follen,⁵⁶ dem ältesten Bruder der Mutter, untergekommen ist. Durch sie habe der Chemiker Carl Löwig ihn auffordern lassen, dessen Laboratorium in Zürich zu besuchen. Im Sommer wolle er sich dann in Bern dem Studium der Mineralogie widmen und deshalb einige Exkursionen in die Alpen unternehmen. Er hofft, dass er bis zur Ankunft Liebigs, die er nach wie vor für den Spätsommer 1836 erwartet, „einigermaßen Weg und Steg“ kenne. Es befinde sich in Bern ein sehr guter Mineraloge namens Studer, der allerdings wie Brunner zu den sogenannten Schwarzen, d.h. den Aristokraten gehöre. Vogt deutet damit an, dass es sich dabei wohl um eine hochschulpolitische Gruppierung handelt, die in Opposition zu der Richtung stehe, der sein Vater und der ebenfalls in Gießen habilitierte Theologe Karl Bernhard Hundeshagen angehöre: „Der Vater, so wie Hundeshagen, der jetzt wegen Hochverraths versteckbriefft ist, gehören hier zu den Ditschen, die sich gar nicht mit Politik beschäftigen, nun können Sie denken was erst die hiesigen Republikaner und die politischen Ditschen für schreckliche Kerls sind! Wenn man sie hört, so sollte man glauben, sie lebten nicht von Kalbs oder Rindfleisch, sondern äßen alle Tage einen deutschen Fürsten wenigstens in *Ragout*. Und dennoch ist die Frau Großherzogin höchstselig eines natürlichen Todes entschlafen,⁵⁷ was wieder viel Druckerschwärze kosten wird, um überall schwarze Ränder anzubringen.“

der Altersstruktur dürfte es sich wohl um Mathilde Vogt als älteste der Schwestern handeln. Sie heiratete 1842 ihren 1835 zusammen mit der Familie Vogt aus Gießen ausgewanderten Hauslehrer Gustav Frölich [Fröhlich] (1811-1873), nachdem dieser 1840 Direktor der „Einwohner-Mädchenschule“ in Bern geworden war.

- 56 Zu August Follen vgl. jetzt: Kilian Spiethoff, *Die Gebrüder Follen. Entwicklungsgeschichte zweier Demagogen*. Magisterarbeit München, 2012; – in Teilen eingegangen in ders.: „Zuflucht Amerika. Auswanderungsgesellschaften und die Idee einer deutschen Staatsgründung in der neuen Welt (1816-1834)“, in: *Utopia – Aufbruch in die Utopie*. Hg. Verein „Reisende Sommer-Republik“ und Stadtarchiv Gießen. Gießen 2013, S. 15-84. – Felschow, Häderle (Hg.), *Im Visier der Staatsgewalt* (2015) [wie Anm. 13] S. 126-131.
- 57 Wilhelmine Großherzogin von Hessen und bei Rhein, geborene Prinzessin von Baden, 1788-1836), Gemahlin des Großherzogs Ludwig II., war am 27. Januar 1836 noch nicht 48jährig in ihrem Darmstädter Winterquartier auf der Rosenhöhe an einer schweren Lungenkrankheit verstorben. Sie war die jüngste Schwester der Kaiserin Jelisaweta Alexejewna von Russland, der Königin Friederike Dorothea Wilhelmine von Schweden, der Königin Karoline von Bayern und des Großherzogs Karl Ludwig Friedrich von Baden. – Vgl. den Abschnitt „Tod der Großherzogin Wilhelmine“ in: Barbara Beck, *Mathilde Großherzogin von Hessen und bei Rhein geb. Prinzessin von Bayern (1813-1862)*. Darmstadt: Roether, 1993. S. 111-112. – Eckhardt G. Franz „Wilhelmine Erbgroßherzogin bzw. Großherzogin von Hessen und Rhein, geb. Markgräfin von Baden“, in: Ders. (Hg.), *Haus Hessen. Biografisches Lexikon* (Arbeiten der Hessischen Historischen Kommission. NF. Bd. 34). Darmstadt 2012, S. 341-342. – Über die Trauerfeierlichkeiten in Gießen berichtete der Universitätsrichter Ludwig Trygophorus an Justin von Linde unter dem 27. Februar 1836: [...] am Dienstag wurde die Trauerrede zum Gedächtnisse der Frau Großherzogin in der akademischen Aula gehalten, wobei, so ernst man auch schon durch den schwarz umhangenen Catheder gestimmt war, doch der Fall des Herrn Palmer, der sich schon im Zuge der Professoren beim Eintreten in den Saal in seinen Beinen verwickelt hatte und so auf die Erde kugelte, ein allgemeines Gelächter erregte [...].“ – Felschow, Häderle (Hg.), *Im Visier der Staatsgewalt* (2015) [wie Anm. 13] S. 163.

Der Vater Wilhelm Vogt sei nach wie vor sehr mit seinem Bericht über die sanitären Zustände im Berner Zuchthaus befasst, wobei Carl Vogt die in einem früheren Brief bloß beiläufig erwähnte Angelegenheit nun weiter ausführt. Dabei erwähnt er auch den Berner Apotheker Friedrich Pagenstecher⁵⁸, der Mitglied der Berner Sanitätskommission war und mit dem Liebig offenbar in Geschäftsbeziehungen stand:

Der Vater ist munter und wohl auf, hat aber in der neueren Zeit wieder eine Arbeit aufgebürdet bekommen, womit er viel zu thun hat. Es ist nämlich im hiesigen Zuchthause, in welchem sich ungefähr 300 Züchtlinge befinden, ein Abdominalnervenfieber ausgebrochen, an dem etwa 150 krank liegen. Die Behörde hat eine schreckliche Angst überchroh (wie sie hier sagen) und den Vater aufgefordert, Bericht darüber zu erstatten. Er hat nun einige bedeutende Mängel aufgedeckt, unter anderm, daß die Leute blos mit verfrorenen Kartoffeln und Rüben gefüttert werden etc. und arbeitet eben an einem weitläufigen Bericht. Allein trotz allen Berichten und chemischer Untersuchungen, (die Regierung hat nämlich Herrn Pagenstecher beauftragt, die verfrorene Kartoffel zu untersuchen, ob sie schädlich seien) läßt das Unheil nicht nach und gestern schon erzählte uns Dr. Urich, der als Assistent am Zuchthaus ist, daß einer der Kranken Petechien habe, und daß die Krankheit wahrscheinlich ansteckend würde. Dies ist nun den demokratischen Zeitungen ein gefundenes Fressen.

Carl Vogt an Justus Liebig – Bern, 27.2.1836⁵⁹

Mit diesem Brief antwortet Carl Vogt auf einen Brief Liebigs, in dem dieser ihm praktische Ratschläge für seine chemischen Versuche erteilt zu haben scheint:

Im Augenblicke, wo ich mich an den Tisch setzen wollte, um Ihnen eine Klageepistel zuzuschicken, erhielt ich Ihren lieben Brief. Daß die Methode mit wässriger Flußsäure besser ist, als die Brunnersche, waren wir auch von vornherein überzeugt, allein wenn man keine Platinretorte hat, so kann man diese auch nicht anwenden, und zum Aushelf dient die Brunnersche vollkommen. Der gallertartige Rückstand von ausgeschiedener Kieselerde läßt sich indeß vollständig durch nochmaliges Wiederholen entfernen. Mit dem Natrium sind Sie glücklicher gewesen als wir, uns ist neulich die Vorlage, gerade im Momente, wo die Reduktion vor sich gehen sollte, zerbrochen, das Vorräthige Steinöl weggeflossen und das Natrium in Gestalt

58 Johann Samuel *Friedrich* Pagenstecher (1783-1856), Apotheker in Bern. Die Bürgerbibliothek in Bern verwahrt ein 14seitiges Schriftstück Pagenstechers mit dem Titel „Einige Versuche und Beobachtungen betreffend das dest. Wasser und Öl der Blüten von *Spiraea Ulmaria* L.“ aus dem Jahr 1834.

59 Carl Vogt an Justus Liebig, BSB Liebigiana II.B, Vogt, Karl 7

einer wunderschönen gelben, etwa Fuß langen Flamme in den Rauchfang spaziert. Von Schödlers⁶⁰ Entdeckung, ebenso wenig wie von Löwigs⁶¹ Abhandlung, wissen wir noch kein Wort, wir leben hier in einer äußerst unangenehmen Entfernung von allem wissenschaftlichem Treiben und erhalten meistens das als neu, was man anderswo als alt nicht mehr haben will.⁶²

Aus dem Schreiben geht zudem hervor, dass Liebig sich aktuell mit der Analyse von Spiraea-Oel befasst und Vogt um Vermittlung bei der Beschaffung des Stoffes gebeten hat: „Sehr leid thut es mir, daß ich Ihnen auch nicht ein Glaskügelchen Spiräaöl verschaffen kann. Pagenstecher⁶³ ist im Augenblicke krank, und zwar ziemlich bedeutend, von einem andern Apotheker aber hörte ich, daß er sich beklagt habe, alles Spiräaöl weggegeben zu haben, und sich selbst keines behalten zu haben. Sobald er indeß gesund ist, werde ich ihn heftig darum angehen.“

Vogt stellt in diesem Zusammenhang in Aussicht, dass er bei seinem beabsichtigten Besuch in Zürich bei dem Chemiker Löwig nachfragen werde, ob dieser noch eine Probe des Öls besitze. Offensichtlich verfügt Löwig über Liebig'sche

60 Der im südhessischen Dieburg geborene Friedrich Karl Ludwig Schoedler (1813-1884) immatrikulierte sich nach einer Apothekerlehre in Offenbach 1834 in Gießen. Von 1835-1838 arbeitete er als Assistent von Liebig in dessen chemischem Laboratorium. Im August 1838 nahm er an der Naturforscherversammlung in Freiburg im Breisgau teil, wo er vermutlich Carl Vogt wiederbegegnete. Im selben Jahr promovierte er zum Dr. phil. und trat 1842 eine Lehrerstelle an der Realschule in Worms an. Von 1854-1883 war er Rektor der Realschule in Mainz. – Wilhelm Heß, „Schödler, Friedrich Karl Ludwig“ in: *Allgemeine Deutsche Biographie*. Bd. 32 (1891), S. 213. – Schwedt, *Liebig und seine Schüler* (2002) [wie Anm. 11], S. 117-118; 275. – Ebenso wie Vogt hat Schoedler eine Beschreibung des Chemischen Laboratoriums in Gießen geliefert: Friedrich Schödler, „Das chemische Laboratorium unserer Zeit“, in: *Westermann's illustrierte Deutsche Monatsschrift*. Bd. 38 (1856), April-Heft, S. 21-47. – Im Jahr 1872 kam es zumindest auf medialer Ebene noch einmal zu einer Begegnung zwischen Carl Vogt und Friedrich Schödler: Carl Vogt, „Bei Gelegenheit der Schrift: Der Lateinzwang in der Realschule. Von Dr. Friedrich Schoedler, Direktor in Mainz“, in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 282 (9.10.1873), 2. Blatt, S. [1]-[2].

61 Der Professor für Chemie in Zürich Carl Löwig (1803-1890) hatte 1833 eine polemische Broschüre gegen Liebig veröffentlicht: Carl Löwig, *Der Chemiker Dr. Justus Liebig in Giessen vor das Gericht der öffentlichen Meinung gestellt*. Zürich: Orell, Füssli, 1833. – 1835 veröffentlichte er: „Chemische Untersuchung des Mineralwassers zu Seewen im Canton Schwyz“ in: *Schweizerische Zeitschrift für Natur- und Heilkunde* (Zürich). Bd. 1 (1835). S. 321-331.

62 Zur Zeit der Universitätsgründung verfügte die Berner Hochschule noch nicht über eine eigene wissenschaftliche Bibliothek. Die Stadtbibliothek, die in die Presche springen musste, war laut einem Rektoratsbericht Wilhelm Vogts nur für Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften einigermaßen komfortabel ausgestattet, genügte aber in den anderen Fächern den Bedürfnissen keineswegs. Da die Hochschule die Stadtbibliothek doppelt so viel in Anspruch nahm als vorher die Akademie wurde der Großteil der staatlichen Aufwendungen von 1600 Franken nur zu einem kleinen Teil für Neuanschaffungen verwendet; der größte Teil des Betrages wurde für die Besoldung von Mitarbeitern der Bibliothek aufgewendet. Wilhelm Vogt beklagte in seinem Semesterbericht besonders den Mangel an wissenschaftlichen Zeitschriften. – Vgl. Feller, *Die Universität Bern* (1935) [wie Anm. 28], S. 62.

63 Vgl. Anm. 58.

Apparate, denn Vogt bietet an, dass er dann in dessen Züricher Laboratorium „selbst ein paar Analysen davon mit Ihren Apparaten machen kann.“

Vogts Entschluss, seine in Gießen abgebrochenen Untersuchungen über das Amygdalin wieder aufzunehmen, scheint Liebig befürwortet zu haben; jedenfalls schickt er ihm einige Informationen über den aktuellen Forschungsstand, worunter sich auch eigene Forschungsergebnisse Liebigs befunden zu haben scheinen:

Durch die Kohlen und Wasserstoffbestimmungen des Amygdalins machen Sie mir eine große Freude. So viel zeigen Sie, daß die von Henry und Bisson total falsch sind, wie auch von vorn herein zu erwarten stand, da diese auch keine einzige richtige in die Welt gesetzt haben. Ich habe noch eine Röhre, die zu einer Stickstoffbestimmung tauglich wäre, und werde diese dazu zu benutzen suchen. Hauptsächlich auch in dieser Beziehung war ich halb in Desperation. Sie kennen meine fürchterliche Ungeduld, nun gar, wenn ich mir ein Präparat gemacht habe und kann es nicht brauchen, möchte ich gar zappelig werden. Nun habe ich Amygdalin gemacht und kann es nicht analysiren, weil ich keine Verbrennungsröhren habe. Brunner hatte keine mehr, es wird nach Zürich geschrieben, gestern kommen von dort Röhren an, alle total unbrauchbar.

Die von Vogt sehnlichst erwarteten, von Dr. Ettling in Gießen gefertigten Apparate sind zwar inzwischen angekommen, wegen des in Bern herrschenden Mangels an Verbrennungsröhren aber nur höchst eingeschränkt benutzbar: „Brunner brennt auch vor Verlangen, die schönen Apparate, für die ich herzlich danke, zu probiren, weiß aber keinen andern Ort, wo man Verbrennungsröhren herbeiziehen könnte, als Prag, was doch gar zu weit ist. Er läßt Sie nun bitten, und ich vereinige mich mit ihm, uns zu melden, ob man anderswo in Süddeutschland, uns näher, Verbrennungsröhren erhalten könne.“

Für den Fall, dass Liebig oder Ettling zu beschäftigt seien, sich mit einer solchen scheinbaren Nebensächlichkeit zu befassen, bittet er Liebig, seinen Assistenten Friedrich Schödler mit der Abwicklung der Angelegenheit zu betrauen: „Ich stehe hoffentlich bei Schödler, den ich freundlichst grüße, noch in so gutem Andenken, daß er, im Falle Sie oder H. Dr. Ettling keine Zeit haben, mir so bald als möglich schreibt, wo dergleichen, uns nahe, zu haben ist. Wenn Sie sich das schreckliche Schauspiel zweier, auf Glasröhren wartender, Chemiker denken, so fühlen Sie gewiß inniges Mitleid mit uns, und lassen uns diese Nachricht mit möglichster Beförderung zukommen.“

Der größte Teil des Briefes besteht aus einer sehr ausführlichen Schilderung, die Vogt über seine inzwischen erworbenen Kenntnisse des Amygdalins ausbreitet. Unverkennbar ist die Absicht, sich Liebig gegenüber als versierten Kenner der Materie darzustellen. Offensichtlich rechnet Vogt damit, dass Liebig ihm anbietet, darüber einen Artikel in den *Annalen der Pharmacie* zu verfassen. Um dieses Ziel zu erreichen, bietet Vogt sogar an, sich mit den in Gießen zu diesem Gegenstand laufenden Untersuchungen kurzzuschließen:

Wie ich aus der mir überschickten Analyse ersehe, sind Sie oder vielleicht einer der anderen in Gießen ebenfalls damit beschäftigt, ich werde gern meine Resultate, die ich noch zu erhalten hoffe an die bei Ihnen erhaltenen anschließen, es wäre schade wollte ich das schöne Amygdalin ungenutzt liegen lassen, was ich schon im Vorrath habe. Ich will hauptsächlich sein Verhalten gegen Kali (die dabei gebildete Säure konnte Rob[iquet]. nicht finden) untersuchen und habe auch schon gefunden, daß sich kein Gas bei dieser Behandlung entwickelt, und auch keine von den bekannten, nicht flüchtigen organischen Säuren gebildet wird. Aus einem Destillationsversuche scheint hervorzugehen daß dabei Essigsäure entsteht, indeß scheint mir dies bis jetzt nur, sobald mein neuer Destillirapparat, (früher kannte Brunner weder einen Abkühlungsapparat, noch ein Sandbad, dies habe ich jetzt einrichten lassen) im Stande ist, will ich dies gleich bestimmen.

Am Schluss des Briefes nimmt Vogt zu einigen Interna des Gießener Universitätslebens Stellung, die ihm Liebig mitgeteilt zu haben scheint und die sich auf das bevorstehende 25jährige Dienstjubiläum des Medizinalrates Ferdinand von Ritgen⁶⁴ beziehen. Dieser war offensichtlich bestrebt, beim Ministerium in Darmstadt eine auf seinen Sohn Hugo von Ritgen⁶⁵ zugeschnittene Professur in Gießen zu erwirken.⁶⁶

64 Zu Ferdinand von Ritgen (1787–1867), Gynäkologe in Gießen, vgl. Jost Benedum, „Ritgen, Ferdinand August Maria Franz von“. In: Werner E. Gerabek, Bernhard D. Haage, Gundolf Keil, Wolfgang Wegner (Hrsg.): *Enzyklopädie Medizingeschichte*. De Gruyter, Berlin/New York 2005. S. 1253. – Rolf Haaser, „1836 – Skizze einer medizinischen Topographie Gießens von Julius Wilbrand (1811-1894) und Johann Jakob Sachs (1804-1846): Prolegomena zu einem ‚Georg-Büchner-Handbuch Gießen‘“, in: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen*, Bd. 98 (2013), S. 23-80.

65 Hugo von Ritgen (1811-1889), hatte 1828 mit einem Medizinstudium in Gießen begonnen, das er 1830 zu Gunsten des Architekturstudiums aufgab. Ab 1831 studierte er bei Georg Moller in Darmstadt Mathematik, darstellende Geometrie, Perspektive und architektonische Konstruktionen. Besonders prägend war ein längerer Aufenthalt in Paris, während dessen er sich an der Pariser École Polytechnique und der École des Beaux-Arts fortbildete. 1835 veröffentlichte Ritgen seine Habilitationsschrift *Beiträge zur Würdigung des Anteils der Lehre von den Constructionen in Holz und Eisen an der Ausbildung des Charakters neuer, zeitgemäßer Baukunst*, in der er die Forschungen auf Grundlage von Mollers Studien zur Konstruktionslehre vertiefte und sie mit den Eindrücken und Erkenntnissen seiner Reise verschmolz. In den folgenden Jahren widmete er sich zunächst seiner Arbeit an der Universität Gießen; als Privatdozent hielt er 1835 Vorlesungen über darstellende Geometrie, Situationszeichnen und Landbaukunst. Nach dem Staatsexamen wurde er 1837 Repetent im Baufach, 1838 außerordentlicher und 1843 dann ordentlicher Professor der Baukunst an der Gießener Universität. – Literatur: Grit Jacobs, „Ein treues Bild aus früher Zeit“. *Das Werk des Architekten Hugo von Ritgen auf der Wartburg*. Diss. Jena, 2015.

66 Zur Rolle Liebigs und des Mathematikers Hermann Umpfenbach (1798-1862) in dieser Angelegenheit vgl. den Brief Liebigs an den Universitätskanzler Justin von Linde vom 4.1.1836, abgedruckt in: Felschow/Heuser (Hg.) *Universität und Ministerium im Vormärz* (1992) [wie Anm. 7]. S.34.

Wie sehr der Jubelgreis der Gießer Universität auf einen ideellen Strumpf, nicht aber auf die Strümpfe, eine Hugo‘sche Professur der Baukunst verhelfen wollte, ist sogar hier in Bern bekannt geworden. Der gute Mann hat doch wahrlich ungemeines Unglück mit seinen Briefen und noch mehr Unglück mit seinen Intrigen, daß sie alle so bald, und immer vor dem Gelingen des Plänchen’s an den hellen Tag kommen. Der Vater wird, wenn ihm die Gießer Bürger wie Studenten, keine Katzenmusik brächten, so würde er verwünschen, in Gießen gelebt zu haben.⁶⁷ Sie aber, und besonders H. Professor Umpfenbach, werden durch das köstliche Briefverlieren, was man Hn. Umpfenbach für absichtlich gethan zuschreibt, gerade auch keinen großen Stein bei Hn. Ritgen gezogen haben. Immerhin, vielleicht hat es den Nutzen, daß er künftig keine chemischen Abhandlungen⁶⁸ mehr schreibt.

Zum Schluss teilt Vogt mit, dass auch Brunner sich bemühe, die von Liebig gewünschte Probe von Spiräaöl aufzutreiben. In der Schlussformel lässt Vogt neben Ettling auch erstmals Schödler namentlich grüßen.

Carl Vogt an Justus Liebig – Bern, [vor 29.3.1836]⁶⁹

Das von Carl Vogt nicht datierte Billett, das offensichtlich einer Paket- oder größeren Briefsendung beigelegt hat, ist im Münchener Bestand irrtümlich auf das Jahr 1846 datiert. Es muss allerdings aus inhaltlichen Gründen deutlich vor dem nächstfolgenden Brief vom 29.3.1836 abgesendet worden sein. Es lautet:

Angeschlossen sende ich Ihnen zwei Briefe Pagenstechers.
Es wird Sie nur ein schriftlich Wort an ihn oder mich kosten, um eine Quantität Oel zu erhalten.
Sie könnten ja bei dem Nachweis, wo die Glasröhren zu bekommen sind einige Worte an Pagenstecher mit einfließen lassen.
Ihr dienstwilliger
C. Vogt

Carl Vogt an Justus Liebig – Bern, 29.3.1836⁷⁰

Inzwischen ist es den Bernern in Person von Professor Brunner und Apotheker Pagenstecher durch Vermittlung Carl Vogts gelungen, Liebig mit dem von ihm gewünschten Spiräaöl zu versorgen. Liebig scheint sich bei Vogt nach den aktuel-

67 Die fehlerhafte Konstruktion dieses Satzes findet sich so im Original.

68 Ferdinand von Ritgen hatte beispielsweise 1832 in den damals von Liebig mitherausgegebenen *Annalen der Pharmacie* einen Aufsatz mit dem Titel „Einführung einiger neuer chemischer Bezeichnungen“ (Bd. 3. H. 1.) veröffentlicht.

69 Carl Vogt an Justus Liebig, BSB Liebigiana II.B, Vogt, Karl 44

70 Carl Vogt an Justus Liebig, BSB Liebigiana II.B, Vogt, Karl 8

len Arbeiten Brunners auf dem Feld der organischen Chemie erkundigt zu haben, woraufhin Vogt zugestehen muss, dass er nur wenig darüber wisse:

Ich weiß daher auch nicht was er in der organischen Chemie treibt, unorganisch scheint er sich vorgenommen zu haben, Gold und Silber in den Rotheichensteinen des Jura zu finden, besonders da sich dort eine Gesellschaft von Aktionären schon zusammengefunden hat, welche sich fest vorgenommen haben, diese Erze (die sehr arm an Eisen sind, und noch dazu, eines Schwefelkiesinhaltes wegen, rothbrüchiges Eisen liefern würden) zu bearbeiten, ob aber auch Gold oder Silber, das wissen die guten Leute noch nicht, und wollen es Herrn Brunner zur Entscheidung überlassen. Vielleicht ist auch Quiksilver darin, wie in den Steinen des Gladenbacher Müllers⁷¹.

Vogts eigene Arbeiten, insbesondere am Amygdalin, für die Liebig ebenfalls großes Interesse bekundet zu haben scheint, seien durch verschiedene Gründe ins Stocken geraten, er wolle aber Liebig nicht eher darüber schreiben, „als bis ich etwas Ganzes herausgeziffert, oder auf ein unerwartetes Hinderniß gestoßen habe.“ Stattdessen schildert Vogt, wie er sich mit der Einwirkung der Säuren auf Zucker herumgeschlagen habe, um die von Guérin-Varry entdeckte Hydroxalsäure zu erhalten. Seine Untersuchungen legten, so Vogt, den Schluss nahe, dass Guérin ein Lügner sei.⁷²

Was Vogts Studienplan für das Sommersemester betrifft, so haben sich Komplikationen ergeben, da nämlich keine Mineralogie, sondern Geologie und Geognosie gelesen werde, weshalb er vermutlich Botanik und Physiologie zum zweiten Mal hören werde. Das Brunnersche Laboratorium nehme, was die Ausstattung betreffe, nach und nach Formen an, die sich dem Gießener Standard annäheren: „Bald ist das Laboratorium Gießenerirt d.h. *à la mode* des Ihrigen organisirt. Schränke an den Wänden, wo Jeder seine Arbeiten hineinstellen kann, und eine neue Wage nach der neuen Erfindung von Bochholz mit einem ungleicharmigen Wagenbalken, sind schon bestellt.“⁷³

71 Zu dem Vorkommen von Quecksilbererzen im Hessischen Hinterland vgl. August Klipstein: „Auf den Klüften der Grauwacke von *Gladenbach* hat mein Vetter *Klipstein*, Direktor der Bergwerke zu *Itter* und im *Hinterland*, Zinnober neuerdings wieder aufgefunden, und zwar unter ziemlich ausgezeichnetem Vorkommen. Sein Vater hatte früher schon auf Spuren von Quecksilbererzen in dieser Gegend aufmerksam gemacht.“ – A. Klipstein, „Giesen den 11. Februar 1833“, in: *Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde*. Stuttgart: Schweizerbart, 1833. S. 322.

72 Carl Vogt bezieht sich hier auf einen Aufsatz des genannten Verfassers aus dem Jahr 1833: M.R.T. Guérin Varry, „Ueber Schéele's künstliche Apfelsäure“, in: *Annalen der Pharmacie*. Bd. 8. H.1. (1833) S. 24-44.

73 Diese bemerkenswerte Formulierung belegt, dass Carl Vogt bereits zu diesem frühen Zeitpunkt von dem Liebigschen Ausbildungskonzept, das in der modernen Sekundärliteratur als „Gießener Modell“ gehandelt wird, felsenfest überzeugt war. – Vgl. Jost Weyer, *Geschichte der*

Der Grußformel am Schluss des Briefes, mit der er Liebigs Assistentenpersonal grüßen lässt, fügt er an, dass er „immer noch zu drei Viertheilen bei Ihnen in Gießen“ sei. Das Postskriptum enthält eine Anspielung darauf, wie die aktuellen politischen Ereignisse in Bern sich auf die Lebenssituation im Haus Vogt auswirken: „Entschuldigen Sie die Schreiberei. Ich sitze unter einem Schwarme von Kindern, da einige der aus Pruntrut⁷⁴ zurückkehrenden Helden in mein Zimmer einquartiert sind.“

Carl Vogt an Justus Liebig – Bern, 14.5.1836⁷⁵

In Carl Vogts Studienplan hat sich ein gravierender Wechsel angebahnt, der die chemischen Arbeiten am Amygdalin in den Hintergrund gerückt hat, weswegen keine oder nur wenige Mittheilungen über neuere Erfahrungen und Ergebnisse in dieser Hinsicht zu vermelden seien. Der Grund dafür liege darin, dass der arbeitsüberlastete Vater darauf gedrungen habe, dass Vogt sich wieder, und zwar mit Nachdruck, auf medizinische Studien verlege, um ihn in dessen Praxis zu unterstützen und zu entlasten.

Der Vater hat eben so ungemein viel Praxis hier, daß er nur während des Mittag und Abendessens zu Hause ist, und fast den ganzen Tag auf der Praxis herumlaufen muß. Er hat sich deßhalb schon genöthigt gesehen, da er unmöglich mehr allein die Geschichte versehen kann, [Unterstützung] in Person des Hn. Dr. Ulrich von Michelstadt, den Ihr Assistent Schödler Ihnen schildern kann, anzunehmen. Der Vater hat mir nun sehr angelegen, mich wieder zur Medizin zu wenden, und vorläufig Anatomie zu studiren um ihm später seine beschwerlichste Arbeit zum Theil abnehmen zu können. Er will durchaus nicht, daß ich mich nun Hals über Kopf eile und nur das studire, was ich jedenfalls im Examen gefragt werde, sondern wünscht im Gegentheile, daß ich mich ebenso gründlich mit der anatomischen Wissenschaft, als mit der chemischen befreunde.

Carl Vogt habe sich dem Wunsch seines Vaters gefügt und bereits angefangen, anatomische Präparate von Tieren zu verfertigen, eine Tätigkeit, die er bereits zu Beginn seines Studiums in Gießen bei dem Anatomen Wernekinck kennengelernt habe und die ihm Vergnügen bereite: „Es macht mir viel Spaß, schon in Gießen war die vergleichende Anatomie Wernekincks⁷⁶ mein Lieblingscolleg, und ich sehe,

Chemie. Band 2 – 19. Und 20. Jahrhundert. Heidelberg: Springer Spektrum, 2018; zu Liebigs „Gießener Modell“: S. 229-235.

74 In den 1830er Jahren war Puntrut (*Porrentruy*) ein Herd des jurassischen Liberalismus. Das politische Leben war von schweren Konflikten zwischen Liberal-Radikalen und Katholisch-Konservativen um das Verhältnis von Kirche und Staat geprägt. Als es Anfang März 1836 zu Unruhen in Puntrut kam, intervenierte Bernisches Militär.

75 Carl Vogt an Justus Liebig, BSB Liebigiana II.B, Vogt, Karl 9

76 Der aus Münster in Westfalen stammende Friedrich Christian Gregor Wernekinck (1797-1835), studierte ab 1820 an der Universität in Gießen und promovierte dort am 13. November 1820. Nach der Habilitation als Privatdozent erhielt er zunächst eine Anstellung als

daß mir auch beim Präpariren die nöthige Geschicklichkeit nicht abgeht, indem ich eben schon Insekten präparire.“

Über Brunners aktuelle Aktivitäten weiß Vogt lediglich zu vermelden, dass dieser sich mit der Erfindung neuer chemischer Apparate beschäftige, über die er zu publizieren beabsichtige⁷⁷:

Brunner hat sein ganzes Genie auf's Apparate erdenken geworfen und wirklich einen aufgefunden, worin wir Lampensäure auf eine sehr einfache Weise unzenweis bereiten können. Er hat mir streng verboten, Ihnen den Apparat anzugeben, er will eine Arbeit darüber machen, vielleicht mit mir, was mir sehr erfreulich wäre. Ferner hat er schon seit langer Zeit allen Scharfsinn angestrengt, um einen Apparat zum Schmelzen des Platins in Tiegeln zu erdenken. Jetzt endlich hat er einen zusammengestellt, wo durch einen schmalen ringförmigen Spalt das Wasserstoffgas ausströmt, und das Sauerstoffgas durch viele Löcher von außen hinzukommt, der Tiegel hängt an dem Graphitstückchen in Mitten eines Schornsteins von Graphit. Allein es thats nicht. Die Hitze war außerhalb des Schornsteins größer als innerhalb.

Diese Bemerkungen Vogts unterstreichen, was sich zum Teil bereits in früheren Briefen an Liebig angedeutet hatte, dass er die fachliche Autorität Brunners nicht besonders hoch anschlägt⁷⁸ und dass er jederzeit seiner Loyalität gegenüber Liebig im Vergleich zu seinem derzeitigen Berner Lehrer den Vorrang einräumt. Umgekehrt beginnen die Hinweise sich zu mehren, dass Brunner bereits an Vogts Loyalität ihm gegenüber zu zweifeln begonnen hat und sich mehr und mehr von ihm abschottet bzw. ihn ermahnt, Liebig nicht alles haarklein mitzuteilen, womit er sich gerade beschäftigt. Dadurch lässt sich Vogt freilich nicht abhalten, für Liebig den Whistleblower zu spielen:

Prosektor in der Anatomie und wurde 1825 zum außerordentlichen, 1826 zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät berufen. In Gießen lehrte Wernekinck Neurologie, Anatomie und Mineralogie. – Über Carl Vogts (und Georg Büchners) Verhältnis zu ihrem Anatomielehrer in Gießen vgl. Haaser, „1836 – Skizze einer medizinischen Topographie Gießens“ (2013), [wie Anm. 64], S. 23-80.

77 Vgl. C. Brunner, „Beschreibung eines Apparats zur Hervorbringung eines Luftzuges und einiger damit angestellter Versuche“, in: *Annalen der Pharmacie*. Bd. 21 (1837), S. 298-311. – Eine schematische Abbildung des von Brunner „Aspirator“ getauften Apparats findet sich nach S. 112 am Ende des Januarheftes der Zeitschrift, deren Hauptredakteur zu diesem Zeitpunkt Liebig war.

78 „Ferner arbeitet er an Vervollkommnung der organischen Analyse und zwar will er mit Silberoxid verbrennen. Ich begreife nicht wie das gehen soll, habe ich ihm ganz offen gesagt. Man könnte höchstens ganz und gar nicht flüchtige, feste organische Körper verbrennen, und die nur unvollständig, denn wenn die Mengung nicht höchst genau gemacht wäre, so wäre eine unvollständige Verbrennung ganz unmöglich. Außerdem ließe Ihre und seine Methode gerade bei solchen Stoffen gar nichts zu wünschen übrig. Flüssige Substanzen könne er gar nicht mit Silber analysiren. Item, er gab das alles zu, probiert aber doch.“ – Vogt an Liebig, 14.5.1836.

Ferner hat er einige neue Reaktionen auf Salpetersäure aufgefunden, sie scheinen mir indessen nicht ganz untrüglich. Da er, wie ich ver-
 muthe, etwas darüber bekannt machen lassen will, so darf ich Sie
 wohl bitten keinen weiteren Gebrauch davon zu machen. Die neue
 Methode besteht darin, daß man der zu untersuchenden Flüssigkeit
 Jodkalium zugesellt, hernach Schwefelsäure, und dann Stärkemehl.
 Ist Salpetersäure vorhanden, so entsteht die Jodfärbung. Indessen
 muß man noch eine Gegenprobe mit reinem Wasser machen, denn
 auch ohne Gegenwart von Salpetersäure zeigt sich eine schwach
 violette Färbung. Nach der zweiten Methode setzt man der Flüssig-
 keit Kochsalz zu, sodann gut ausgewaschenen Platinschwamm und
 Schwefelsäure im Ueberfluß. Man läßt es bei gelinder Wärme lie-
 giren und prüft dann mit Jodkalium auf aufgelöstes Platin. Reaktion
 scheint bis zu 1/10000 zu gehen.

Als sozialer Netzwerker für Liebig entpuppt sich Vogt in einem weiteren Teil des Briefes. Darin teilt er mit, dass er tags zuvor in Burgdorf gewesen sei und dort den radikalen Schweizer Politiker Johann Schnell⁷⁹ besucht sowie dessen Fabrik besichtigt habe. Im Verlauf des Besuchs habe er Schnell Ratschläge über die wissenschaftliche Ausbildung seiner Söhne erteilt und insbesondere Liebig als Lehrer für die zukünftigen Fabrikbesitzer in Vorschlag gebracht:

Gestern habe ich die Fabrik des Bernischen Reformators, des Hans Schnell in Burgdorf, mir betrachtet. Es sind hauptsächlich Farben, allein ziemlich ausgedehnte Gebäude und Einrichtungen. Er hat zwei erwachsene Söhne, von welchen der eine auch Apotheker werden, der andere die Fabrik übernehmen soll. Er fragte mich deß-
 halb um Rath wie er wohl ihre Studien einzurichten habe, da er sie
 schwerlich zu Brunner ins Laboratorium thun könne. Er ist nämlich
 Stockaristokrat und der größte Feind des Hans Schnell, und wirklich
 nicht so frei, daß er diese Feindschaft ihn nicht an seinen Söhnen
 fühlen lassen sollte. Zudem giebt er sich nicht mit praktischer Anlei-
 tung ab, ich bin auch diesen Sommer allein geblieben. Ich habe daher

79 Der Mediziner Johann (Hans) Schnell (1793-1865) trat 1834 als ordentlicher Professor der Naturwissenschaften an der Berner Akademie zurück und eröffnete in Burgdorf eine Apotheke sowie eine chemische Fabrik auf seiner Besitzung Lochbach. Mit seinen Brüdern, v.a. mit Karl, hatte er ab 1814 die liberale Bewegung Berns aufgebaut. Er war ein mitreißender Volksredner und benutzte den *Berner Volksfreund* als Organ seiner liberalen Partei. 1832-1838 war er Mitglied des Großrates. Schnell scheint dem Ratschlag Vogts weitgehend nachgekommen zu sein, denn am 31.10.1838 immatrikulierten sich Ferdinand J. Schnell und Theodor Schnell, Söhne des Prof. Schnell aus Burgdorf, in Gießen als Studenten der Chemie. Die beiden Schnells finden sich nicht in Schwedt, *Liebig und seine Schüler* (2002) [wie Anm. 11], da er die Gießener Immatrikulationslisten nicht ausgewertet hat. Vgl. S. 262: „Anhand der Immatrikulationslisten der Universität Gießen müssten noch weitere, in der Regel zeit-
 aufwendige Recherchen durchgeführt werden, um auch nur eine annähernd vollständige
 Zusammenstellung der *Schüler Liebigs in Gießen* fertigstellen zu können.“

dem großen Hans gerathen, seine Söhne ein Jahr nach Bern zu schicken und dort Brunners Kolleg, so wie Physik, Botanik, Mineralogie etc. hören zu lassen, und dann beide unter Ihre Leitung nach Gießen zu verabfolgen. Ist es Ihnen angenehm, wenn Sie einige Schweizer zu Schülern bekommen? Hans Schnell hat auch diesen Vorschlag mit der größten Begierde aufgegriffen und mich gebeten, mich in's Geheim darnach zu erkundigen, ob Sie wohl seine Söhne annähmen und überhaupt diesen meinen Rath billigten.

Ostentativ betont Vogt, dass eine solche Geheimniskrämerei Liebig gegenüber für ihn keineswegs in Frage komme, sondern dass er die Sache vielmehr offen vorbringe, wobei er noch einmal ironisch auf die Geheimverhandlungen Ferdinand von Ritgens bei dem Versuch, für seinen Sohn eine Professur für Architektur in Gießen zu erwirken, anspielt: „Ich darf Sie wohl bitten mir einmal gelegentlich entweder selbst, oder durch Freund Schödler Ihre Ansicht darüber mitzutheilen, denn ich sehe gar nicht ein wie ich mich ins geheim darnach erkundigen sollte, ausgenommen, wenn ich an Major Moter⁸⁰ schriebe, damit dieser Schödler, und dieser wieder Sie darüber ausforsche. Allein man hat Beispiele, daß selbst Professoren der Medizin als Jubelgreise noch auf solchen Schleichwegen entdeckt wurden. Ich wähle deßhalb lieber die direkte Anfrage an Sie.“

Einen amüsanten Blick in das häusliche Leben der Familie Vogt in Bern gewährt ein weiterer Abschnitt des Briefes, wobei diesmal nicht der Vater, sondern die Mutter im Zentrum steht. Der Hintergrund ist die ebenso überraschende wie aufregende Anfrage des Sekretärs der Genter Akademie der Wissenschaften, ob Vogt eine Ernennung zum korrespondierenden Mitglied der an die Akademie angeschlossenen medizinischen Gesellschaft anzunehmen bereit sei. Niemand in Bern scheint gewusst zu haben, dass Liebig Vogts Warnung vor der Gefährlichkeit des Belliolschen Universalheilmittels ohne weitere Erklärung an die Akademie in Gent gesandt hatte und der Aufsatz für die Akademiemitglieder bedeutend genug erschien, um Vogt in ihre Reihen aufzunehmen⁸¹.

Für meine bevorstehende Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der medizinischen Gesellschaft zu Gent statue ich Ihnen meinen lebhaftesten Dank ab. Eine französische Adresse ist meiner Mutter ebenso gut, als ägyptische Keilschrift total unverständlich, sie glaubte, es sei ein Brief von einer Freundin in Lyon und brach ihn auf, da ich gerade nicht zu Hause war. Die französische Lehrerin der Kinder war gerade bei ihr, nebst noch einigen Frauen. Die Lehrerin

80 Der im Ruhestand befindliche Offizier hessen-darmstädtischen Leibregiment und ehemalige Platzkommandant Gießens Christian Moter (1775-1856) war in Gießen ein Nachbar der Vogts, die damals in der Nähe der Mäusburg zwischen Marktplatz und Kreuzplatz wohnten. Moters drei Söhne waren als Kinder die Spielkameraden Carl Vogts. Die Bemerkung deutet darauf hin, dass Schödler wohl bei Moter Logis genommen hatte.

81 Dabei ging die Akademie allerdings irrtümlich davon aus, dass Vogt ein promovierter Wissenschaftler sei.

soll ihr verdollmetschen, da kommen nun erstens: Elogien auf eine Analyse des Belliol'schen (nicht *Belliot*, sondern *Bellio*) Mittels, zweitens Anfrage, ob ich die Arbeit eingeschickt, 3. Anfrage, ob ich es nicht übel nähme, wenn mich der Sekretär zum correspondirenden Mitgliede vorschlage. Ich erstaunte vor den entsetzlich tiefen Bücklingen, die mir bei meinem Eintritte in die Stube gemacht wurden, ich war eine förmliche Respektsperson geworden und ganz Bern schwatzte davon nach einigen Tagen, daß ich ein *membre de musée* geworden sei. Ich glaubte anfangs, es hätte Jemand mich damit foppen wollen, allein Postzeichen und alles war zu echt, als daß ein leiser Zweifel obwalten konnte, ich habe daher *brevi manu* der Societät geschrieben (und zwar französisch, es hat mich zwei Tage Arbeit gekostet), es sei bloß Ihre und nicht meine Schuld, daß das Manuscript so ganz ohne Weiteres, ohne Brief u.s.w. bei der Societät angelangt sei, worüber sich der Herr Sekretarius beschwerte, und Sie seien es, der Ihnen das Manuscript geschickt habe. Habe ich Ihnen Unrecht gethan? Indessen würde ich die Ernennung annehmen.

Carl Vogt an Justus Liebig – Bern, 23.6.1836⁸²

Der vorliegende Brief, dessen Datierung sich auf den Poststempel bezieht, weist weder ein Datum noch eine dem Schreiben vorangestellte Anrede auf. Wie aus den einleitenden Bemerkungen hervorgeht, lag er einer Manuskriptsendung bei, bei der es sich zweifellos um seine erste Studie über Amniosflüssigkeiten⁸³ gehandelt hat, eine Arbeit, die im bisherigen Briefwechsel an dieser Stelle zum ersten Mal Erwähnung findet. Damit dürfte Vogt Liebig einigermaßen überrascht haben, zumal da Vogt den Aufsatz nicht nur ihm, sondern auch gleichzeitig Johannes Müller⁸⁴ in Berlin zur Veröffentlichung angeboten hat: „Vorstehend sende ich Ihnen, lieber Herr Professor, eine kleine Arbeit zu, die aber wohl schwerlich für die Annalen der Pharmacie passen wird. Sie soll auch hauptsächlich nur zum Beweise dienen, daß ich der Chemie noch nicht untreu geworden bin, und auch noch nächsten Winter das Laboratorium öfters besuchen werde. Auf das Verlangen von Professor Theile und dem Vater habe ich die Arbeit auch an Müller in Berlin geschickt, zur Aufnahme in dessen Archiv für Physiologie, und bitte Sie, mir dies nicht übel zu rechnen.“

Die Signifikanz des Schreibens liegt darin, dass es deutlich zeigt, wie Vogt noch recht unsicher seine fachwissenschaftliche Identität in einem fließenden Changieren zwischen der Chemie und der Medizin bzw. der Physiologie austariert. Sein eigener Impuls, die Arbeit dem Chemiker Liebig anzubieten, wird durch die Inter-

82 Carl Vogt an Justus Liebig, BSB Liebigiana II.B, Vogt, Karl 10

83 „Vergleichende Analyse zweier Amniosflüssigkeiten aus verschiedenen Perioden des Fötuslebens; von C. Vogt in Bern“, in: *Annalen der Pharmacie*. (1836). Bd. 18., S. 338-343.

84 Der in Koblenz geborene Johannes Müller (1801-1858) galt als einer der bedeutendsten Physiologen seiner Zeit. Seit 1833 hatte er eine Professur in Berlin inne. Er editierte das *Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin*, das meist als *Müllers Archiv* zitiert wurde.

vention Wilhelm Vogts und des Berner Anatommikers Theile⁸⁵ in Richtung auf eine stärker medizinische Ausrichtung umgelenkt.

Was die Publikation des Aufsatzes anbelangt, zeigt sich Liebig pragmatisch, indem er auf die entstandene Konkurrenzsituation dadurch reagieren wird, dass er die Drucklegung beschleunigt und somit die Arbeit Vogts in seinen *Annalen der Pharmacie* früher erscheint als in Müllers Konkurrenzblatt.⁸⁶

Fast als wolle Vogt seine alte Anhänglichkeit an Liebigs Chemiebetrieb in Gießen beschwören, stellt er im weiteren Verlauf des Briefes, allerdings wenig glaubhaft, eine eigene Arbeit über das Amygdalin in Aussicht und lässt Liebigs Assistenten Schödler an die Übersendung von Notizen über die Mandelsäure erinnern. Vogt vermutet, dass wegen der angespannten politischen Situation ein Paket, das er Schödler geschickt habe, abgefangen worden sei:

Das Amygdalin⁸⁷ sollen Sie dann vielleicht bald haben, jedoch kann ich immer noch nicht eher analysiren, als bis eine neue Wage angekauft sein wird, die, nach Bochholz, nur einarmig sein wird und den großen Vortheil darbietet, nicht tariren zu müssen.

Darf ich fragen, ob ich bald von Schödler einige Notizen über die Mandelsäure erhalte. Ich habe vor einiger Zeit schon in einem Paket nach Gießen einen Brief an ihn eingeschlossen, fürchte aber daß dies abgefangen worden ist, obgleich durchaus nichts politisches darin war, da grade die dumme Flüchtlingsgeschichte einbrach. Dieses rasende Stück einiger Zuchthäusler in Zürich wird böse Folgen haben. Ueber 20 Handwerker sind schon aus der Schweiz verwiesen, viele noch verhaftet, da es wohl nicht sowohl auf einen Einfall in Deutschland als einen Umsturz der jetzigen Schweizerregierungen abgesehen gewesen sei. Schüler⁸⁸ in Biel wurde am Tage vor seiner Verheirathung verhaftet.

85 Friedrich Wilhelm Theile (1801-1879) war 1834 von Jena an die Universität Bern berufen worden, wo er als außerordentlicher, ab 1853 als ordentlicher Professor angestellt wurde. 1842-1843 war er Rektor der Berner Hochschule. Theile war im Sommer 1839 einer der Examinatoren bei Carl Vogts Promotion in Bern.

86 Paralleler, unabhängiger Abdruck in: *Archiv für Anatomie, Physiologie und Wissenschaftliche Medicin*. Hg.v. Johannes Müller. Jg. 1837 (Berlin: Thome), S. 69-73.

87 Gemeint ist die Analyse des Amygdalins.

88 Gemeint ist Ernst Schüler (1807-1881) aus Darmstadt, der in Gießen Philosophie und Theologie studiert hatte, und ab 1830 Lehrer am Gießener Gymnasium war. Nach dem Frankfurter Wachensturm, in den er aktiv verwickelt war, flüchtete er im April 1833 von Gießen in die Schweiz, wo er eine Anstellung am Gymnasium in Biel als Lehrer für Geschichte und Naturlehre erhielt. Im Herbst 1833 gründete er in Biel den ersten Handwerkerverein in der Schweiz und war führend im radikalen Geheimbund „Junges Deutschland“ tätig. In einem gegen ihn 1836 im Gefolge des Züricher Studentenmordes angestregten Hochverratsprozess wurde er freigesprochen. Da er kurz zuvor das Bieler Bürgerrecht erworben hatte, konnte die Berner Regierung ihn auch nicht des Kantons verweisen. Er blieb im Kanton Bern sesshaft und politisierte in Biel weiterhin auf Gemeindeebene. Schüler gilt als Pionier der Bieler Uhrenindustrie, seit er dort von 1840 bis 1846 eine Uhrenwerkstatt

Mit knappen und teilweise karikierenden Pointen über Wilhelm Vogt, den ehemaligen Gießener Prof. Rau⁸⁹ und den Chemiker Brunner endet der Brief: „Der Vater ist wohl aber fortwährend so ungeheuer beschäftigt, daß er an gar Nichts denken kann, als an Kranke. Rau ist durch den Ruf, den er in Rußland erhalten, beinahe übergeschnappt und packt jeden, den er irgend habhaft werden kann, an, um ihm die Geschichte zu erzählen, so daß ihn die Studenten des Späßes halber besuchen, und sich die Sache erzählen lassen. Brunner macht Kork, Kampfer, Schwefel und Phosphorsäure, kurz alles nur nicht Lampensäure. [Er] hat sich in Kohlensäure Wasser und einen Aldehydgeruch verwandelt.“

Carl Vogt an Justus Liebig – Bern, 11.11.1836⁹⁰

Erstmals klafft eine größere Lücke in der Korrespondenz, denn der letzte Brief Vogts an Liebig liegt fast ein halbes Jahr zurück.⁹¹ Inzwischen hat sich einiges ver-

eingerrichtet und sich politisch für die dortige Uhrenindustrie eingesetzt hatte. – Vgl. Antje Gerlach, Deutsche Literatur im Schweizer Exil. *Die politische Propaganda der Vereine deutscher Flüchtlinge und Handwerksvereine in der Schweiz von 1833 bis 1845*. Frankfurt am Main: Klostermann, 1975. S. 41. – Der von Ernst Schüler 1852 gegründete *Schweizer Handels-Courier*, den er bis 1875 redigierte, war eines der wichtigsten Sprachrohre für Carl Vogts politische Publizistik während seines zweiten Schweizer Exils in Genf. – Zu Ernst Schülers Beteiligung am Frankfurter Wachensturm vgl. das am 12. Mai 1833 unter dem damaligen Universitätsrichter Konrad Georgi in Gießen angestellte Verhör des Jurastudenten Eduard Klipstein. Auszüge aus dem Verhörprotokoll in Felschow, Häderle (Hg.), *Im Visier der Staatsgewalt* (2015) [wie Anm. 13] S. 132-138. Zu seiner Verwicklung in die Affäre um den gewaltsamen Tod des Studenten Ludwig Lessing in Zürich vgl. Gschwend, *Der Studentenmord von Zürich* (2002) [wie Anm. 41], S. 281. u. passim.

89 Der aus dem oberhessischen Schlitz stammende Wilhelm Rau (1804-1861) war nach seinem Medizinstudium in Gießen zum Dr. der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe promoviert und 1834 als außerordentlicher Professor für Augen- und Kinderheilkunde nach Bern berufen worden. Im Jahr 1846/47 versah er das Rektorat, bevor 1855 seine Professur in eine ordentliche umgewandelt wurde. Die von Carl Vogt hier glossierte Berufung Raus nach Russland ist nicht nachgewiesen. Er hatte allerdings noch von Gießen aus bei der Petersburger Ökonomischen Gesellschaft eine Preisfrage beantwortet und die ausgeschriebene Auszeichnung dafür gewonnen. Die Arbeit wurde als „werthvoll“ eingestuft und mit 750 Rubel sowie einer Medaille im Wert von 50 Dukaten vergütet. Wilhelm Rau veröffentlichte daraufhin die Petersburger Preisschrift unter dem Titel *Worin ist die unnatürliche Sterblichkeit der Kinder in ihrem ersten Lebensjahre begründet, und wodurch kann dieselbe verhütet werden? – Eine von der Kaiserlich Russischen freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg gekrönte Preisschrift*. Bern: Fischer, 1836. Wilhelm Raus Stolz über die Auszeichnung war keineswegs unbegründet, denn unter den insgesamt 84 Bewerbern belegte er mit seiner Arbeit den zweiten Platz. – Vgl. Hüter, „Preisschriften über die grosse Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre“, in: *Jahrbücher der in- und ausländischen gesammten Medicin* (Leipzig). Bd. 21 (1839). S. 258-261. – Literatur: Heike Jung, *Johann Wilhelm Rau (1804-1861). Der Gründer der ersten Ohrenpoliklinik Europas*. Gießen: Schmitz, 1999.

90 Carl Vogt an Justus Liebig, BSB Liebigiana II.B, Vogt, Karl 11

91 Auffälliger Weise berichtet Carl Vogt in diesem Brief nichts über die gravierenden Veränderungen im Flüchtlingswesen, die durch das am 23.8.1836 von der Schweizerischen Tagssatzung beschlossene Fremdenkonklausum entstanden waren. In diesem Zusammenhang war der von der unmittelbaren Ausweisung bedrohte Ernst Dieffenbach, der ein enger Verwandter der Familie Vogt war, von Zürich nach Bern gekommen, dort aber sofort verhaftet

ändert, denn Vogt wendet sich nicht mehr als unmittelbarer Schüler Liebig's, sondern ausdrücklich als Anatom und Physiologe zu Wort: „Ich hoffe, daß Sie es nicht übel nehmen werden, wenn der Anatom und Physiolog erst so spät wieder einmal sich seines alten chemischen Lehrers erinnert, zumal wenn Sie hören, daß er so entsetzlich in der Arbeit steckt, daß er gar nicht weiß, wo er zuerst hinlaufen soll, ins Colleg oder in den Präparirsaal, an die Brutmaschine oder hinter's Microscop und dann endlich auch manchmal in's Laboratorium. Indessen, denke ich doch, interessirt es Sie vielleicht etwas Näheres über meine jetzigen Studien und Verhältnisse zu hören.“ Der Mann, der diese Kehrtwendung möglich gemacht

und verhört worden. Dies hatte zur Folge, dass er sich mit einer Ausreise in ein Drittland, gegebenenfalls sogar nach Übersee, abzufinden begann. Er hatte von 1828 bis 1833 in Gießen Medizin studiert, wo er sich u.a. auch dem Chemiestudium bei Liebig widmete. Wegen Teilnahme an revolutionären Umtrieben (später auch wegen Hochverrats) verfolgt, gelang ihm im Sommer 1833 die Flucht nach Zürich. Er gründete 1834 mit Georg Fein den Zürcher Handwerkerverein und praktizierte seit Herbst 1834 als Assistenzarzt in der Praxis des liberalen Regierungsrats und Arztes Hans Ulrich Zehnder. 1836 promovierte Dieffenbach zum Dr. med. in Zürich. Kurz darauf besuchte Carl Vogt seinen Vetter in Zürich, wie er in einer späteren Reminiszenz berichtet: „Ernst war, wenn gleich einige Jahre älter als ich, doch auch ein Gießener Kind, Schulkamerad und weitläufiger Vetter und nebenbei für viele Dinge des Lebens ein blinder Hesse, wenn er auch offene Augen für die Natur und offenen Sinn für die Freiheit hatte. Die Hambacher Bewegungen hatten ihn, wie so manchen anderen braven und tüchtigen Jungen, über die Grenze geworfen und als ich ihn in der Schweiz, in Zürich wieder fand, hatte er gerade sein Examen als Doktor der Medizin bestanden und sich in der Freude seines Herzens und im Enthusiasmus für seinen zukünftigen Beruf, trotz seiner außerordentlich beschränkten Geldmittel, eben zwölf Paar neue Stiefel bestellt, denn, sagte er mir, ich werde sehr viel Praxis bekommen und sehr viel laufen müssen.“ Die Praxis kam freilich in Zürich nicht, wohl aber ein Transport nach England, wo er seine Verwendung in der gedachten Expedition [nach Neuseeland – R.H.] fand. Wie oft sprachen wir davon, als wir in Gießen uns wieder zusammen gefunden hatten, beide an der Universität wirkend und wie manchmal beneidete ich den Freund, dem wie mir, ein gütiges Geschick gegönnt hatte, aus der Heimath verbannt zu werden, wo er sonst wahrscheinlich als philiströser Landarzt versauert wäre.“ – Carl Vogt, „Gelegentlich F. von Hochstetters Geologie Neuseelands“, in: *Gaea. Natur und Leben. Zeitschrift zur Verbreitung und Hebung naturwissenschaftlicher, geographischer und technischer Kenntnisse* (Köln). Bd. 2 (1866), S. 15-19; S. 69-79; hier S. 15. – Infolge seiner Involvierung in die Affäre um den gewaltsamen Tod des Studenten Lessing wurde Ernst Dieffenbach 1836 nach Bern ausgewiesen, von wo er mit dem radikalen Abenteurer Harro Harring nach England auswanderte und 1838 in London als Fabrikarzt praktizierte. 1838 bis 1841 nahm er an einer Expedition nach Neuseeland teil, welche er später wissenschaftlich beschrieb. Im Jahr 1844 kehrte er nach Gießen zurück, wo er sich im Kreis der jungen Wissenschaftler um Justus Liebig bewegte. 1848 war er Redakteur der kurzlebigen, von Carl Vogt und Moriz Carriere gegründeten *Freien Hessischen Zeitung*. 1849 wurde Dieffenbach Privatdozent, 1850 a.o. Professor für Geologie und Geognosie in Gießen, wo er 1855 starb. – Vgl. Peter Mesenhöller (Hg.), „Ernst Dieffenbach: Briefe aus dem Straßburger und Zürcher Exil 1833-1836. Eine Flüchtlingskorrespondenz aus dem Umkreis Georg Büchners (Teil 2)“, in: *Georg Büchner Jahrbuch*. Bd. 9 (2000). S. 649-735; hier S. 681ff. – Gschwend, *Der Studentenmord von Zürich* (2002) [wie Anm. 41], S. 272f. u. passim. – Dirk van Laak, „Im Schatten von Riesen: Johann Karl Ernst Dieffenbach (1811–1855)“, in: Klaus Ries (Hg.): *Zwischen Stadt, Staat und Nation. Bürgertum in Deutschland*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2014. S. 225–238.

hat, ist der aus Breslau nach Bern berufene Mediziner Valentin, über den Vogt des Lobes voll ist:

Wie ich Ihnen schon meldete, habe ich mich total auf die Anatomie und Physiologie jetzt geworfen und denke, da ich an dem nun hierhergekommenen Professor Valentin⁹² aus Breslau einen ganz vorzüglichen Mann und wirklich ausgezeichneten Gelehrten finde, der mich mit Rath und That so viel es ihm nur irgend möglich ist, unterstützt, diese Fächer eben so gründlich und umfassend zu betreiben, als bisher die Chemie. Valentin ist ein ganz junger Mann, aber mit dem regsten Eifer für seine Wissenschaft beseelt, und wirklich von außerordentlich umfassenden Kenntnissen und einem durchdringenden Verstande. Er hat in das träge, bernische Leben auf der hiesigen Anatomie einen solchen Vigor gebracht, daß sich jeder darüber erstaunt, der es ansieht, und ist ebenso gefällig gegen Jeden, besonders aber gegen mich, als andere Leute hier zu Lande ungefällig sind.

Valentin, der wegen seines jüdischen Glaubens in Preußen keine Professur hatte bekommen können, wurde vor allem auf Betreiben Wilhelm Vogts nach Bern berufen. So überrascht es nicht, dass er sich schnell mit dem gesamten Haus Vogt anfreundete. Besonders aber mit Carl Vogt, der sich aus der gemeinsamen Arbeit einige bedeutende Ergebnisse erhofft: „Unser Haus ist in der kurzen Zeit, wo er hier ist, schon sehr mit ihm befreundet geworden, und ich besonders arbeite täglich mit ihm, was mir von dem größten Nutzen sein wird. Ich hoffe dass Sie selber

92 Gabriel Gustav Valentin (1810-1883) war zwischen Justus Liebig und Louis Agassiz der wichtigste akademische Lehrer Carl Vogts. Valentins Einfluss war es geschuldet, dass Carl Vogt der Chemie den Rücken kehrte und sich auf seine medizinischen Examina zu konzentrieren begann. Valentin unterrichtete Vogt im Umgang mit dem Mikroskop und lehrte ihn, Insekten und andere Kleintiere unter Wasser zu präparieren. Die Geschicklichkeit, die er dabei an den Tag legte, erlaubte es ihm in der Folge, Valentin bei der Anfertigung von Präparaten für dessen Vorlesungen an die Hand zu gehen. – Literatur: Erich Hintzsche, *Gustav Gabriel Valentin. Versuch einer Bio- und Bibliographie*. (Berner Beiträge zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften; 12). Bern: Haupt, 1953. – Auch bei der Obduktion der Leiche des am 15.10. 1836 in Bern enthaupteten Raubmörders Jakob Gattiker aus Wädenswil hatte Vogt seinem Berner Anatomieprofessor assistiert. – Vgl.: [Gabriel Valentin], „Einige an einem Enthaupteten angestellte anatomische Untersuchungen“, in: *Repertorium für Anatomie und Physiologie* (Bern und St. Gallen) 1837, S. [277]-281. – Für den Gießener Zusammenhang ist folgende auf Wilhelm Vogt bezogene Fußnote auf S. 279 relevant: „Nicht bloß bei Erhängten, sondern auch bei Enthaupteten scheint im Momente des Todes Erection und Ejaculation einzutreten. Außer dem eben genannten Falle hatte P. F. W. Vogt an fünf in Gießen enthaupteten Personen dieselbe Wahrnehmung zu machen Gelegenheit. Der Grund der Ejaculation besteht ohne Zweifel darin, daß in dem Momente, wo das Rückenmark durchschnitten wird, alle Muskelfasern des Rumpfes, also auch die der Samenblasen, sich auf das heftigste zusammenziehen.“ Auch bei der Hinrichtung und Obduktion der 40jährigen Giftmörderin Anna Freiburghaus, geb. Schenk, aus Neuenegg war Carl Vogt als angehender Mediziner zugegen. Sie wurde am 4.7.1838 auf Schloss Belp in der Nähe von Bern hingerichtet. Das Richtschwert ist noch heute dort zu besichtigen.

nächstens einige Früchte unserer gemeinschaftlichen Thätigkeit zu Gesichte bekommen. Wir sind nämlich beständig beschäftigt, Versuche über künstliche Verdauung zu machen, und ich habe nebenbei den angenehmen Auftrag, den chemischen Theil, i.e. eine Analyse der Verdauungsflüssigkeit zu machen.“

Vogt berichtet weiter, dass er sich im Zuge der gemeinsamen Arbeit mit Valentin, intensiv mit einer Arbeit Theodor Schwanns⁹³ auseinandergesetzt habe, die sich als hanebüchener Unsinn erwiesen habe. Vogt habe im ersten Aufwallen eine geharnischte Kritik an der Arbeit niederzuschreiben begonnen, die er Liebig habe senden wollen. Valentin aber habe ihm geraten, sich nicht auf eine bloße negative Polemik zu kaprizieren, sondern gleichzeitig positive Gegenergebnisse zu präsentieren: „Zu diesem Behufe nun mußte ich die Arbeit von Schwann darüber in Müllers Archiv nachlesen, und zwar genauer durchlesen, und bin dabei auf einen solchen Unsinn, auf eine so entsetzliche Vernachlässigung der gemeinsten chemischen Regeln gestoßen, daß ich mich nicht gewundert hätte, wenn statt Schwann der Name Clemm darüber gestanden hätte. Im ersten Unmuth setzte ich mich hin und beabsichtigte eine Kritik der ganzen Geschichte Ihnen zuzusenden. Valentin indeß wünscht daß ich ihm einige positive Resultate möge gegenüber setzen können, ich solle daher warten, bis ich etwas Eigenes darüber bekannt machen könne.“

Gleichwohl kann sich Vogt nicht zurückhalten, im vorliegenden Brief „einige Pröbchen der Schwannschen Arbeit“ zu geben. Es folgt eine Suada von empörten polemischen Ausfällen gegen den Berliner Chemiker, an deren Ende Vogt Liebig bittet, einen entsprechenden Verriss für die *Annalen* verfassen zu dürfen. „So geht es von A bis Z die ganze Arbeit durch! Ich sehe bis jetzt in Ihren Annalen noch nichts von diesem Probestück der berlinischen Arroganz und darf Ihnen vielleicht den Wunsch aussprechen, im Falle Sie selbst noch nichts sich darüber vorgenommen hätten, diesen Brocken mir zu überlassen.“ Johannes Müller, an den er bereits eine ähnliche Kritik geschickt habe, habe aus falschverstandenen Berliner Stolz nichts davon gedruckt und noch nicht einmal versucht, Schwann zu einer Korrektur seiner fehlerhaften Arbeitsergebnisse zu bewegen.

Sein ehemaliger Lehrer Brunner habe einen neuen Assistenten, mit dem Vogt in Zukunft gelegentlich zusammenarbeiten werde: „Brunners neuer Assistent,

93 Theodor Schwann (1810-1882) war Assistent Johannes Müllers in Berlin. Während seiner Forschung über den Verdauungsvorgang entdeckte und isolierte er 1836 ein Enzym, das den Verdauungsvorgang steuerte und das er „Pepsin“ nannte. Als er 1838 die Zellbiologie begründete, legte Carl Vogt seine feindselige Haltung ihm gegenüber ab und benutzte seine Forschungsergebnisse als Grundlage für die eigene Zellforschung.

Fellenberg⁹⁴ (er hat früher mit Regnault⁹⁵ in Paris gearbeitet) wird bei meinen vielen Beschäftigungen, die ich auf der Anatomie habe, wahrscheinlich den größten Theil der Verdauungsanalyse übernehmen. *Eh bien!*“ Brunner selbst, an den Wilhelm Vogt das Rektorat losgeworden sei, arbeite zur Zeit am Krapp und versuche vergebens den Farbstoff desselben aus dem Thonerdelack darzustellen. „Nebenbei macht er Versuche, Platin zu schmelzen durch Knallgas, das aus vielen Röhren auf einen Punkt ausströmt, allein – es thut’s halt nimmermehr!“ Den fast schon obligatorischen Gruß an Schödler verbindet Carl Vogt mit einer knappen Mitteilung über den gemeinsamen Freund Dr. Urich: „Meinem lieben Freund Schödler danke ich herzlich für seinen letzten Brief. Ich wünschte, er machte öfter mir so interessante Mittheilungen. Nächstens schreibe ich an ihn, vorläufig bitte ich Sie, ihm zu melden, daß wir unsern lieben Hausfreund Urich nicht mehr lange behalten, da er wahrscheinlich schon binnen 8-14 Tagen nach Trinidad abreisen wird. Er läßt Schödlern herzlich grüßen und wird meinem Briefe einige Zeilen anfügen. Es ist noch nicht lange, daß er von Zürich, wo er sein Staatsexamen glänzend bestanden hat, zurückgekehrt ist.“⁹⁶

94 Der in Bern geborene Chemiker Ludwig Rudolf von Fellenberg (1809-1878) hatte 1827 die Akademie in Genf bezogen und sich besonders in den physikalisch-chemischen Wissenschaften in den Laboratorien in Hörsälen der beiden De la Rive ausgebildet. 1832-1835 studierte er an der École des mines, am Collège de France und an der Sorbonne in Paris. Seine Lehrer waren u.a. Dumas, Thénard, Bequerel, Ampère und Elie de Beaumont. Im Frühling 1835 übernahm er die väterliche Papierfabrik in Bern. Auf diese Tätigkeit verzichtete er 1836 zugunsten einer chemischen Tätigkeit in dem von Karl Brunner geleiteten chemischen Universitätslaboratorium. Im Jahr 1841 wurde er ordentlicher Professor der Chemie und der Mineralogie an der Akademie in Lausanne. – Literatur: Berend Strahlmann, *Ludwig Rudolf von Fellenberg (1809-1878). Ein Berner analytischer Chemiker von europäischem Ansehen*. Bern: Eidgenössisches Gesundheitsamt, 1959.

95 Der in Aachen geborene Henri Victor Regnault (1810-1878) besuchte von 1832 bis 1834 die École des Mines in Paris, bevor er 1835 für kürzere Zeit Schüler Liebigs in Gießen war. Dort fand er über Untersuchungen zur Synthese chlorierter Kohlenwasserstoffe zur Organischen Chemie. Von 1840-1841 war er Professor für Chemie an der École Polytechnique in Paris, von 1841 bis 1854 für Physik am Collège de France und wurde 1847 Chefingenieur des Bergbauwesens. Daneben beschäftigte er sich mit photographischen Arbeiten und entwickelte sich zu einem bekannten technischen Experten und Künstler auf diesem Gebiet. Von 1854 bis 1870 fungierte er als Direktor der staatlichen Porzellanmanufaktur in Sèvres. Während der Belagerung von Paris 1870 zerstörten preußische Soldaten sein Laboratorium, das eine einzigartige Kollektion von wissenschaftlichen Instrumenten und stapelweise unpublizierte Forschungsergebnisse beherbergte. Buchstäblich am letzten Tage des Krieges verlor er zudem seinen Sohn Alex-Georges-Henri, einen berühmten Maler, während der Buzenwald Schlacht im Januar 1871. Carl Vogt schildert ihn ausführlich in seiner Autobiographie. Vgl. Carl Vogt, *Aus meinem Leben* (1997) [wie Anm. 4], S. 135-136. – Literatur: Sébastien Poncet, Laurie Dahlberg, „The Legacy of Henry Victor Regnault in the Arts and Sciences“, in: *International Journal of Arts & Sciences*. Bd. 4. Nr.13 (2011). S. 377-400. – Carl Vogt sollte Regnault 1845 in Paris während seiner Berichterstattung über die dortigen Akademiesitzungen für Cottas *Allgemeine Zeitung* wiederbegegnen.

96 Aus einem Brief Ernst Dieffenbachs an seinen Vater vom 21./22. August 1836 geht hervor, dass sein Freund Otto Urich von dessen Bruder Wilhelm überredet wurde, nach Trinidad auszuwandern, wo die Familie Urich eine Tabakplantage betrieb. – Mesenhöller (Hg.),

Vogt beschließt den Brief mit dem fast wehmütig geäußerten Wunsch, Liebig entweder in der Schweiz oder in Gießen wiederzusehen: „Sie kommen doch nächstes Jahr gewiß?⁹⁷ Nehmen Sie sich in Acht, ich bin vielleicht einmal früher bei Ihnen, als Sie bei uns, trotz dem, daß ich es nicht versprochen habe. Noch einmal meine herzlichsten Grüße an Sie und alle meine Bekannten bei Ihnen! Stände ich nur wieder einmal ein Stündchen mit ihnen am Herd und könnte mich einmal im neuen Auditorium resp. Laboratorium umsehen!“

Carl Vogt an Justus Liebig – Bern, 17.3.1837⁹⁸

Erneut hat es gut vier Monate gedauert, ehe Vogt sich wieder meldet, und dies offensichtlich auch nur, weil er wegen einer gerade überstandenen Grippe noch nicht arbeitsfähig ist: „Ich habe seit unendlicher Zeit nichts mehr von mir hören lassen und muß nun eilen, meine Ferien und die Reconvalescenz, welche mir ein fünftägiger Besuch der Grippe aufgelegt hat, zu benutzen, um Ihnen zu beweisen, daß Sie auch in Bern nicht vergessen sind.“ Vogt schildert zunächst seine Arbeiten mit Valentin auf dem Feld der Tierchemie: „Valentin, dessen Freundschaft gegen mich durchaus dieselbe geblieben ist, und ich haben uns die Zeit her, daß ich Ihnen nicht geschrieben, sehr fleißig mit Thierchemie abgegeben, und Sie werden in dem nächsten Hefte seines Repertoriums für Physiologie einiges finden, was wohl nicht uninteressant sein mag.“⁹⁹ Etwas nach Neujahr wurde unsere Einrichtung auf der Anatomie fertig, wir haben dort ein vollständiges Laboratorium, wenn gleich mit Wenigem, eingerichtet, und Valentin besonders chemisirt eben den ganzen Tag.“ Vogt selbst habe sich weniger damit beschäftigen können, da im verflossenen Winter menschliche Anatomie der Hauptzweck seines Studiums gewesen sei. Dennoch habe er Zeit erübrigt, um sich mit der Verdauungsflüssigkeit und Schwanns Pepsin näher zu befassen. Dies scheint Liebig Vogt vorher ans Herz gelegt zu haben: „Fixe Resultate, die sich zur Oeffentlichkeit eigneten, sind zwar noch nicht da, und besonders haben wir uns Ihre Anmerkung zu Sch[wann]’s Aufsatz zu sehr zu Herzen genommen, um ohne Elementaranalyse damit vorzurücken [...]“. Es folgen Erläuterungen, weshalb Schwanns und Johannes Müllers „schöne Ideen“ zur Bildung des Pepsins als „total falsch und grundlos“ zu erachten seien.

Im Schlussteil des Briefes äußert Vogt die Befürchtung, dass durch die avisierte Englandreise Liebig’s der seit anderthalb Jahren sehnlich erwartete Besuch Liebig’s in Bern erneut verschoben oder am Ende gar aufgehoben werden könne. Auch Wilhelm Vogt, der als einziger der Familie nicht von der Grippewelle erfasst

„Ernst Dieffenbach: Briefe aus dem Straßburger und Zürcher Exil 1833-1836“ (2000) [wie Anm. 86], S. 684.

97 Der auf den September 1836 erwartete Besuch in Bern hatte sich, - vielleicht wegen der anhaltenden Arbeitsüberlastung Wilhelm Vogts, - zerschlagen. Liebig hatte sich stattdessen zur Kur nach Homburg vor der Höhe (Bad Homburg) begeben.

98 Carl Vogt an Justus Liebig, BSB Liebigiana II.B, Vogt, Karl 12

99 Carl Vogt, [ohne Titel], in: *Repertorium für Anatomie und Physiologie. Kritische Darstellung fremder und Ergebnisse eigener Forschung* (Bern und St. Gallen). Bd. 2 (1837), S. 221. – [Von Carl Vogt verfasster Einschub in G. Valentins Bericht über einen mit Unterstützung Carl Vogts durchgeführten Tierversuch].

worden sei, da er vor lauter Arbeit nicht dazu kommen kann“, lasse Liebig herzlich grüßen und bitten, den Besuch nicht zu vergessen.

Interessant ist die Bitte an Liebig, mit der Carl Vogt seinen Brief beendet, denn offensichtlich hatte Julius Wilbrand,¹⁰⁰ der mittlerweile die Nachfolge des verstorbenen Wernekinck angetreten hatte, bei Vogt angefragt, ob er der Gießener Tierpräparatesammlung zu einem Bärenskelett und einem präparierten Alpengeieradler verhelfen könne:

Noch eine Bitte an Sie habe ich, bevor ich schließe. Ich weiß nicht, ob Wilbrand jun. Sie auch zuweilen besucht, oder ob er, seit er Anatom geworden, andere Sachen oder vielleicht Menschen zu betrüben hat, sollten Sie ihn, oder seinen Herrn Papa sehen, so darf ich Sie wohl bitten, ihm zu sagen, es sei mir sehr leid, daß er sich nicht etwa 14 Tage früher um ein Bärenskelet gemeldet, es war hier im Graben der älteste Bär erschossen und auf die Anatomie geliefert worden. Da wir schon 2 Skelette davon hatten, so wurde er zersägt, und Nerven und Gefäße davon präparirt. Hätte ich es damals gewußt, so hätte ich ihm gern das Skelett zurechtgemacht. Indeß ist eben ein junger Bär da, der an Skrofeln kränkelt und vielleicht bald abgeht. Dessen Skelet soll dann Hn. Wilbrand nicht entgehen. Alpengeieradler sind ungeheuer selten, fast nur in Bündten¹⁰¹ zu haben, und ich müßte Hn. Wilbrand offen gestehen, daß, sollte ich oder die hiesige Anatomie eines habhaft werden, er ihn nicht bekäme, denn Jeder ist sich selbst der Nächste. Sollten Sie ein Wilbrandsches Familienstück sehen, so bemerken Sie ihm das, wenn Sie so gütig sein wollen.

Schluss und Ausblick

Mit dem Brief vom 17.3.1837 bricht der Brieffluss für mehr als zwei Jahre ab. Ursache dafür war nicht nur, dass Vogt die Chemie als Studienfach gewissermaßen an den Nagel gehängt hatte, sondern vor allem die Tatsache, dass er in diesem Zeitraum vollauf damit beschäftigt war, sein Medizinstudium zu beenden und seine Abschlussexamina zu absolvieren. Valentin war zunehmend in die Rolle geschlüpft, die vorher Liebig innegehabt hatte.

Ob es im August 1838 am Rande der Naturforscherversammlung in Freiburg im Breisgau zu einer persönlichen Wiederbegegnung Liebigs mit Vater und Sohn Vogt kam, ist nicht belegt, aber sehr wahrscheinlich. Auch Brunner, Rau, Hans Schnell, Theile und Valentin nahmen von Berner Seite an der Versammlung teil.

100 Franz Joseph *Julius* Wilbrand (1811-1894), damals Prosektor und Privatdozent in Gießen; Sohn des Gießener Mediziners und Naturwissenschaftlers Johann *Bernhard* Wilbrand (1799-1846), der 1836 die Direktion des Zoologischen Kabinetts übernommen hatte. – Vgl. Haaser, „1836 – Skizze einer medizinischen Topographie Gießens“ (2013). [wie Anm. 64], S. 23-80.

101 Alte Bezeichnung für den Kanton Graubünden.

Als der nächste Brief Carl Vogts Liebig erreichte, war Vogt bereits promoviert und als Privatassistent von Louis Agassiz in Neuchâtel angestellt.

Genau genommen legte Carl Vogt zwei Prüfungen ab, die den Abschluss seines Medizinstudiums markierten und die in zwei Stufen erfolgten. Das erste dieser beiden Examina, durch das Vogt die Berechtigung zur Eröffnung einer ärztlichen Praxis erwarb, fand laut Prüfungsprotokoll am 18. April 1839 statt.¹⁰² Daraufhin teilte Wilhelm Vogt in einem Brief¹⁰³ an Liebig nicht ohne Stolz das Ergebnis dieser Prüfung mit:

Verehrter Freund und College!

[...] Carl hat absolvirt. Dies Erfreuliche muß ich Ihnen zuerst mittheilen, da ich weiß, daß Sie so warmen Antheil daran nehmen. Im Doctorexamen hat er die Note „ausgezeichnet“ erhalten. Sobald nun seine Dissertation fertig ist, werde ich ihn selbst als gegenwärtiger Dekan u. Promotor nach der öffentlichen Disputation den Doctorhut aufsetzen. Das Staatsexamen hat er gestern¹⁰⁴ beendet u. ist einstimmig von den ihm zum Theil abholden Examinatoren zum Arzt u. Wundarzt erster Klasse gestempelt worden. Was nun er wieder anfangen wird, hängt von höherer Fügung ab. Ich glaube, daß er sich vorzugsweise den Naturwissenschaften, besonders der Anatomie u. Physiologie zuwenden wird, denn auch hier hat er diese unter Valentin, einem der ersten jetzt lebenden Physiologen, mit besonderer Vorliebe getrieben. Führt ihn einmal ein gütiges Schicksal in Verhältnisse, wo er ganz dieser Neigung folgen kann, so wird er gewiß Tüchtiges leisten. Mit inniger Liebe und Anerkennung haben wir in der Zeit seiner Prüfungen, wo uns fast jeder Tag eine frohe Kunde vom Gange derselben brachte, besonders Ihrer gedacht. Sie haben ihn ja zuerst von einer ihm verderblichen Bahn abgelenkt, die Neigung zu den Wissenschaften in ihm entzündet u. die beste Grundlage für sein Leben bei ihm gelegt. Wir bleiben Ihnen ewig dafür verpflichtet u. Carl wird die warme Pietät für Sie gewiß niemals aus dem Herzen verlieren.

102 Medizinhistorisches Institut der Universität Bern: Protokoll über das „Examen pro gradu Doctoris von Herrn Carl Vogt“ vom Donnerstag, den 18.4.1839. In: *Protokoll der medicinischen Facultaet der bernischen Hochschule von 18. Nov. 1834 bis Mai 1888*. – Die Zusammensetzung des Prädikats „ausgezeichnet“, aufgeschlüsselt nach den einzelnen Prüfungsteilen, in: Carl Vogt, *Aus meinem Leben* (1997) [wie Anm. 4], S. 190; Fußnote 42.

103 Wilhelm Vogt an Justus Liebig 5. Mai 1839 (Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek. Briefe von Wilhelm Vogt an Justus Liebig) Liebigiana II.B. Vogt, W.1

104 Die Diskrepanz hinsichtlich des von Wilhelm Vogt insinuierten Datums (4.5.1839) und dem Datum des Prüfungsprotokolls (18.4.1839) hat nicht geklärt werden können.

Die von Wilhelm Vogt angesprochene Vorlage der Dissertation¹⁰⁵ mit anschließender Disputation fand im Sommer 1839 statt und wurde mit dem „ersten Rang“, d.h. mit dem bestmöglichen Ergebnis bewertet.¹⁰⁶

Der nächste Brief an Liebig aus der Feder Carl Vogts stammt vom 1. November 1839 und ist bereits aus Neuchâtel adressiert, wo Vogt seine neue Stelle als Privatassistent bei dem schweizerischen Zoologen und Gletscherforscher Louis Agassiz (1807-1873) angetreten hatte. Diese Position hatte Vogt inne, bis Agassiz nach den Vereinigten Staaten auswanderte und dort einer der berühmtesten Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts wurde. Der genannte Brief an Liebig ist der erste von insgesamt 14 Briefen¹⁰⁷ aus dieser zweiten Phase von Carl Vogts Exil, die einen in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzenden Abschnitt im Leben des jungen Naturforschers markiert. Wie bereits eingangs bemerkt, wird die Präsentation der restlichen Liebigkorrespondenz Carl Vogts einem späteren Beitrag vorbehalten bleiben.

105 Carl Vogt, *Zur Anatomie der Amphibien*, Inauguraldissertation der medizinischen Fakultät, Bern. (Mit 1 Steintafel). Bern, Gedruckt bei C. A. Jenni Vater, 1839. gr.-4o. (XI, 53 S.)

106 Feller, *Die Universität Bern* (1935) [wie Anm. 28], S. 121.

107 Der letzte dieser Neuchâtel Briefserie datiert vom 6. November 1844 und ist unmittelbar vor dem Umzug Carl Vogts nach Paris an Liebig abgeschickt worden.

„Das häßliche Finale“

Johannes Hallers Fortgang aus Gießen 1913

HERBERT ZIELINSKI

Einführung

Der baltendeutsche Historiker Johannes Haller (1865–1947),¹ dessen vierbändiges Spätwerk „Das Papsttum. Idee und Wirklichkeit“ noch heute als brillante historische Darstellungsleistung gilt, zählt zu den meistgelesenen deutschen Historikern in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Seine gute Feder sprach ein breites Publikum an und sorgte für die Verbreitung eines nationalkonservativen Geschichtsbilds weit über die Fachgrenzen hinaus.

Als er 1904 an die Großherzoglich-hessische Landesuniversität nach Gießen berufen wurde,² wo er bis zu seinem Wechsel nach Tübingen 1913 lehren sollte, stand er noch ganz am Anfang seiner Karriere. Da ihm schon damals der Ruf anhaftete, im persönlichen Umgang „schwierig“ zu sein, war seine Berufung ungeachtet seiner gerade erschienenen ersten größeren Publikation,³ deren herausragende wissenschaftliche Leistung allseits anerkannt wurde, innerhalb der Gießener philosophischen Fakultät höchst strittig. Seine Gegner führten neben seiner „schwierigen“ Persönlichkeit vor allem ins Feld, dass Gießen von Haller nur als „flüchtiges Durchgangsstadium“ benutzt werden würde, da er doch schon sein 1902 erlangtes Marburger Extraordinariat einflussreichen Kreisen im zuständigen Preußischen Kultusministerium verdankte, die noch „Großes“ mit ihm vorhätten.⁴

Dass Haller schließlich nach heftigen fakultätsinternen Auseinandersetzungen zum Wintersemester 1904 an die Ludoviciana berufen wurde, hatte er vor allem

1 Zu Haller siehe Benjamin Hasselhorn, Johannes Haller. Eine politische Gelehrtenbiographie. Mit einer Edition des unveröffentlichten Teils der Lebenserinnerungen Johannes Hallers (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 93), Göttingen 2015 (zit. Hasselhorn, Haller); Johannes Haller (1865–1947). Briefe eines Historikers, bearbeitet von Benjamin Hasselhorn nach Vorarbeiten von Christian Kleinert (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts 71), München 2014 (zit. Haller, Briefe).

2 Vgl. Herbert Zielinski, „Zu dem großen Gelehrten kommt eben ein sehr kleiner Mensch“. Johannes Hallers Berufung nach Gießen 1904, in: MOHG 101 (2016) S. 259–298 (zit. Zielinski, Berufung). Bei dem ebd., S. 270, von mir nicht identifizierten Basler Kollegen Hallers „Müntzer“ handelt es sich um den Althistoriker Friedrich Münzer (1868–1942), der 1942 nach Thesensienstadt deportiert wurde und dort noch im selben Jahr starb (freundlicher Hinweis von Ulrich Kammer – Laubach).

3 Papsttum und Kirchenreform. Vier Kapitel zur Geschichte des ausgehenden Mittelalters, Bd. I, Berlin 1903.

4 Zielinski, Berufung, S. 277.

dem Votum des renommierten Gießener Germanisten Otto Behaghel (1854–1936) zu verdanken, der in der Fakultät zweifellos das höchste Ansehen genoß und rhetorisch geschickt zugunsten Hallers argumentiert hatte.⁵

Tätigkeit in Gießen 1904–1913

Noch in Marburg hat Haller am 8. August 1904 seine aus Basel stammende Verlobte Elisabeth Fueter geheiratet.



*Abb. 1: Brautpaar Haller 1904
(Vorlage: Universitätsarchiv Tübingen, Teilnachlass Haller, 305/24)*

In Gießen kamen in den folgenden Jahren in rascher Folge alle vier Kinder der Eheleute zur Welt, die Söhne Hans Jakob und Roland sowie die Töchter Adelheid und Elisabeth.⁶ Gewohnt hat Haller mit seiner Frau zunächst in der Ludwigstraße 42 unweit des Hauptgebäudes in einem repräsentativen mehrstöckigen Haus aus der Gründerzeit, das den letzten Krieg weitgehend unbeschadet überstanden hat. Später ist die Familie – wohl eine Folge der wachsenden Kinderschar – in die Ostanlage umgezogen.⁷

5 Ebd., S. 269–273.

6 Stadtarchiv Gießen, Personenstandskartei (ich danke dem Leiter des Stadtarchivs, Dr. Ludwig Brake, für freundliche Auskünfte).

7 Den Gießener Adressbüchern lassen sich folgende Wohnadressen entnehmen: 1905 Ludwigstraße 42 (1. Stock); 1906 Ludwigstraße 42 (2. Stock); 1907 Ostanlage 4 (1. Stock); 1910 Ostanlage 9 (1. Stock); dort auch noch 1912 (freundliche Mitteilung von Dr. Brake) und im Mai 1913 (Absenderadresse im Brief Hallers an Kehr unten im Anhang). Die Wohnung in der Ludwigstraße wird im Mai 1905 auch in Hallers unten Anm. 28 zitierten Brief an Otto Harnack genannt.



*Abb. 2: Ludwigstraße 42 (das Gebäude rechts), wo Haller 1904 bis 1906 gewohnt hat
(Vorlage: H. Zielinski)*

Dass der im fünften Lebensjahrzehnt stehende Haller, der zeitlebens, wie seine Frau nach seinem Tod schrieb, „sein stilles Studierzimmer“ über alles geliebt hat,⁸ mit dem ungewohnten Kindergeschrei nicht leicht zurechtkam, erfahren wir aus der Korrespondenz Hallers mit seiner Schwiegermutter. Ihr verdankte er nämlich 1908 den Einbau einer schalldichten Doppeltür in das häusliche Arbeitszimmer.⁹

Aus den Akten der philosophischen Fakultät hat der Gießener Althistoriker Hans Georg Gundel (1912–1999) eine Liste von 16 Dissertationen zusammengestellt, die von Haller in Gießen betreut wurden.¹⁰ Nur einer dieser Schüler scheint später die universitäre Laufbahn eingeschlagen zu haben, nämlich der Kunsthistoriker Georg Weise (1888–1978), der Haller 1913 nach Tübingen folgte und dort 1914 habilitiert wurde.¹¹

8 Herbert Zielinski, Johannes Haller und Karl Straube. Eine Freundschaft im Spiegel der Briefe. Edition und Kommentar, Hildesheim 2018 (Studia Giessensia Neue Folge 5), Brief Nr. 61 (zit. Zielinski, Briefe).

9 Die Tür hat 1913 seinen Umzug nach Tübingen mitgemacht; siehe Zielinski, Briefe, S. 17, Anm. 14.

10 Vgl. Zielinski, Berufung, S. 293.

11 Zielinski, Berufung, S. 297, Anm. 166. Vgl. auch Zielinski, Briefe, S. 411, Anm. 12.

An der Berufung¹² des liberalen Neuhistorikers Hermann Oncken (1869–1945),¹³ der 1906 dem im Vorjahr verstorbenen, seit 1870 in Gießen tätigen Wilhelm Oncken (1838–1905)¹⁴ gefolgt war, aber schon ein Jahr später nach Heidelberg wechselte – des weiteren Felix Rachfahls (1867–1925), der 1907 nach Gießen kam und gleichfalls schon im folgenden Jahr die Stadt an der Lahn, diesmal in nördliche Richtung (Kiel), verließ – sowie 1909 Gustav Roloffs (1866–1952)¹⁵ hat Haller in den jeweiligen Berufungsausschüssen mitgewirkt, als Referent des Ausschusses im Falle Onckens, als Ausschussvorsitzender bei der Berufung Roloffs.¹⁶ Mit letzterem, einem Schüler Hans Delbrücks (1848–1929), der sich wie sein Lehrer auf Militärgeschichte und verwandte Themen spezialisiert hatte¹⁷ und bis zu seiner Emeritierung 1935 in Gießen blieb, kehrte wieder Kontinuität im Historischen Seminar ein.



*Abb. 3: Gustav Roloff (1866–1952), Neuhistoriker
(Vorlage: UAG Bildarchiv)*

12 Die biographischen Informationen der im Folgenden erwähnten Personen sind, wenn nicht anders angegeben, den einschlägigen Nachschlagewerken entnommen, hauptsächlich der Neuen Deutschen Biographie, der Deutschen biographischen Enzyklopädie sowie Wolfgang Weber, Biographisches Lexikon zur Geschichtswissenschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Die Lehrstuhlinhaber für Geschichte von den Anfängen des Faches bis 1970, Frankfurt a. M. 1984.

13 Hermann Oncken wurde 1935 wegen seiner Gegnerschaft zum NS-Regime zwangsemertiert.

14 Helmut Berding, Wilhelm Oncken (1838–1905) / Historiker, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hg. von Hans Georg Gundel, Peter Moraw und Volker Press, Teil 2 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen in Verbindung mit der Justus-Liebig-Universität Gießen 35. Lebensbilder aus Hessen Bd. 2), Marburg 1982, S. 696–703.

15 Volker Press, Gustav Roloff (1866–1952) / Historiker, in: Gießener Gelehrte ..., Teil 2, S. 761–777.

16 Die Personalakten liegen im Universitätsarchiv Gießen: UAG PrA Phil. 20 (Oncken) u. 23 (Roloff). Auch im Falle Rachfahls ist davon auszugehen, dass Haller wieder im Berufungsausschuss saß.

17 Etwa auf Kolonialgeschichte; siehe Press, Roloff, S. 765, 776.

Unter solchen Gießener Kollegen, mit denen Haller auch nach seinem Fortgang 1913 freundschaftlich verbunden blieb, ist neben dem Rechtshistoriker Arthur Benno Schmidt (1861–1940), der in der Berufungssache Haller als Senatsreferent fungiert hatte,¹⁸ vor allem der 1906 nach Gießen berufene Altphilologe Alfred Körte (1866–1946) anzuführen, der Begründer der Gießener Papyrussammlung, zu dem Haller noch in dessen Leipziger Zeit (seit 1917) herzlichen Kontakt hielt.¹⁹ Auch sein Verhältnis zum Althistoriker Richard Laqueur (1881–1959),²⁰ der den Wechsel Hallers nach Tübingen 1913 in seiner Stellungnahme vor der Fakultät lebhaft bedauert hat,²¹ muss von gegenseitiger Sympathie und Hochachtung geprägt gewesen sein. Als sich Laqueur, der jüdischer Abstammung war, 1930 in Tübingen bewarb, war es nicht zuletzt Hallers entschiedener Fürsprache zu verdanken, dass der von einzelnen Senatsmitgliedern aus rassistischen Gründen abgelehnte Laqueur berufen wurde.²²

Getauft wurden Hallers Kinder von seinem baltendeutschen Landsmann, dem Theologen Samuel Eck (1856–1919), der im selben Jahr wie Haller nach Gießen berufen worden war und beim Weggang Hallers nach Tübingen das Rektorenamt der Gießener Alma mater bekleidete.²³ Nicht vergessen werden darf schließlich unter den Haller nahestehenden Gießener Kollegen der namhafte Kunsthistoriker Christian Rauch (1877–1976), der damals noch ganz am Anfang seiner Karriere stand.²⁴

Dass der vom städtischen Umfeld in Rom und Basel verwöhnte Haller,²⁵ der sich auch in Marburg „im Schatten der Philippsburg und Elisabethkirche“ recht wohl gefühlt hatte,²⁶ von Beginn an keinen rechten Zugang zu Gießen fand, belegt sein Brief an den Literaturhistoriker Otto Harnack (1857–1914) in Stuttgart,²⁷ dem er am 14. Mai 1905 schrieb: „In Gießen sind wir noch nicht recht eingelebt und

18 Zielinski, *Berufung*, S. 262. Zusammen mit Schmidt, der im selben Jahr wie Haller nach Tübingen wechselte, gab Haller dort eine mehrbändige Reihe zur „deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte“ heraus; siehe Johannes Haller, *Lebenserinnerungen. Gesehenes – Gehörtes – Gedachtes*, Stuttgart 1960, S. 274.

19 Zielinski, *Berufung*, S. 297. Vgl. Zielinski, *Briefe*, Nr. 1, Anm. 14.

20 Hans Georg Gundel, Richard Laqueur (1881–1959) / Althistoriker, in: *Gießener Gelehrte ...*, Teil 2, S. 590–601.

21 Siehe unten.

22 Hasselhorn, Haller, S. 195f., 214.

23 Dass Eck zumindest den ältesten Sohn Hallers, den am 28. September 1906 in Gießen geborenen Hans Jakob aus der Taufe gehoben hat, erfahren wir aus einem Brief Hallers an seinen Sohn vom 19. April 1939: Universitätsarchiv Tübingen (UAT), Teilnachlass Johannes Haller, 305/61.

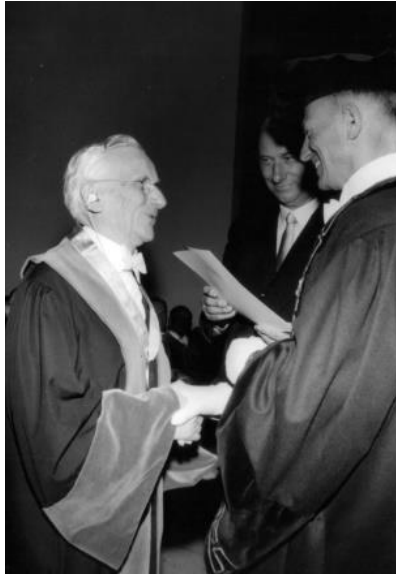
24 Peter Metz, Christian Rauch (1877–1976) / Kunsthistoriker, in: *Gießener Gelehrte ...*, Teil 2, S. 735–744. Vgl. Zielinski, *Berufung*, S. 296f.

25 Vgl. Zielinski, *Berufung*, S. 259.

26 Haller, *Briefe*, Nr. 121.

27 Den jüngeren Bruder des in der preußischen Ministerialverwaltung einflussreichen Theologen Adolf Harnack (1851–1930) kannte Haller aus Rom; siehe Haller, *Briefe*, Nr. 34, S. 106. Zu Adolf Harnack siehe Zielinski, *Berufung*, S. 291 m. Anm. 139.

fürchten uns eigentlich davor, es einmal zu sein, denn das wäre ein bedenkliches Zeichen. Aber an guten Freunden fehlt es auch hier nicht, und meine Tätigkeit erscheint mir angenehm und nicht undankbar. Wäre nur der Ort nicht gar so häßlich!“²⁸



*Abb. 4: Christian Rauch (1877–1976), Kunsthistoriker
(Vorlage: UAG Bildarchiv)*

In seinen während des Zweiten Weltkriegs verfassten „Lebenserinnerungen“ findet Haller der Ludoviciana aber auch positive Seiten ab, konnte er in der Stadt an der Lahn doch eine größere Anzahl von Schülern um sich scharen als am Neckar. Die Gießener Studenten seien zudem „von sehr unterschiedlicher Art“ gewesen, „schwerfällige, ungeschickte, aber solide Oberhessen neben talentvollen, flinken, aber flüchtigen Rheinländern“. In Tübingen dagegen überwogen stark die Einheimischen mit ihrer einheitlichen schwäbischen Art,²⁹ über die Haller bei anderer Gelegenheit einmal äußerte, dass es „kein neidischeres, mißgünstigeres, aufsässigeres Volk als die Schwaben“ gäbe.³⁰

28 Deutsches Literaturarchiv Marbach, B: J. Haller, 84.1315. Weitere einschlägige Äußerungen Hallers über das Gießener Ambiente bei Zielinski, Berufung, S. 294–297, sowie im Schreiben Hallers an Kehr (unten im Anhang).

29 Haller, Lebenserinnerungen, S. 271, 273. Zum guten Zustand der Gießener Universitätskliniken im Unterschied zu den Tübinger Verhältnissen ebd., S. 260. Auch lebte man in Tübingen „teurer“ als in Gießen (ebd., S. 270).

30 So 1920 in seinem Brief an den Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, ed. John C. G. Röhl, Philipp Eulenburgs politische Korrespondenz, Bd. 3, Boppard am Rhein 1983 (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts 52/III), S. 2322.

Speziell die näheren Umstände seines Weggangs 1913 nach Tübingen, das, was Haller in einem Brief an seinen Förderer und späteren Freund Paul Fridolin Kehr im Oktober 1913 „das häßliche Finale“ genannt hat,³¹ haben zu guter Letzt noch einmal tiefe Schatten auf das Bild geworfen, das Haller von Gießen im Gedächtnis blieb.

„Das häßliche Finale“. Robert Holtzmann 1913 Nachfolger Hallers³²

Haller hatte sich in Tübingen, wo der Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte und historische Hilfswissenschaften durch den Fortgang von Walter Goetz (1867–1958) nach Straßburg zu Anfang 1913 frei geworden war,³³ beworben und am 26. März 1913 bereits den Ruf erhalten.³⁴ Zwar zählte Tübingen nicht zu den deutschen Spitzenuniversitäten wie etwa Berlin, Göttingen, München oder Heidelberg, doch war eine Tätigkeit dort für Haller zweifellos ein beruflicher Aufstieg. Er fuhr umgehend nach Stuttgart, um dort mit dem Königlich Württembergischen Ministerium des Kirchen- und Schulwesens über Besoldungs- und Umzugsfragen zu verhandeln.

Am 2. April 1913 teilte Haller, der von Stuttgart nach Tübingen weitergereist war, dem Rektor der Gießener Universität, dem schon genannten Theologen Samuel Eck mit, dass er den Ruf nach Tübingen angenommen habe.³⁵ Dem Dekan der Gießener philosophischen Fakultät, dem Orientalisten Friedrich Schwally (1863–1919), schrieb er dasselbe, bat ihn aber zusätzlich, mit der Ernennung des Berufungsausschusses noch „ein paar Tage“ zu warten: „Ich kehre Ende dieser Woche nach Gießen zurück und würde gerne zuvor mit Ihnen über die Frage vertraulich sprechen“.³⁶

Haller wollte offensichtlich schon im Vorfeld Einfluss auf die anstehende Berufung seines Nachfolgers und die Bildung der Berufungskommission nehmen. Inwieweit ihm dies tatsächlich gelungen ist, ist unklar, es fällt aber auf, dass der Dekan mit der Ernennung der Kommission ungewöhnlich lange, nämlich fast drei Wochen gewartet hat. Erst am 22. April 1913 teilte Schwally der Fakultät die Zusammensetzung der Berufungskommission mit,³⁷ der unter dem Vorsitz Otto Behaghels Haller selbst,³⁸ ferner der schon erwähnte Althistoriker Richard Laqueur

31 Haller, Briefe, Nr. 141.

32 Die Nachfolge Holtzmanns hat wie die Berufung Hallers 1904 ihren Niederschlag in einer umfangreichen Personalakte gefunden (UAG PrA Phil. 13). Mein herzlicher Dank gilt wieder der Archivdirektorin Frau Dr. Eva-Marie Felschow und ihrem Mitarbeiter Herrn Lutz Trautmann M.A. für freundliche Unterstützung.

33 Zu Goetz siehe auch unten Anm. 83.

34 Hasselhorn, Haller, S. 109 f.

35 UAG PrA Phil. 10, fol. 2. Eine Abbildung dieses Schreibens bei Zielinski, Berufung, S. 295.

36 UAG PrA Phil. 13, fol. 36.

37 Fol. 37A (wenn nicht anders angegeben, beziehen sich die Seitenangaben im Folgenden stets auf UAG PrA Phil. 13, die Akte Holtzmann).

38 Was damals nicht unüblich war.

sowie der Ordinarius für neuere Geschichte, der gleichfalls schon genannte Gustav Roloff angehörten.

Das von der am 30. April erstmals tagenden Kommission in ihrer dritten Sitzung am 17. Mai einstimmig beschlossene Votum sah für den ersten Listenplatz den schon genannten Straßburger Privatdozenten Robert Holtzmann (1873–1946) vor, der dort 1902 von Harry Bresslau (1848–1926) habilitiert worden war, an zweiter Stelle den Berliner Privatdozenten Erich Caspar (1879–1935), einen Schüler Paul Scheffer-Boichorsts (1843–1902)³⁹ und mittlerweile Mitarbeiter Kehrs für die *Italia Pontificia*, und an dritter Stelle den Kieler Privatdozenten Fritz Kern (1884–1950), einen Schüler des renommierten Hilfswissenschaftlers Michael Tangl (1861–1921).⁴⁰ Alle drei Kandidaten kamen entweder aus dem Umkreis der *Monumenta Germaniae historica*⁴¹ oder aus dem Mitarbeiterkreis Kehrs. Von der Berücksichtigung mehrerer Ordinarien hatte man schon in der ersten Sitzung, dabei einer Bitte des Hessischen Innenministeriums folgend, aus finanziellen Gründen abgesehen.⁴²

Hallers Favorit war eigentlich der von ihm überaus geschätzte Fedor Schneider (1879–1932),⁴³ der in Rom am Preußischen Historischen Institut seit 1904 als Mitarbeiter Kehrs beeindruckende Arbeiten insbesondere zur mittelalterlichen italienischen Sozial- und Verfassungsgeschichte vorgelegt hatte.⁴⁴ Haller scheiterte aber mit seinem Versuch,⁴⁵ diesen an erster Stelle auf die Liste zu setzen, weil Schneider,

39 Scheffer-Boichorst, zu Anfang seiner Karriere Mitarbeiter der *Monumenta Germaniae historica*, deren Zentralkommission er später angehörte, war über Gießen (1875) und Straßburg (1876) 1890 als Ordinarius nach Berlin gekommen (1890), wo er eine reiche akademische Tätigkeit entfaltete und überaus zahlreiche Schüler promoviert hat.

40 Tangl, der aus Kärnten stammte, bekleidete seit 1900 in Berlin einen Lehrstuhl für Historische Hilfswissenschaften und mittelalterliche Geschichte. Er war Mitglied der Zentralkommission der *Monumenta*, wo er die Abteilung „*Epistolae*“ leitete.

41 Harry Bresslau, im Rahmen der *Monumenta* einer der führenden Urkundenherausgeber, gehörte seit 1888 deren Zentralkommission an. Auch Robert Holtzmann, der vor allem durch seine „*Geschichte der sächsischen Kaiserzeit*“, den „*Wattenbach-Holtzmann*“ und seine Edition der *Chronik Thietmars von Merseburg* ein bleibendes Andenken genießt, war seit 1897 Mitarbeiter der *Monumenta*.

42 Darauf weist Haller in seinem Vortrag vor der Fakultät am 17. Mai ausdrücklich hin (fol. 11A). Im Protokoll der Ausschusssitzung vom 30. April heißt es dazu: „Von den in Betracht kommenden Ordinarien wird abgesehen, da sie einerseits sehr hohe Ansprüche stellen, andererseits diese Ausgaben nicht rechtfertigen würden“ (fol. 38A).

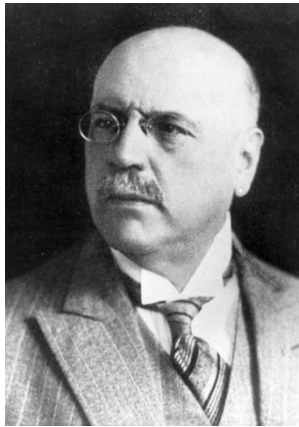
43 Ursprünglich auch er ein Schüler Tangls.

44 Seine Studien zur Toskana im frühen und hohen Mittelalter und verwandte Arbeiten sind noch 1974 nachgedruckt worden. 1923 erhielt Schneider ein Ordinariat in Frankfurt a. M., wo er seit 1914 als Privatdozent tätig war. Mit seinem frühen Tod 1932 im Alter von nur 52 Jahren verlor die deutsche Mediävistik „einen Gelehrten von bedeutendem Rang“: so Friedrich Baethgen in seinem ausführlichen Nachruf in der *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 25 (1932) S. 401–409, hier S. 401.

45 In der zweiten Sitzung des Berufungsausschusses am 8. Mai; vgl. den Bericht Laqueurs, fol. 154A.

dessen wissenschaftliche Leistungen von der Kommission ausdrücklich anerkannt wurden,⁴⁶ noch keine Lehrerfahrung hatte.⁴⁷

Mit Robert Holtzmann als Nachfolger scheint Haller ersatzweise durchaus einverstanden gewesen zu sein, hatte er doch schon frühzeitig dessen Berücksichtigung ins Auge gefaßt: Am 12. April 1913 bat er seinen Straßburger Kollegen Harry Bresslau, ihm eine Beurteilung über Holtzmanns Dozententätigkeit zukommen zu lassen, um „durch ein nachdrückliches Urteil“ zu dessen Gunsten „die Bedenken aufheben zu können, die von anderer Seite auf Grund seiner veröffentlichten Arbeiten gegen ihn geltend gemacht werden“.⁴⁸ Offensichtlich hatte es schon vor der formellen Ernennung der Berufungskommission (am 22. April) unter den in erster Linie betroffenen Fakultätsmitgliedern Gespräche über die möglichen Kandidaten gegeben, und anscheinend war es schon damals Roloff gewesen, der Bedenken gegen Holtzmann geäußert hatte.



*Abb. 5: Robert Holtzmann (1873–1946), Mediävist
(Vorlage: UAG Bildarchiv)*

46 Vgl. den von Haller verfassten Bericht des Ausschusses vor der Fakultät vom 17. Mai, hier fol. 11–12.

47 An Kehr in Rom schrieb Haller am 25. Mai 1913, nachdem die Fakultät am 21. Mai die Vorschlagsliste der Kommission einstimmig gebilligt hatte: „Die Würfel sind gefallen, natürlich nicht so, wie ich am liebsten gewünscht hätte. [...] Ich habe 1° Schneider beantragt, bin aber damit auf keinerlei Gegenliebe gestoßen. Man stellte sich auf den grundsätzlichen Standpunkt, daß ohne Lehrerfahrung keine Berufung möglich sei“: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA) VI, HA NL Kehr, Nr. 15; vgl. den vollständigen Text des Briefes im Anhang. In seinem Schreiben an Albert Brackmann äußerte Haller am 31. Mai 1913, dass er die Gründe, die zur Ablehnung Schneiders geführt hatten, „versteh“ (Haller, Briefe, Nr. 140, hier S. 287). Zu Brackmann vgl. im Folgenden.

48 Haller, Briefe, Nr. 137. Auch in dem im Anhang edierten Schreiben an Kehr äußert sich Haller anerkennend über Holtzmann, für den eine „erstaunliche Vielseitigkeit spräche [sowie] der langjährige Erfolg seiner Vorlesungen, die von den Straßburger Studenten ganz besonders geschätzt werden. Schließlich auch das Gewicht der Persönlichkeit: er wirkt unstreitig stärker als Brackmann“.



*Abb. 6: Albert Brackmann (1871–1952), Mediävist und Hilfswissenschaftler.
Foto vor 1930 (Vorlage: Wikipedia)*

Zur Nichtberücksichtigung des ursprünglich gleichfalls in die engere Wahl genommenen Albert Brackmann (1871–1952), der 1905 in Marburg die freigewordene Stelle Hallers als a.o. Professor angetreten hatte und im Rahmen von Kehrs „Papsturkundenwerk“ die Germania Pontificia leitete, wurde im Protokoll der Ausschusssitzung vom 17. Mai ausdrücklich vermerkt: „Es wird einstimmig beschlossen, von der Candidatur des Herrn Brackmann abzusehen wegen der Enge des Arbeits- und Vorlesungsgebietes“.⁴⁹

Auf ihrer Sitzung vom 21. Mai 1913 hat die Fakultät die Vorschlagsliste der Kommission einstimmig „und ohne Debatte“ gebilligt.⁵⁰ Das übliche Besetzungsverfahren schien jetzt auf ein rasches Ende zuzusteuern. Schon einen Tag später lag das Fakultätsvotum dem Rektor der Universität vor, der den schon seit 1886 in Gießen wirkenden Theologen Gustav Krüger (1862–1940)⁵¹ zum Berichterstatter

49 UAG PrA Phil. 13, fol. 38B. – Auch die Nichtberücksichtigung Brackmanns kommentierte Haller in dem im Anhang edierten Brief an Kehr: „Die Waage hat lange geschwankt zwischen Holtz- oder Brackmann. Zuletzt gab den Ausschlag, daß 1) Br. außer Hilfswissenschaften noch so gut wie nichts gelesen hat u. seine Arbeiten über 1250 garnicht hinausblicken, ja eigentlich nicht einmal so weit; und daß 2) Briefe von Ohrenzeugen sich nicht unbedingt lobend über die Art aussprachen, wie er den Stoff im Kolleg darbietet [...]“

50 Fol. 37B.

51 Heinrich Steitz, Gustav Krüger (1862–1940) / Theologe und Kirchenhistoriker, in: Gießener Gelehrte ..., Teil 2, S. 550–565. Krüger, der häufig der theologischen Fakultät als Dekan vorstand und zweimal auch das Amt des Rektors bekleidete, hatte 1891 den Lehrstuhl

für den Gesamtsenat bestellte.⁵² Krüger hat umgehend den für den Senat bestimmten Vortrag, in welchem er dem Votum der Fakultät zustimmte, verfasst und sofort an den Ko-Referenten, den Juristen Gerhard Alexander Leist (1862–1918), weitergeleitet.⁵³



Abb. 7: Gustav Krüger (1862–1940), Theologe, hier im Rektorenornat
(Vorlage: UAG Bildarchiv)

Dann trat aber eine überraschende Wende ein: Am 26. Mai erreichte Krüger ein Schreiben des Ausschussmitglieds Gustav Roloff vom Vortrag, das ihn umgehend veranlasste, seinen Senatsvortrag „zurückzuziehen“. Zur Begründung führte Krüger in seinem neu erstellten Vortrag für den Senat am 27. Mai an, dass er der Mitteilung Roloffs entnehmen musste,

daß es zum mindesten fraglich ist, ob die vom Ausschuss für die Weglassung Brackmanns angegebene Begründung [...] als zutreffend betrachtet werden kann. Ich hielt es für meine Pflicht, darüber weitere Erkundigungen einzuziehen. Ein Brief des Marburger Rechtshistorikers Heymann,⁵⁴ den ich zu den Akten gebe, bestärkte mich in meinen Bedenken. Ich bin aber nicht in der Lage, von mir aus eine Änderung der Liste durch den Gesamtsenat zu beantragen. Es

seines Lehrers Adolf von Harnack übernommen, der von 1879 bis 1886 der Fakultät als Ordinarius angehört hatte. Zu Harnack vgl. schon oben Anm. 27.

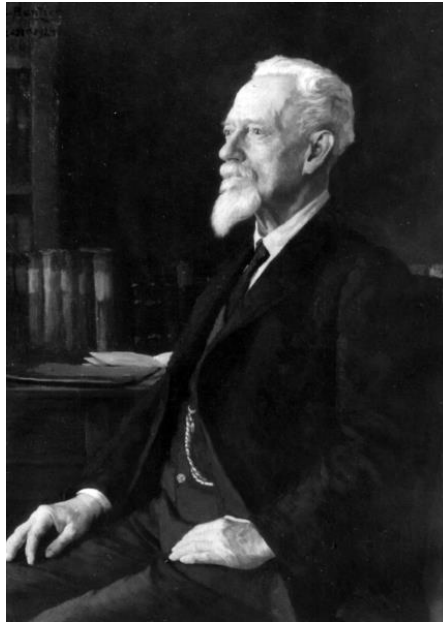
52 Erwähnt von Krüger in seinem Vortrag für den Gesamtsenat vom 27. Mai (fol. 8, Fortsetzung fol. 21).

53 Ebd. – Leist lehrte seit 1895 in Gießen.

54 Ernst Heymann (1870–1946) sollte bald zu den angesehensten deutschen Rechtswissenschaftlern zählen.

*bleibt mir somit nur übrig, dem Gesamtsenat die Zurückverweisung der Anträge an die philosophische Fakultät zu empfehlen.*⁵⁵

Entscheidend für die weitere Eskalation wurde es, dass es Roloff gelang, Otto Behaghel, den „Ziehvater“ Hallers 1904, umgehend auf seine Seite zu ziehen. Schon am 28. Mai führte Behaghel in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Berufungskommission in einem Schreiben an den Dekan aus, dass „in der Angelegenheit der historischen Professur [...] Tatsachen bekannt geworden [seien], die einem Teil der Ausschussmitglieder als neu und erheblich erschienen“ (womit er außer Roloff sich selbst meinte), weswegen er beantragte, von der „Landesuniversität“ die Rückgabe der Akten „zu nochmaliger Erwägung“ zu veranlassen.⁵⁶



*Abb. 8: Otto Behaghel (1854–1936), Germanist
(Vorlage: UAG Bildarchiv)*

Der ungewöhnliche und folgenreiche Antrag Behaghels, der die philosophische Fakultät von vornherein in einem schlechten Licht erscheinen ließ, war der Startschuss für ein wochenlanges ermüdendes Tauziehen, in dem noch einmal das ganze Verfahren aufgerollt wurde und zahlreiche auswärtige, darunter mehrere

⁵⁵ Fol. 8B u. 21A, unterschrieben am 28. Mai auch vom Ko-Referenten Leist.

⁵⁶ Fol. 43.

Marburger Empfehlungsschreiben für Brackmann,⁵⁷ gewürdigt werden mussten.⁵⁸ Gustav Roloff hatte mit seinem Schreiben an Krüger den Stein nicht nur ins Rollen gebracht, er wurde in der folgenden Auseinandersetzung auch zum entscheidenden Kontrahenten Hallers.

Offensichtlich war das Verhältnis zwischen Haller und Roloff, dessen einstimmige Berufung nach Gießen 1909 Haller als Vorsitzender des Berufungsausschusses noch mitgetragen hatte, unterdessen stark belastet.⁵⁹ Dafür spricht ganz entschieden, dass Haller in seinem schon genannten Brief vom 25. Mai an Kehr als Begründung für seine Unterstützung Holtzmanns unter anderem anführte, „daß neben der Null [gemeint ist Roloff] vor allem ein vielseitiger, imponierender Mann hierher gehörte“. Und weiter: „Wenn es so weit ist, daß bei der Erinnerungsfeier für 1813 ein Theologe [Eck] die Rede hält,⁶⁰ weil der neuere Historiker

57 Sie waren zum Teil von Krüger eingeholt worden (der Entwurf seines Schreibens an den Theologen und Kirchenhistoriker Carl Mirbt [1860–1929], der 1912 von Marburg nach Göttingen gewechselt war, findet sich in den Akten: fol. 65), zum Teil aber auch aus eigenem Antrieb nach Gießen geschickt worden. Körte nannte in seinem Vortrag vor der philosophischen Fakultät vom 31. Mai im Einzelnen (fol. 19A) neben Carl Mirbt noch den schon genannten Juristen Ernst Heymann, den Historiker Wilhelm Busch (1861–1929) und den Romanisten Eduard Wechssler (1869–1949) – alle drei Marburger Kollegen Brackmanns –, ferner einen Gymnasialprofessor aus Wiesbaden namens Lohr, der nach einem Marburger Hinweis unaufgefordert an den seit 1907 in Gießen der philosophischen Fakultät angehörenden Altphilologen Otto Immisch (1862–1936) in dieser Sache geschrieben hatte. Lohr über einen von Brackmann geleiteten Marburger Ferienkurs über „Neue Methoden der Geschichtsforschung“: „Wir waren [...] alle sehr befriedigt und außerordentlich dankbar für das, was er uns gab“ (fol. 88). Alle Schreiben wurden zu den Akten genommen.

58 Hinzu kamen zahlreiche Schreiben diverser auswärtiger Historiker, die von Haller und Laqueur, den Gegenspielern Roloffs und Behaghels, zugunsten von Holtzmann eingeholt worden waren, aus denen sie zwar zitierten (vgl. unten), die aber nicht in den Akten erscheinen.

59 In der oben Anm. 15 aufgeführten, von offenkundiger Sympathie geprägten Kurzbiographie Roloffs durch Volker Press wird weder Roloffs Streit mit Haller 1913 noch sein 1941 gescheiterter Versuch erwähnt, die „Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft“, die von Hitler verliehen wurde, zu erhalten. Was Press ebd., S. 765, über die „charakteristische Handschrift“ des „dynamischen“, den Berufungsausschuss „dominierenden“ Haller schreibt, ist in der Akte nicht nachzuvollziehen (UAG PrA Phil. 23). Die Protokolle der Ausschusssitzungen hat der Anglist Wilhelm Horn (1876–1952) geschrieben. Von Hallers Hand stammen nur zwei kurze Einladungen zu den Sitzungen. Der Ausschussbericht für die Fakultät hat Rachfahl verfasst, der ihn auch in der entscheidenden Fakultätssitzung verlesen hat. Nicht Haller, sondern Behagel (der gar nicht dem Berufungsausschuss angehörte) hat anschließend den Antrag gestellt, Roloff an erster Stelle auf die Liste zu setzen. – Mit Interesse liest man, was Press weiter über Roloff schreibt: In seinen „Publikationen ist Roloff mehr Lehrer als Forscher gewesen. [...] Dabei stand weniger die Arbeit an den Quellen als die Zusammenfassung der Forschung anderer im Mittelpunkt“ (Press, a.a.O., S. 765f.). Die so charakterisierte wissenschaftlichen Ausrichtung Roloffs, die jener Hallers diametral entgegenstand, spricht dafür, dass Haller als Vorsitzender des Berufungsausschusses schon die einstimmige Berufung Roloffs 1909 ohne innere Überzeugung mitgetragen hat.

60 Gemeint ist die Festrede, die der schon genannte Theologe Samuel Eck als Rektor der Universität am 1. Juni 1913 anlässlich der Jahrhundertfeier des Beginns der Befreiungskriege

[Roloff] unbrauchbar ist⁶¹ u. man natürlich nicht den von ihm gehaßten mittelalterlichen [Haller] dazu auffordern kann, dann ist es auch wohl klar, daß ein Spezialforscher, sei er noch so tüchtig [Brackmann], zur Zeit nicht hierher paßt“.⁶² Die Abneigung zwischen Roloff und Haller, wie die wenig freundliche Bemerkung Hallers gegenüber Kehr zeigt, beruhte mittlerweile auf Gegenseitigkeit.

Schon am 31. Mai trat die Fakultät zu einer neuerlichen Sitzung in dieser Angelegenheit zusammen. Der schon genannte Altphilologe Körte war vom Dekan an Hallers Stelle als Berichterstatter benannt worden.⁶³ Er würdigte ausführlich die unterschiedlichen Aspekte des Streites und ließ alle ihm mittlerweile vorliegenden Schreiben verlesen, darunter als erstes die Briefe Roloffs und Krügers, dann aber auch die schon genannten Marburger und auswärtigen Empfehlungsschreiben zugunsten Brackmanns.⁶⁴ Substantielle neue Erkenntnisse konnte er, wie er in seinem Resumee betonte, nicht entdecken. Auch gab er abschließend zu bedenken, dass das Ansehen der Fakultät auf dem Spiel stünde, wenn sie dem Urteil auswärtiger Kollegen folgte.⁶⁵

Mir scheint hier eine Vertrauensfrage gestellt: Will die Fakultät den Urteilen auswärtiger mit unsern Verhältnissen wenig oder gar nicht vertrauter Kollegen und Schulmänner folgen,⁶⁶ oder dem Urteil zweier Kollegen, von denen der eine

gegen Napoleon tatsächlich gehalten hat: Samuel Eck, 1813. Festrede zur Jahrhundertfeier der Stadt und Universität Gießen, Gießen 1913.

61 Dass Roloff als Redner „vielleicht nicht gerade zündend“ war, wurde schon in den Berufsakten betont (Press, Roloff, S. 765).

62 Vgl. den Anhang.

63 Haller war eigentlich wieder als Berichterstatter vorgesehen, er hatte aber den Dekan gebeten, ein anderes Mitglied der Fakultät zu beauftragen, da er sich „außer Stande erklärte, den Bericht zu verfassen“ (so Körte zu Anfang seiner Ausführungen, fol. 17A).

64 Den oben Anm. 57 aufgezählten Schreiben waren unterdessen zwei Briefe des Kieler Theologen Otto Baumgarten (1858–1934), der wegen einer Mitteilung Behaghels von Krüger um Aufklärung gebeten worden war, hinzugekommen (fol. 70–72). Behaghel hatte von dem Marburger Historiker Goswin Freiherr von der Ropp (1850–1919) erfahren, dass der auf der Liste an dritter Stelle aufgeführte Kieler Privatdozent Fritz Kern angeblich „bei einem Kurs für Oberlehrer derart ‘mangelhaftes Dozentengeschick’ gezeigt habe, daß die Lehrer ihr Geld zurückgefordert“ hätten (fol. 66–67). Dazu erklärte Körte in seinem Vortrag vom 31. Mai vor der Fakultät: „Herr Krüger hätte sich diese Mühe [sein Brief an Baumgarten] sparen können, denn der jenem Gerücht zu Grunde liegende Vorfall war dem Fakultätsreferenten [Haller] bekannt. Herr Kern hat vor 2 ½ Jahren im Beginn seiner Dozententätigkeit versucht, nicht vor Oberlehrern sondern vor Arbeitern über Dante zu sprechen und mit diesem kühnen Versuch keinen Erfolg gehabt. Ich kann den Ausdruck des Bedauerns nicht unterdrücken, dass Herr v. d. Ropp ein das Ansehen eines jungen Kollegen so schwer schädigendes Gerücht ohne Prüfung des Sachverhalts weitergegeben hat“ (fol. 96A).

65 Auch Haller weist schon am Anfang seiner Erklärung vom 16. Juni vor der Fakultät auf diesen Aspekt hin, wenn er bezweifelt, ob seine „Stimme noch stark genug ist, die Fakultät von einem Schritte zurückzurufen, der unter allen Umständen eine Schädigung ihres Ansehens [...] bedeuten würde“ (fol. 137B). Vgl. auch die folgende Anm.

66 Haller gibt in seiner Stellungnahme vom 16. Juni zusätzlich zu bedenken, dass „nur ein ganz kleiner Teil der Professoren von Marburg zu Wort gekommen“ sei und dass er „außerdem

[Haller] jede Zeile der Brackmannschen Schriften gelesen hat, alle von ihm angeregten Arbeiten kennt und in ganz Deutschland als einer der ersten Vertreter seines Faches geschätzt wird, der andere [Laqueur] allein von allen Beteiligten Gelegenheit hatte, Herrn Brackmann im Kolleg [Vorlesung] zu hören?⁶⁷ Ich für meine Person kann diese Vertrauensfrage nur zu Gunsten der hiesigen Fachmänner entscheiden, deren einem [Haller] die Ludoviciana für 9 Jahre erfolgreichster Mitarbeit zu danken hat [...].⁶⁸



Abb. 9: Alfred Körte (1866–1946), Altphilologe, Begründer der Gießener Papyrussammlung (Vorlage: UAG Bildarchiv)

Obwohl Körte mit dieser Bemerkung unverhohlen an den Gießener Korpsgeist im allgemeinen und dem der philosophischen Fakultät im Besonderen appellierte, wurde sein Antrag, die Fakultät wolle beschließen, dass sie sich „nach eingehender Würdigung alles neu beigebrachten Materials [...] nicht in der Lage [sähe], ihr am 22. Mai erstattetes Präliminarvotum zu ändern“, ⁶⁹ mit neun gegen acht Stimmen knapp abgelehnt. Der Antrag Behaghels auf Rückgabe der Akten wurde anschließend gegen sechs Stimmen angenommen.⁷⁰ Dann vertagte sich die, wie man

bestimmt weiß, daß keineswegs alle Marburger den Panegyrikus [zugunsten Brackmanns] der Herren Heymann und Wechsler unterschreiben würden“ (fol. 139B).

67 Laqueur, der Brackmann nicht persönlich kannte, hatte auf Bitten Hallers (fol. 139A) anonym eine Kollegstunde Brackmanns besucht, von der er „enttäuscht“ war (so Laqueur im Rahmen seiner Erklärung vor der Fakultät am 18. Juni, fol. 153B).

68 Fol. 20B.

69 Fol. 20B.

70 Protokollauszüge vom 31. Mai fol. 107A.

schon jetzt sagen muss, heillos zerstrittene, in zwei etwa gleichgroße Lager gespaltene Fakultät.

Haller gab gleich zu Beginn der nächsten Fakultätssitzung am 4. Juni eine persönliche Erklärung zu Protokoll, in der er begründete, warum er sich nicht mehr zu den Personalien um seine Nachfolge äußern wollte:

*Es sind seit dem Beschlusse der Fakultät vom 21. Mai so starke und für mich persönlich von so peinlichen Folgen begleitete Indiskretionen von Mitgliedern der Fakultät gegenüber Mitgliedern einer Nachbaruniversität [Marburg] begangen worden, daß ich es ablehnen muß, über die für meine Nachfolge in Betracht kommenden Personen sei es in der Fakultät selbst, sei es im Ausschuß noch ein Wort zu äußern.*⁷¹

Körte, der in der Sitzung abermals zum Berichterstatter bestellt wurde, hielt an seinem Antrag vom 31. Mai fest, die Liste unverändert an den Senat weiterzuleiten.⁷² Den Kritikern einer missverständlichen Passage in dem ursprünglichen Ausschussbericht, der unterdessen, wie Körte betonte, nur noch als Stellungnahme Hallers und Laqueurs zu werten sei,⁷³ kam er entgegen, indem er anregte, Haller und Laqueur sollten den Bericht, um jedes Missverständnis auszuschließen, nachträglich ergänzen und die Nichtberücksichtigung Brackmanns ausführlicher begründen. Der von Roloff und Behaghel vorgelegte Gegenantrag lautete: „1) die Vorschlagsliste für die Wiederbesetzung für Geschichte zu ergänzen durch Dr. Albr. Brackmann, a.o. Prof. in Marburg 2) Herrn Brackmann an erster Stelle in Vorschlag zu bringen“.⁷⁴ Nach mehrstündiger Debatte wurde, ohne dass es zur Abstimmung gekommen wäre, ein Antrag auf Vertagung der Sitzung mit knapper Mehrheit angenommen.⁷⁵

Die entscheidende dritte Sitzung fand am 18. Juni statt. Roloff und Behaghel hatten unterdessen ihren Antrag auf Änderung der Liste zugunsten Brackmanns in einer ausführlichen, von Roloff verfassten Stellungnahme begründet.⁷⁶ Diese war vom Dekan an Haller und Laqueur sowie an Körte weitergereicht worden, „um ihnen Gelegenheit zu geben, sich dazu schriftlich zu äußern“.⁷⁷

Haller und Laqueur hatten unterdessen die monierte missverständliche Passage in dem von Haller verfassten Bericht vor der Fakultät vom 17. Mai korrigiert und der Fakultät am 15. Juni mitgeteilt:

71 Fol. 103A.

72 Fol. 101–102.

73 Der am 21. Mai vor der Fakultät verlesene Bericht war ja auch von Roloff und Behaghel unterzeichnet worden, die, wie es Körte formulierte, „jetzt nicht mehr gewillt sind, ihre Namensunterschrift aufrecht zu erhalten“ (fol. 101B).

74 Fol. 106A.

75 Protokollauszüge fol. 107B.

76 Fol. 108A–127A (auf den 8. Juni datiert), der Antrag selbst fol. 112.

77 So im Schreiben des Dekans an die Mitglieder der Fakultät vom 10. Juni, in dem er auch mitteilt, dass vor der auf den 18. Juni anberaumten Sitzung „das ganze Aktenmaterial [...] auf der Kanzlei den Mitgliedern zur Verfügung stehen“ wird (fol. 132A).

*Ausgehend von dem Grundsatz, dass die Aufgaben der zu besetzenden Stelle neben andern Eigenschaften vorzugsweise die Vereinigung strenger Schule mit nicht zu engem wissenschaftlichem Gesichtskreis und tüchtiger Lehrbefähigung erfordern, konnten wir eine Anzahl von Historikern von vornherein ausschließen die auf ihrem Gebiet Ausgezeichnetes leisten, deren Arbeitsfeld aber für unsere Bedürfnisse zu klein **oder** deren Wirkung auf den Schülerkreis nicht ganz zweifelsfrei war. [...] Auch den a.o. Professor **Albert Brackmann in Marburg, der durch ausgezeichnete menschliche und Gelehrten-eigenschaften in mancher Hinsicht empfohlen wurde**, von der Vorschlagsliste auszuschließen, ist uns nicht leicht gefallen. Doch konnten wir uns nach eingehender Prüfung der Tatsache nicht verschließen, dass seine selbständigen Arbeiten, bei allem bleibenden Wert, der ihnen zukommt, und ebenso seine Vorlesungen in neunjähriger akademischer Wirksamkeit kaum irgendwo das Gebiet des früheren Mittelalters und der Urkundenforschung verlassen haben.*⁷⁸

Die ursprüngliche, von den Befürwortern Brackmanns in der Fakultät kritisierte Version des Berichts, die am 17. Mai noch von allen Ausschussmitgliedern (also auch von Roloff und Behaghel) unterzeichnet worden war, hatte gelautet:

*[...] konnten wir eine Anzahl von Historikern von vornherein ausschließen die auf ihrem Gebiet Ausgezeichnetes leisten, deren Arbeitsfeld aber für unsere Bedürfnisse zu klein **und** deren Wirkung auf den Schülerkreis nicht ganz zweifelsfrei war. [...] **Dieser Gruppe auch den a.o. Professor Albert Brackmann in Marburg beizuzählen, der durch ausgezeichnete menschliche und Gelehrten-eigenschaften in mancher Hinsicht empfohlen wurde, ist uns nicht leicht gefallen** [...].*⁷⁹

In ihrem Schreiben vom 15. Juni, in dem Haller und Laqueur die korrigierte Fassung der Fakultät mitteilten, erklärten sie ausdrücklich, dass es nicht ihre Absicht gewesen sei, „die Lehrbefähigung des Hn. Brackmann in dem Bericht in Zweifel zu ziehen, und daß es nur der Eile zuzuschreiben ist, in der der Bericht fertig gestellt werden mußte, wenn seine Ausdrucksweise dies nicht vollkommen ausschließt“.⁸⁰

Als erstes trug Körte als Berichterstatter in der entscheidenden Sitzung am 18. Juni die von Behaghel mitunterzeichnete Stellungnahme Roloffs vor. Dieser hat sich im Wesentlichen darauf beschränkt, Brackmann, von dem er nur Günstiges zu berichten weiß, als den für Gießen geeigneteren Historiker herauszustellen, wäh-

⁷⁸ Fol. 10–11 (maschinenschriftliche Abschrift, in die die Korrekturen handschriftlich eingetragen sind).

⁷⁹ Die handschriftliche Version des von Haller verfassten Berichts bietet noch diese unkorrigierte Fassung (fol. 39A).

⁸⁰ Fol. 136.

rend er an Holtzmann, zumal an dessen Veröffentlichungen, kaum ein gutes Haar lässt.⁸¹

Laqueur weist in seiner anschließend verlesenen umfangreichen Stellungnahme die verzerrende Einseitigkeit und sachlichen Fehler im Votum Roloffs detailliert zurück.⁸² Zusammenfassend betont er, dass er

*je länger, um so mehr [...] davon überzeugt [sei], daß Brackmann seiner ganzen Veranlagung nach nicht für unsere Stelle paßt. Nicht allein Herr Haller ist dieser Ansicht, sondern die Mehrzahl der von uns gefragten Autoritäten entschied in demselben Sinne: Brackmanns Gebiet ist zu beschränkt.*⁸³

Für die Richtigkeit dieser Auffassung zitiert er aus dem Brief des namhaften Freiburger Historikers Georg von Below (1858–1927)⁸⁴ die folgende einschlägige Passage:

*Jedenfalls, man muß sehr viel Mut haben, wenn man eine allgemeinesgeschichtliche Professur mit Brackmann, der sich bisher wesentlich nur auf dem Gebiet der Hilfswissenschaften bewegt hat, besetzen will.*⁸⁵

Eine vorbehaltlose Wertung der zugunsten Brackmanns abgegebenen Marburger Stimmen will Laqueur schon deshalb nicht anerkennen, weil ihre Einholung den bewährten, gegenüber allen anderen Kandidaten befolgten Grundsatz verletzt

81 Charakteristisch für Stil und Tenor ist etwa folgende Passage: „Holtzmann wie Brackmann sind fleißige und fruchtbare Schriftsteller, aber schon rein formal scheint mir Brackmann höher zu stehen. Seine Arbeiten zeichnen sich durch größere Knappheit und Präzision sowie lebendigere Anschaulichkeit aus. Holtzmann schreibt immer breit“ (fol. 119). Dem Vorwurf der „Breite“ widerspricht Haller in seiner Stellungnahme ganz energisch, indem er u.a. den Tübinger Neuzeitlehrer Adalbert Wahl (1871–1957) zitiert: „Er (Holtzmann) hat viel an sich gearbeitet; früher neigte er zur Breite in der Darstellung; das hat er ganz abgestreift“ (fol. 143A).

82 Fol. 149–158.

83 Fol. 155B. Namentlich erwähnt Laqueur unter den „Autoritäten“ Friedrich Meinecke (1862–1954), Erich Marcks (1861–1938), Adalbert Wahl, Walter Goetz (1867–1958) und Karl Hampe (1869–1936) (fol. 155–156). – Der damals noch in Freiburg lehrende Friedrich Meinecke, der 1914 nach Berlin wechselte, galt bald als führender Repräsentant der deutschen Geschichtswissenschaft. – Der 1913 von Hamburg nach München wechselnde Erich Marcks war seit 1910 neben Meinecke, mit dem er befreundet war, Mitherausgeber der Historischen Zeitschrift. Beide erhielten 1922 den offiziellen Titel „Historiograph des preußischen Staates“. – Walter Goetz, der Nachfolger Georg von Belows in Tübingen (seit 1905), war 1913 nach Straßburg gewechselt (wodurch er den Tübinger Lehrstuhl für Haller freigemacht hatte, vgl. oben Anm. 33), ehe er 1915 Karl Lamprecht auf dem Lehrstuhl für Kultur- und Universalgeschichte in Leipzig folgen sollte. – Karl Hampe (1869–1936), der seit 1903 in Heidelberg tätig war, galt als einer der führenden Mediävisten. – Zu Adalbert Wahl siehe schon Anm. 79.

84 Georg von Below, einer der profiliertesten deutschen Verfassungs- und Wirtschaftshistoriker, hatte zu Beginn seiner Karriere für wenige Jahre in Marburg einen Lehrstuhl inne (1897–1901). Seit 1910 war Mitherausgeber der Historischen Zeitschrift.

85 Fol. 156A.

habe, „daß man die nächsten Kollegen nicht um Rat fragt“.⁸⁶ Über Holtzmann äußert er:

Holtzmann, über dessen Person ich mir wohl ein Urteil erlauben darf,⁸⁷ ist ein Mensch, dessen tiefere Eigenschaften sich nicht dem ersten Blicke kundgeben. Zwar macht ihn seine humorvolle Art, die ihn im Verkehr auszeichnet, sofort allgemein beliebt. Aber nur wer weiß, daß dieser Humor der Ausdruck eines goldenen Gemütes ist, welches sich z. B. in der Sorge um seine Studenten, die innig an ihm hängen, manchmal in rührender Weise offenbart, wird ihm in Wahrheit gerecht. Auch seine sonstigen vielseitigen Interessen drängen sich im Verkehr nicht auf, wie Holtzmann überhaupt das Gegenteil eines Blenders ist und innerlich mehr enthält, als er nach außen zeigt.⁸⁸



*Abb. 10: Richard Laqueur (1881–1959), Althistoriker
(Vorlage: UAG Bildarchiv)*

Zum Schluss seiner Ausführungen würdigt Laqueur Hallers zu Ende gehende Tätigkeit in Gießen ausgesprochen positiv, indem er mit Nachdruck betont, dass die Fakultät unter den Reihen der zur Verfügung stehenden Bewerber „einen vollen Ersatz für den scheidenden Kollegen nicht erhalten“ werde:

⁸⁶ Fol. 156B.

⁸⁷ Die beiden kannten sich aus gemeinsamer Straßburger Zeit. Der in Straßburg geborene Laqueur war dort 1904 promoviert worden; 1909 wurde er in Straßburg a.o. und 1912, kurz vor seinem Wechsel nach Gießen, ord. Professor. Holtzmann hatte sich 1902 in Straßburg habilitiert, wo er anschließend bis zu seiner Gießener Berufung als Privatdozent lehrte.

⁸⁸ Fol. 157B.

*Aber daran ist nicht der Ausschuss schuld, auch nicht die Reihe der Forscher, die wir in Erwägung ziehen konnten, sondern letzten Endes ist diese Tatsache bedingt durch die Größe des Verlustes, den Universität und Facultät in gleicher Weise zu Endes dieses Semesters erfahren sollen.*⁸⁹

Hallers sich anschließende umfangreiche Erklärung, mit der er sein zuvor selbst auferlegtes Schweigen in Sachen Holtzmann aufgibt,⁹⁰ ist eine stilistische Meisterleistung, die seiner rhetorischen Begabung, von der viele seiner Schüler berichtet haben,⁹¹ das beste Zeugnis ausstellt. Schon, dass er im Unterschied zu Roloff darauf verzichtet, noch einmal ausführlich die „Personenfrage“ zu erörtern,⁹² ist ein geschickter Schachzug, vermeidet er es doch auf diese Weise, in die für Roloffs Votum weithin charakteristische Schwarzweißmalerei abzugleiten, die dessen Äußerungen so unvoreteilhaft erscheinen lassen.

Haller redet Brackmann, den er, wie er schon einleitend klarstellt, persönlich sehr schätzt,⁹³ nicht schlecht, sondern, positiv gewendet, er korrigiert das „so ungerechte, maßlose und gehässige Urteil über einen jüngeren, ehrlich und tüchtig strebenden Fachgenossen“, nämlich Holtzmann, zu dem sich Roloff „hat hinreißen lassen.“⁹⁴ Roloffs von Behaghel mitunterzeichnetes Votum trage nämlich mit dem Urteil über Holtzmann, „das in seiner Einseitigkeit nicht mehr weit von Verunglimpfung entfernt“ sei,⁹⁵

89 Fol. 158A.

90 Fol. 137–148. Eingangs betont er, dass es ihn „Überwindung koste“, sich zum Antrag der Herren Roloff und Behaghel zu äußern.

91 Noch der langjährige Präsident der Monumenta Germaniae historica, Horst Fuhrmann, selbst ein ausgezeichnete Redner, wies unter der Überschrift: „Das Erlebnis Johannes Haller“, auf die Faszination hin, die von Hallers Sprachstil ausging: „Was er sagte, gewann musikalischen Klang“. Seinen Zuhörern „imponierte sein im baltischen Idiom vorgetragener Darstellungsstil, dessen Sprachmelodie sicherlich auch etwas Klangästhetisches hatte. Man mag eine beliebige Untersuchung Hallers vornehmen und lese sie laut vor: Sie klingt mit ihren Höhen und Kadenzen ungeachtet des vielleicht strohtrockenen Gegenstandes“. Und Fuhrmann weiter: „Hinzu trat die unerbittlich schonungslose und stets mit Polemik gewürzte Kritik, dies alles mochte jede Vorlesung Hallers zu einem Erlebnis werden lassen“ (Horst Fuhrmann, Menschen und Meriten. Eine persönliche Portraitalerie, München 2001, S. 291f.).

92 „Was ich über die Personenfrage zu sagen weiß, habe ich im Ausschuß eingehend vorgetragen, und ich empfinde es als wahrhaft bemügend [= unerfreulich], die gleichen Dinge immer wiederholen zu müssen, wie es auch für die Fakultät nur bemügend sein kann, Erörterungen anzuhören, die nach ihrer Natur garnicht vor die Fakultät, sondern in einen Ausschuß gehören“ (fol. 137A).

93 Schon zu Beginn seiner Ausführungen betont er, wie schwer es ihm „aus persönlichen Gründen geworden ist, Brackmann als meinen Nachfolger überhaupt nicht vorzuschlagen, wie stark also die sachlichen Gründe sein müssen, die mich zu diesem Verzicht bewegen“ (fol. 138A). Auch in seinem im Anhang edierten Brief an Kehr bekennt er, wie schwer es ihm gefallen sei, „Brackmann aufzugeben“. Brackmann selbst bittet er in seinem Schreiben vom 31. Mai, „nach wie vor an die ganz besondere Wertschätzung und Hochachtung zu glauben“, die er ihm gegenüber empfindet (Haller, Briefe, Nr. 140, hier S. 288).

94 Fol. 142B–143A.

95 Fol. 137B.

*den Stempel der Misgunst ganz offen zur Schau! Es ist ein wissenschaftliches Todesurteil, und ich suche vergeblich nach einer Erklärung dafür, wie dieselben Herren, die jetzt so über Holtzmann den Stab brechen, ihn noch vor 3 1/2 Wochen an erster Stelle zur Berufung empfehlen und eine ganz entgegengesetzt lautende Charakteristik mit ihrer Unterschrift versehen konnten.*⁹⁶

Gegen Schluss seiner Ausführungen lässt auch Haller wie zuvor schon Laqueur die Stimmen namhafter Historiker zu Wort kommen, die sich zu Werk und Person Holtzmanns positiv geäußert haben:

*Wenn auf der einen Seite H. Roloff steht, und auf der andern Namen wie Schreuer,⁹⁷ Meinecke⁹⁸ und Marcks⁹⁹ – um nur die klangvollsten zu nennen, wenn sie alle in verschiedenen Wendungen das gleiche Urteil über Holtzmann und sein Hauptwerk fällen,¹⁰⁰ wenn mir der Altmeister Moritz Ritter¹⁰¹ schon vor Wochen schrieb, ihm scheine Holtzmann eines Ordinariates durchaus würdig; wenn Meinecke sagt, daß man diesem so ernsten, gründlichen, gelehrten und klugen Forscher eine Berufung nur dringend wünschen könnte, und Karl Hampe¹⁰² ihn einen Gelehrten nennt, der nach seinen Leistungen sicherlich ein Ordinariat schon seit längerer Zeit verdient hat, dann hoffe ich, die Fakultät wird mein Urteil wol als ausreichend begründet ansehen.*¹⁰³

Die letzten Sätze Hallers, mit denen er eindringlich Holtzmann als seinen Nachfolger empfiehlt, stellen zugleich ein Abschiedswort an Gießen dar:

Die Fakultät wird mir erlassen, zu beteuern, daß ich in dieser Sache mich von keiner persönlichen Voreingenommenheit leiten lasse, daß ich einzig u. allein mir die Frage vorlege: wer ist unter den gegebenen Umständen der Geeignteste, das Werk fortzusetzen, das ich einst mit Lust und Liebe begann, das ich 9 Jahre in Händen haben durfte und nun in andere Hände übergeben lasse, nicht ohne Dankbarkeit für den reichen Gewinn, nicht ohne Dankbarkeit auch für die oft unverdiente Anerkennung, die es mir selbst gebracht hat. Wie ich mir diese Frage nach langer, gründlicher und gewissenhafter Prüfung beantwortet habe, ist der Fakultät bekannt; ich kann daran nichts ändern, nicht ein Wort davon zurücknehmen. Wenn man sich nicht dazu entschließen kann, den zweifellos Begabtesten unter den jüngeren Vertretern meines Faches zu berufen [Fedor Schnei-

96 Fol. 142B.

97 Der aus Böhmen stammende Rechtshistoriker Hans Schreuer (1866–1931) wirkte seit 1908 in Bonn.

98 Friedrich Meinecke; siehe oben Anm. 83.

99 Erich Marcks; siehe Anm. 83.

100 Robert Holtzmann, *Französische Verfassungsgeschichte von der Mitte des neunten Jahrhunderts bis zur Revolution*, München 1910 (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, hg. v. Georg von Below). Das Werk ist noch 1965 nachgedruckt worden.

101 Der 1911 in Bonn emeritierte Moritz Ritter (1840–1923) war seit 1908 Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, für die er zuvor schon eine reiche Tätigkeit entfaltet hatte.

102 Vgl. oben Anm. 83.

103 Fol. 148.

der], in der Erwartung, daß er als Lehrer halten wird, was der Forscher verspricht – ein Bedenken, das ich nicht teile, aber vollauf zu würdigen weiß; dann ist mir niemand bekannt, zu dessen Berufung ich mit größerer Zuversicht raten könnte, als Robert Holtzmann. Ein solider, gewissenhafter und arbeitskräftiger Forscher; ein umfassend und gründlich gebildeter Gelehrter; eine kluge, feste und eindrucksvolle Persönlichkeit; ein reifer Mann, der den jungen Leuten Lehrer und Berater sein und ihr Vertrauen gewinnen kann – das sind die Eigenschaften, die die zu besetzende Stelle erfordert, und sie besitzt Robert Holtzmann. Darum erscheint er mir als der rechte Mann am rechten Platz, Haller.¹⁰⁴

Alle drei Stellungnahmen hatte der die Sitzung leitende Körte verlesen lassen. In seinem eigenen relativ kurzen Vortrag¹⁰⁵ bekräftigt er die Auffassung, dass die „eifrigen Bemühungen der Marburger Fachmänner und Nichtfachmänner, unsere Fakultät von wohlwogenen Beschlüssen abzubringen“, keine Berücksichtigung verdienen. Mit deutlicher Kritik an den Marburger Kollegen fährt er fort:

*Ich möchte auch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mir jeder Versuch, durch Massenbriefe Beschlüsse einer fremden Fakultät rückgängig zu machen, grundsätzlich zu verwerfen scheint.*¹⁰⁶

Körte schließt mit dem Antrag,

*die Fakultät wolle beschließen, 1) Der Landesuniversität unser Praeliminarvotum vom 21. Mai abermals einzureichen 2) zu seiner Beurteilung auf die gesamten Akten der Fakultät in dieser Angelegenheit zu verweisen.*¹⁰⁷

Die fällige Abstimmung zunächst über den Antrag Roloff–Behaghel, „Herrn Brackmann – Marburg auf die Liste zu setzen“, brachte ein denkbar knappes Ergebnis; er wurde nur, wie es im Protokoll heißt, „mit zehn gegen zehn Stimmen durch Stichentscheid des Dekans abgelehnt“.¹⁰⁸ Die dann folgende Abstimmung über den Antrag Körtes, die ursprüngliche Liste unverändert weiterzureichen, wurde mit deutlicher Mehrheit (15 gegen 4 Stimmen) angenommen.¹⁰⁹ Letztlich war es also nur dem Dekan, dem Orientalisten Friedrich Schwally zu verdanken, dass die Liste mit Holtzmann an der Spitze zum zweiten Mal an den Senat weitergereicht wurde.

Am 4. Juli tagte der Gesamtsenat der Universität, in dem Krüger, der wieder als Senatsberichterstatter fungierte, die umfanglichen Fakultätsakten – zuletzt noch bereichert um ein auf den 21. Juni datiertes Separatvotum Behaghels und Roloffs¹¹⁰ – vorlegte. Das Ergebnis der Abstimmung im Senat, das noch am selben Tag dem Innenministerium in Darmstadt mitgeteilt wurde, ergab eine deutliche Mehrheit

104 Fol. 148B.

105 Fol. 159–161.

106 Fol. 160B.

107 Fol. 161A.

108 Protokollauszüge fol. 162A.

109 Ebd.

110 Fol. 52–55.

für die vorgeschlagene Liste mit Holtzmann an der Spitze, dessen erster Platz mit 32 gegen zwei Stimmen bestätigt wurde.¹¹¹ Schon am 26. Juli verfügte der Großherzog Ernst Ludwig (1868–1937) als regierender Landesherr von Hessen-Darmstadt (seit 1892) per Dekret die Ernennung Holtzmanns zum 1. Oktober 1913, worüber das Innenministerium den Rektor der Gießener Universität am 29. Juli informierte.¹¹²



Abb. 11: Großherzog Ernst Ludwig (1868–1937), Landesherr des Großherzogtums Hessen-Darmstadt (Vorlage: UAG Bildarchiv)

Haller scheint den überaus knappen Ausgang des Verfahrens zu Recht nur als Pyrrhussieg, als sein „häßliches [Gießener] Finale“, wie er Kehr schrieb, gewertet zu haben. Wie er schon in der zitierten Erklärung vom 4. Juni zu Protokoll gegeben hatte, empfand er insbesondere die Indiskretionen, die über die laufende Berufungssache nach Marburg gelangt waren, als überaus ehrenrührig.¹¹³

Mussten sie doch nicht nur dort, in erster Linie natürlich bei Brackmann selbst, sondern auch bei dem einen oder anderen Gießener Kollegen den Eindruck hinterlassen, er habe aus persönlichen Gründen eine Berücksichtigung Brackmanns auf der Liste zu verhindern gewusst.

111 Bericht des Gesamtsenats an das „Großherzogliche Ministerium des Innern“ (fol. 9).

112 Fol. 25A.

113 Oben mit Anm. 71.

Dem dargelegten formalen Ablauf des Streites um die Nachfolge Hallers soll noch der Versuch folgen, das Geschehen näher zu analysieren. Nachdem das ominöse Schreiben Roloffs vom 25. Mai beim Senatsreferenten eingegangen war¹¹⁴ und Behaghel am 28. Mai den Antrag bei der Fakultät gestellt hatte, die Akten vom Senat zurückzufordern,¹¹⁵ hat der Dekan noch am selben Tag zur neuerlichen Fakultätssitzung am 31. Mai eingeladen.¹¹⁶ Einen Tag vor der Fakultätssitzung wandte sich Haller brieflich direkt an Brackmann in Marburg, den er fragte, ob es stimme, wie ihm mitgeteilt worden sei, dass er, Brackmann, einem „hiesigen Kollegen Material zur Beurteilung“ seiner „akademischen Wirksamkeit übergeben“ habe, „mit dem Zweck, eine Abänderung des von der Fakultät gefaßten Beschlusses betreffend die Besetzung meines Lehrstuhls herbeizuführen“.¹¹⁷

Brackmann hat noch am selben Tag geantwortet.¹¹⁸ Über die mögliche Entstehung des Gerüchts, wie er es nannte, führte er aus, dass er am Sonntagmorgen (den 25. Mai) einen Brief aus Gießen erhalten habe „mit der Bitte, ein Verzeichnis der von mir gehaltenen Vorlesungen und Vorträge, meiner wissenschaftlichen Arbeiten und der von mir angeregten Dissertationen einzuschicken“. Das habe er umgehend getan, ohne dabei die Absicht gehabt zu haben, eine Abänderung des Fakultätsvotums herbeiführen zu wollen. Und weiter: „Ich möchte sie dringend bitten, dieses Gerücht im Keime zu ersticken“.¹¹⁹

Haller verlas in der Fakultätssitzung am 31. Mai das Schreiben Brackmanns und ließ es zu den Akten nehmen. Brackmann schrieb er noch am selben Tag einen ausführlichen Brief, in dem er sich für die Antwort bedankte und betonte, dass er „nichts anderes erwartet“ habe, aber, so Haller weiter, „ich mußte fragen, in Ihrem eigenen Interesse, denn das ‚Gerücht‘, wie Sie es nennen, hat schriftliche Form angenommen und spielt bereits eine Rolle in den Akten. Ich freue mich doppelt, daß ich es in der Sitzung, aus der ich eben zurückkehre, vollständig widerlegen konnte“.¹²⁰ Ausführlich hat er anschließend Brackmann über seine Motive informiert, ihn ungeachtet der „hohen Wertschätzung“, die er für ihn hege, nicht auf der Liste zu berücksichtigen, und bot ihm ein persönliches Gespräch in dieser Sache an.¹²¹

Was Brackmann in seinem Brief an Haller verschwiegen hat, konnte Haller dem Schreiben Roloffs vom 25. Mai an Krüger, das in der Sitzung am 31. Mai von Körte

114 Fol. 57–60 (mit Eingangsvermerk zum 26. Mai, 8 Uhr).

115 Fol. 43.

116 Fol. 45A.

117 Haller, Briefe, Nr. 139 (aus dem Nachlass Brackmanns). Ein Entwurf des Schreibens mit einigen Varianten (u.a. „Sehr geehrter“ im Entwurf anstelle von „Sehr verehrter“ im abgesandten Brief) wurde von Haller zu den Akten gegeben (fol. 63–64).

118 Das im Anhang edierte Schreiben Brackmanns findet sich gleichfalls in den Gießener Akten (fol. 62).

119 Fol. 62B; siehe den vollständigen Wortlaut des Briefes im Anhang.

120 Haller, Briefe, Nr. 140, hier S. 286.

121 Haller, Briefe, Nr. 140, hier S. 287.

verlesen wurde, zumindest teilweise entnehmen.¹²² Danach hatte Roloff am 24. Mai Brackmann in Marburg anlässlich einer Sitzung der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck getroffen und bei dieser Gelegenheit von Brackmann erfahren, „daß er bereits über unsere Liste orientiert war.“¹²³ Ebenso wusste er, daß über ihn in der Kommission gesprochen worden war“. Auf die Frage Brackmanns, „ob er erfahren dürfe, weshalb er nicht genannt sei“, nannte Roloff ihm als Grund, dass sein Arbeitsgebiet „uns zu eng erschienen sei“. Brackmann habe entgegnet, „diese angebliche Beschränktheit seiner Dozenten- und Forschertätigkeit sei ein Irrtum“. Roloff dann weiter: „Heute [also am 25. Mai] habe ich von ihm die beiliegende Liste seiner Vorlesungstätigkeit sowie das Verzeichnis der von ihm angelegten Dissertationen erhalten“.¹²⁴

Auch wenn Roloff in seinem Schreiben vom 25. Mai an den Dekan, dem er bereits die am selben Tag erhaltene Liste Brackmanns beigelegt hat, offen lässt, wer Brackmann um ihre Zusendung gebeten hatte, so ist doch der chronologische Widerspruch zu dessen Angabe, er habe erst am 25. Mai „einen Brief aus Gießen“ erhalten mit der Bitte, diese Übersicht zu schicken, offensichtlich. Die Vermutung ist naheliegend, dass es Roloff selbst war, der Brackmann bei ihrer Begegnung am 24. Mai um die rasche Zusendung der Unterlagen, die ihm schon am Folgetag und wiederum einen Tag später Krüger zusammen mit Roloffs Begleitbrief vorlagen, gebeten hat.

Der Eindruck, dass wir es hier mit einem abgekarteten Spiel zu tun haben, verstärkt sich, wenn man sieht, dass Roloff in seinem Brief an Krüger bereits die Marburger Professoren Heymann und Wechsler benennt, die bereit seien, zugunsten Brackmanns zu gutachten: „Jetzt ist indessen die Möglichkeit der Nachprüfung [der Liste] durch Erkundigung bei Heymann und Wechsler gegeben“. Tatsächlich hat Krüger, den Hinweis Roloffs aufgreifend, noch am selben Tag (26. Mai) an Heymann geschrieben,¹²⁵ dessen Antwort ihm schon einen Tag später vorlag.¹²⁶

122 Fol. 57–60.

123 In Marburg kannte man „bereits am Morgen nach der Fakultätssitzung die Liste“, wie Krüger von Behaghel erfahren und in seinem Schreiben vom 27. Mai auch Haller mitgeteilt hatte (fol. 67): „Diese Sache werde ich im Senat jedenfalls zur Sprache bringen.“ Vorsitzender der Historischen Kommission war der oben Anm. 64 genannte Marburger Historiker Goswin Freiherr von der Ropp, der, ohne direkt in Erscheinung getreten zu sein, im Hintergrund der Affäre Haller–Roloff–Brackmann gleichfalls eine Rolle gespielt haben könnte. Haller scheint mit ihm gegen Ende seiner Marburger Zeit aneinandergeraten zu sein: Haller, Briefe, Nr. 171, hier S. 265; vgl. auch ebd., Nr. 73, sowie Hasselhorn, Haller, S. 75 f., 92.

124 Siebenseitige eigenhändige Übersicht Brackmanns über seine Vorlesungen, Vorträge und Veröffentlichungen sowie eine Liste von 22 von ihm betreuten Dissertationen (fol. 89–92).

125 Fol. 65.

126 Fol. 75. Den von Roloff neben Heymann als möglichen Gutachter angeführten Wechsler hat Krüger zwar nicht um eine Stellungnahme gebeten, doch hat dieser von sich aus – er war also offensichtlich instruiert worden – am 26. Mai an Behaghel in dieser Sache geschrieben (fol. 79ff.). Der von Krüger aus eigenem Antrieb parallel zu Heymann um Auskunft ersuchte Mirbt hat gleichfalls schon am 26. Mai aus Göttingen geantwortet (fol.

Roloffs Abneigung gegen Holtzmann war nicht zuletzt dadurch motiviert, dass jener in seinen regelmäßigen Literaturberichten in der Historischen Zeitschrift über mehrere „Dissertationen kriegsgeschichtlichen Inhalt“, die von Roloffs Lehrer, dem schon erwähnten Hans Delbrück,¹²⁷ betreut worden waren, scharf geurteilt hatte – eine Kritik, die Roloff offensichtlich auf die gesamte Delbrück'sche Forschungsrichtung – also auch auf seine eigene – bezogen hat.¹²⁸ Jedenfalls scheint er befürchtet zu haben, in Holtzmann gewissermaßen den Antipoden seiner eigenen Forschungsrichtung als unmittelbaren Fachkollegen zu bekommen.¹²⁹ Friedrich Meinecke, der in dieser Sache von Laqueur um ein Urteil gebeten worden war,¹³⁰ hat in seinem von Laqueur am 16. Juni vor der Fakultät zitierten Schreiben versucht, beiden Seiten gerecht zu werden, indem er die hinter der Kritik Holtzmanns stehende Geschichtsauffassung rechtfertigte, zugleich aber die Notwendigkeit unterschiedlicher Richtungen betonte:

*Wenn er (scil. Holtzmann) über Delbrücksche Schlachtendissertationen scharf urteilt, so tut er das vom quellenkritischen Standpunkt aus, der gegenüber der Delbrückschen Neigung zum Konstruieren immer gehört werden muß. Die Wissenschaft braucht sowohl die Delbrücksche wie die Bresslausche Richtung und sogar noch mancherlei Richtungen außerdem.*¹³¹

Schon in der am 30. April erstmals tagenden Berufungskommission will Roloff „die Anschauung vertreten [haben], daß Brackmann [...] die erste Stelle auf der Liste gebühre“, wie er in seinem Schreiben an Krüger vom 25. Mai betonte.¹³² Dass er ungeachtet seiner Bedenken in der letzten Sitzung des Berufungsausschusses am 17. Mai der Liste dann doch zugestimmt hat und anschließend noch einmal eine Woche verstreichen ließ, ehe er in dieser Angelegenheit aus eher zufälligem Anlaß (die Begegnung mit Brackmann am 24. Mai in Marburg) dann doch wieder aktiv

73), doch musste Krüger in seinem Schreiben an Haller vom 27. Mai einräumen, dass „Mirbts Auskunft nicht in's Gewicht fallend“ sei (fol. 66).

127 Siehe oben Anm. 17.

128 Wie Laqueur in seiner Stellungnahme vom 16. Juni vor der Fakultät näher ausführte, hatte Roloff Holtzmann vorgeworfen, er „überschreite ganz allgemein in den Berichten seine Kompetenz und urteile in ihnen oberflächlich über Dinge, die er nicht verstehe“ (fol. 150B).

129 Zu Beginn des Ersten Weltkriegs ist Haller mit Delbrück in tagespolitischen Fragen heftig aneinandergeraten. Bei dieser Gelegenheit erwähnt er in einem Schreiben an Körte vom 15. November 1914 beiläufig auch Roloff: „Darüber bin ich ja mit H. Delbrück in öffentliche Fehde geraten, wobei er sich natürlich nach seiner Art benimmt, d. h. wie ein Flegel (Modell Roloff)“: Haller, Briefe, Nr. 144, S. 293–297, hier S. 294.

130 Auch die Historiker Erich Marcks und Adalbert Wahl werden von Laqueur in seiner Erklärung vor der Fakultät in diesem Kontext genannt: „Was [...] die Notizen der historischen Zeitschrift betrifft, so haben inzwischen neben Wahl zwei so hervorragende Historiker wie Marcks und Meinecke ihre volle Zustimmung zu ihnen zum Ausdruck gebracht“ (fol. 155A). Zu den drei namhaften Historikern vgl. schon Anm. 83.

131 Fol. 155A.

132 Fol. 57B–58A.

wurde, hat seinem Anliegen zweifellos am meisten geschadet.¹³³ Auch der Fakultät wäre ein peinlicher, ihr Ansehen in Gießen und Marburg schädigender Streit erspart geblieben, hätte Roloff seine Präferenz für Brackmann schon in den beiden letzten Ausschusssitzungen am 8. und 17. Mai entschiedener vertreten.¹³⁴

Zur Eskalierung des Streits trug ungewollt auch Krüger bei, der nach Erhalt des Schreibens Roloffs, dabei dessen Anregung aufgreifend, sofort daran ging, „weitere Erkundigungen“ in Marburg einzuholen,¹³⁵ anstatt zunächst einmal den Gießener Berufungsausschuss zu kontaktieren¹³⁶ – ein Vorgehen, das Körte schon in seinem Vortrag vor der philosophischen Fakultät vom 31. Mai kritisiert hat.¹³⁷

Auch Behaghel, der schon am 28. Mai den Antrag beim Dekan stellte, das Votum der Fakultät zugunsten Holtzmanns von der Universität zurückzufordern,¹³⁸ muss sich fragen lassen, warum er keinen Versuch unternommen hat, die Angelegenheit zunächst intern unter den Mitgliedern des Ausschusses zu erörtern.¹³⁹ Er macht überhaupt in der ganzen Affäre nicht die beste Figur. Während

133 Roloff hat in seinem Schreiben an Krüger seine zögerliche Haltung damit erklärt, er habe sich „der Mehrheit angeschlossen in der Überzeugung, mit meinem Widerspruch nicht durchzukommen“ (fol. 58).

134 Auf diesen Umstand weist auch Haller in seiner Stellungnahme vom 16. Juni hin: „Ich kann nur bedauern, daß die Herren [...] nicht schon die 3 ½ Wochen von der Einsetzung des Ausschusses bis zur Beschlußfassung (22. April bis 17. Mai) dazu benutzt haben, sich unabhängig von mir über die wissenschaftliche Persönlichkeit ihres jetzigen Hauptkandidaten zu unterrichten, bevor sie über ihn abstimmten und ihr Urteil unterschrieben. Sie hätten damit nicht nur eine naheliegende Pflicht erfüllt, sondern auch der Fakultät vieles Peinliche erspart“ (fol. 139A).

135 Fol. 8B.

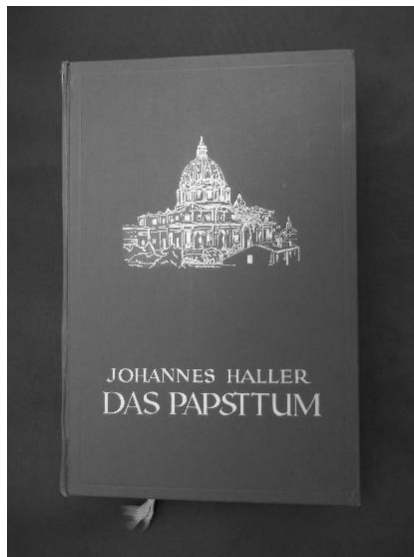
136 Erst mit Schreiben vom 27. Mai hat er sich an Haller gewandt (fol. 66–68), zu einem Zeitpunkt also, als ihm bereits der Brief und die Unterlagen Brackmanns sowie die Briefe Heymanns und Mirbt vorlagen. Haller schrieb er damals: „Gestern früh erhielt ich Roloffs Brief mit der Anlage von Brackmann. Da mein Vortrag bereits abgeschlossen und der Kanzlei abgeliefert war, hätte ich die Mitteilung ad acta mea legen können. Diese rein formalistische Behandlung schien mir aber schon an sich unrichtig. Außerdem mußte ich mir sagen, daß damit nicht geholfen war, da Roloff die Sache doch im Senat zur Sprache gebracht haben würde. Somit schrieb ich im Einverständnis mit Leist, dem Koreferenten, und nach Benachrichtigung des Rektors an Heymann – Marburg und Mirbt – Göttingen.“ Die genannten Briefe und Unterlagen legte er seinem Schreiben an Haller bei. Ergänzend bat er diesen um Verständnis für sein Vorgehen: „Ich glaube, daß Sie, wenn Sie sich in meine Stelle versetzen, meinen Schritt billigen, nicht nur verstehen werden. Mir ist’s freilich recht unangenehm: denn, wenn ich für einen der Vorgeschlagenen Sympathie habe, so ist es für Holtzmann, und ich möchte nicht, daß an mir es hängen bliebe, wenn er hinter Brackmann zurückgestellt wird.“

137 Fol. 18B: „Nach Empfang des Roloffschen Briefes hat sich nun Herr Krüger zunächst nicht mit dem Fakultätsreferenten [Haller] persönlich ins Einvernehmen gesetzt, was wohl das Zweckmäßigste gewesen wäre, da er dann sofort hätte feststellen können, ob und was von dem neuen Material Herrn Haller unbekannt war [...]“.

138 Fol. 43. Siehe oben.

139 Man kann sich dies eigentlich nur so erklären, dass sein Verhältnis zu Haller zu diesem Zeitpunkt bereits nicht mehr von jener kollegialen Offenheit geprägt war, wie sie zu Beginn von Hallers Tätigkeit in Gießen offensichtlich bestand (charakteristisch für das anfänglich

er 1904 als Sprecher der Kommissionsmehrheit mit seinem inhaltlich und stilistisch überzeugenden Votum noch die entscheidende Rolle bei der Berufung Hallers gespielt hat, überlässt er diesmal Roloff sowohl die Ausarbeitung der Stellungnahme vor der Fakultät als auch das im Nachhinein erstellte Sondervotum. Beide Voten sind sowohl stilistisch als auch inhaltlich wegen ihrer inneren Widersprüchlichkeit und ihrer offenkundigen Übertreibungen nur schwach geraten, was Behaghel nicht verborgen geblieben sein kann. Man gewinnt letztendlich den Eindruck, dass er sich erst vor den „Karren“ Roloffs hat spannen lassen¹⁴⁰ und dann im weiteren Verlauf der Auseinandersetzung keine Möglichkeit mehr sah, ohne Gesichtsverlust eine Kehrtwende vorzunehmen.¹⁴¹



*Abb. 12: Hallers Lebenswerk „Das Papsttum“ Bd. I, 1934
(Vorlage: H. Zielinski)*

gute Einvernehmen zwischen Haller und Behaghel ist der Wortlaut einer Postkarte Behaghels an Haller vom 12. August 1905; siehe Zielinski, Berufung, S. 285, Anm. 105).

- 140 Behaghel scheint schon 1909 von der Persönlichkeit Roloffs in besonderer Weise überzeugt gewesen zu sein, da er es war, der in der entscheidenden Fakultätssitzung vom 16. Januar 1909 den Antrag auf Verabschiedung der Liste, die Roloff an erster Stelle sah, vortrug, obwohl er gar nicht im Berufungsausschuss mitgewirkt hatte. Haller dagegen, obwohl Ausschussvorsitzender, hat sich damals auffallend zurückgehalten; vgl. Anm. 16.

- 141 Die unglückliche Rolle, die Behaghel in der Affäre gespielt hat, hat auch Haller bemerkt. Bei der Zurückweisung des „so absprechenden Urteils“ Roloffs über Holtzmann äußert er einleitend über Behaghel: „Ich weiß aber nicht, in wie weit wir Herrn Behaghel dafür verantwortlich machen dürfen. Daß er als Germanist befugt sei, in so vernichtender Weise über einen Historiker vom Fach abzuurteilen, kann ich ihm nicht zugestehen und wird er selbst für sich wol kaum in Anspruch nehmen. Er wird es mir darum auch nicht verübeln können, wenn ich mich im Folgenden lediglich an Herrn Roloff als den Spruchfinder halte und die zweite Unterschrift ignoriere“ (fol. 142B).

Ausblick

Haller wirkte bis zu seiner Emeritierung 1932 in Tübingen. Zwei Jahre später erschien der erste Band seiner monumentalen Geschichte des Papsttums, sein „Lebenswerk“, an dem er seit Ende der zwanziger Jahre intensiv gearbeitet hat.¹⁴² Ob Robert Holtzmann, dessen Tätigkeit in Gießen nach der Auseinandersetzung um seine Person von vornherein mit einer starken Hypothek belastet war, mit Stadt und Kollegenschaft, insbesondere mit Roloff und Behaghel, zurechtkam, wissen wir nicht, da er schon nach einem Jahr der Stadt an der Lahn den Rücken zukehrte. Zu Beginn des 1. Weltkriegs im August 1914 eingezogen, 1916 vor Verdun schwer verwundet, nahm er noch im selben Jahr eine Professur in Breslau an. Behaghel dagegen hatte Zeit genug, sein in der Affäre Haller–Holtzmann wohl etwas gelittenes Ansehen in Gießen wiederaufzurichten. 1918 verlieh ihm die juristische Fakultät den Ehrendoktor, 1932 die Stadt Gießen die Ehrenplakette. Auch Roloff, der 1921/22 Rektor der Ludoviciana wurde, wirkte bis zu seiner Emeritierung 1935 in Gießen, ehe es ihn ein Jahr später nach Berlin zurückzog, wo er einst promoviert worden war. Brackmann, der noch 1913 ein Ordinariat in Königsberg erhalten hatte, kehrte 1920 nach Marburg zurück, um zwei Jahre später nach Berlin zu wechseln. Als er 1929 Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive wurde, gab er seinen Lehrstuhl auf.

Anhang¹⁴³

1. Brief Hallers an Paul Fridolin Kehr vom 25. Mai 1913

GSa PK HA NI Paul Fridolin Kehr, Nr. 15, fol. 164–167, eigenhändig¹⁴⁴

Gießen 25. Mai 1913.
Ostanlage 9.

Hochverehrter Freund,
die Würfel sind gefallen, natürlich nicht so, wie ich am liebsten gewünscht hätte; nämlich 1° Holtzmann 2° Caspar 3° Kern. Ich habe 1° Schneider beantragt, bin aber damit auf keinerlei Gegenliebe gestoßen. Man stellte sich auf den grundsätzlichen Standpunkt, daß ohne Lehrerfahrung keine Berufung möglich sei. Auch

142 Vgl. Hasselhorn, Haller, S. 240–254.

143 Die beiden Briefe werden ohne Auslassungen buchstabengetreu ediert. Abkürzungen sind beibehalten, wenn in sich verständlich.

144 Die Herausgeber der Auswahledition der Briefe Hallers (Benjamin Hasselhorn und Christian Kleinert) haben das inhaltsreiche Schreiben Hallers an Kehr zwar gekannt (Haller, Briefe, S. 284, Anm. 4, 289, Anm. 1), auf eine Edition aber verzichtet. Der Brief, der vier weiteren Schreiben in dieser Sache an die Seite zu stellen ist (Nr. 136–137, 139–140) – es geht um die Begleitumstände des Wechsels Hallers von Gießen nach Tübingen und um seine Nachfolge durch Robert Holtzmann in Gießen –, hätte seinen Platz zwischen Haller, Briefe, Nr. 138 und Nr. 139 finden müssen. Auch der im Folgenden edierte Brief Brackmanns gehört zu dieser Gruppe.

mein Hinweis auf Scheffer-B. verfiel dagegen nicht.¹⁴⁵ Dagegen erlaubte man mir gern, in dem Bericht offiziell zu erklären, daß Schneider schon jetzt nach seinen literarischen Leistungen alle andern übertreffe und voraussichtlich in einigen Jahren überhaupt der erste unter den „Mittelalterlichen“ sein dürfte. Wobei ich mich selbst nicht ausnehme. Er kann in der Tat mehr als ich. Wenn Sie es für persönlich angemessen halten, so teilen Sie ihm dies, bitte, nur getrost mit. Mir wäre es immerhin eine kleine Genugtuung, wenn er wenigstens erführe, daß ich ihn gern als meinen Nachfolger gesehen hätte. Am weiteren Spiel hatte ich nur noch ein mäßiges Interesse. Die Wage¹⁴⁶ hat lange geschwankt zwischen Holtz- oder Brackmann. Zuletzt gab den Ausschlag, daß 1) Br. außer Hilfswissenschaften noch so gut wie nichts gelesen hat u. seine Arbeiten über 1250 garnicht hinausblicken, ja eigentlich nicht einmal so weit; und daß 2) Berichte von Ohrenzeugen sich nicht unbedingt lobend über die Art aussprachen, wie er den Stoff im Kolleg darbietet. Er scheint da doch stark in der Schablone des Gymnasiallehrers stecken geblieben zu sein, bei aller formellen Gewandtheit.¹⁴⁷ Ich muß überdies gestehen, daß auch seine Arbeiten, bei reiflicher Prüfung, mir immer mehr den Eindruck ängstlicher Korrektheit machen, die sich mit weitem u. freiem Blick nicht ganz verträgt. Dagegen spricht für Holtzmann seine erstaunliche Vielseitigkeit (er hat ^{u.a.} ungefähr alles an Mittelalter¹⁴⁸ und Neuzeit gelesen) u. der langjährige Erfolg seiner Vorlesungen, die von den Straßburger Studenten ganz besonders geschätzt werden. Schließlich auch das Gewicht der Persönlichkeit: er wirkt unstreitig stärker als Brackmann. Mir ist es schwer gefallen, Br. aufzugeben, aber die angeführten Gründe, dann vor allem die Erwägung, daß neben der Null¹⁴⁹ vor allem ein vielseitiger, imponierender Mann hierher gehörte, haben mir keine Wahl gelassen. Wenn es so weit ist, daß bei der Erinnerungsfeier für 1813 ein Theologe die Rede hält, weil der neuere Historiker unbrauchbar ist u. man natürlich nicht den von ihm gehaßten mittelalterlichen dazu auffordern kann, dann ist es auch wol¹⁵⁰ klar, daß ein Spezialforscher, sei er noch so tüchtig, zur Zeit nicht hierher paßt. Schade; ich hätte Br. gern etwas Besseres gegönnt. Nur von einer Seite kann ich ihn nicht bedauern: das Ambiente von Gießen ist noch viel ungünstiger als das Marburgische. Ich darf es jetzt ja ohne Gefahr aussprechen: ich bin mir etwas deklassiert vorgekommen, als ich die hiesigen Verhältnisse u. Menschen sah, u. der Eindruck hat sich mit jedem Jahr mehr bestätigt. Ueberdies ist Gießen in letzter Zeit stark bergab gegangen, u. wird es demnächst noch mehr. Für die Art der Studenten ist es wol bezeichnend, daß meine Zuhörerschaft von 67 auf 20 gesunken ist, weil ich inzwischen den Ruf nach Tübingen angenommen habe. Von den Kollegen will ich

145 Paul Scheffer-Boichorst (1843–1902) hatte zu Beginn seiner Karriere 1875 in Gießen eine a.o. Professur erhalten, ohne habilitiert gewesen zu sein. Schon ein Jahr später übernahm er ein Ordinariat in Straßburg.

146 Sic!

147 Brackmann war nach seiner Promotion eine Zeitlang als Gymnasiallehrer tätig gewesen.

148 *Mll.* abgekürzt.

149 Gemeint ist Gustav Roloff.

150 Haller schreibt stets *wol*

nicht zu viel aus der Schule plaudern. Aber eines möge genügen: als ich einmal in einem Referat gewisse¹⁵¹ Arbeiten eines jüngeren Kollegen „wenig bedeutend“ nannte, wurde mir mit viel Pathos verboten, solche Unterschiede zu machen, wie „bedeutend“ oder „unbedeutend“. Ich unterdrückte noch rechtzeitig die Erwiderung, ich hätte vergessen, daß man im Hause des Gehängten nicht vom Strick reden soll. Daß es an einer Universität auch anders aussehen kann, wurde mir erst neulich in Tübingen wieder klar, wo mir einer die Kollegenschar kennzeichnete vorzugsweise unter dem Gesichtspunkt der geistigen u. wissenschaftlichen Bedeutung. Davon ist hier tatsächlich nie die Rede. Und Sie können sich denken, daß einem das nicht gerade Lust macht, sich anzustrengen, außer etwa, weil man dadurch wegzukommen hofft, wie es ja auch bei mir der Fall war. Wirklich, von Marburg nach Gießen heißt vom Pferd auf den Esel.

Ich habe noch eine Bitte. Um meine Dienstjahre voll angerechnet zu bekommen, bedarf ich unter anderm des Nachweises, wie lange ich am Institut in Rom beschäftigt gewesen bin u. Remuneration bezogen habe. Würden Sie die Güte haben, mir dieses Zeugnis zu schicken? Aus den Akten muß sich ergeben, daß ich vom 1. XI. 1892 bis 31. III. 1897 Mitarbeiter am Repert. Germ.,¹⁵² u. vom 1. IV. 1901 bis 30. IX. 1902 Assistent war. Dies hätte ich gern bescheinigt.

Lassen Sie mich schließen mit herzlichem Dank für die viele Mühe, die Sie sich mir zuliebe gegeben haben, und behalten Sie mich in freundlicher Erinnerung
als Ihren stets getreuen Haller

2. Brief Brackmanns an Haller vom 30. Mai 1913

UAG PrA Phil. 13, fol. 62, eigenhändig¹⁵³

Marburg i./H., den 30. Mai 1913
Wörthstr. 19^{II}.

Sehr geehrter Herr Professor!

Es tut mir sehr leid, daß Sie auf den Gedanken kommen konnten, ich hätte irgend eine inkorrekte Handlung begangen oder begehen können. Worauf sich dieses Gerücht, von dem Sie mir schreiben, gründet, ist offenbar folgende Sache. Ich erhielt am Sonntag¹⁵⁴ Morgen einen Brief aus Gießen mit der Bitte, ein Verzeichnis der von mir gehaltenen Vorlesungen und Vorträge, meiner wissenschaftlichen Arbeiten und der von mir angeregten Dissertationen einzuschicken. Dieses Verzeichnis habe ich umgehend angefertigt und abgeschickt. Wie daraus jenes Gerücht ent-

151 Über durchgestrichenem *die*

152 Bis heute fortgesetzte Veröffentlichungsreihe des Deutschen Historischen Instituts in Rom.

153 Haller erwähnt das Schreiben in seinem Antwortschreiben an Brackmann (Haller, Briefe, Nr. 140, hier S. 286 mit Anm. 2).

154 25. Mai.

stehen konnte, daß ich „eine Abänderung des von der Fakultät gefaßten Beschlusses betreffend die Besetzung Ihres Lehrstuhls herbeiführen“ wolle, das ist mir in der Tat gänzlich rätselhaft, und ich möchte Sie dringend bitten, dieses Gerücht im Keime zu ersticken, da es, wie Sie sehen, den Tatsachen in keiner Weise entspricht. Ich würde Ihnen natürlich umgehend das gleiche Verzeichnis übersandt haben, falls Sie es gewünscht hätten.

Mit den besten Empfehlungen

Ihr
sehr ergebener
A. Brackmann.

Aufbruch in die Demokratie:

Die Gießener Volkshochschule 1919 - 1947

HANS-JOBST KRAUTHEIM, ULRIKE KRAUTHEIM, RITA ROHRBACH

Am 5. Oktober 1919 leitete die Gießener Volkshochschule ihr erstes Semester, Winter 1919,¹ „in schlichter, durchaus dem Zweck angepaßter Feier“ ein. „Feinsinnig gegliedert“ durch Beiträge des Bauerschen Gesangsvereins erläuterten die Initiatoren des vor einem halben Jahr gegründeten Volkshochschulvereins den „Geist, der unsere Volkshochschule ins Leben gerufen hat“. Alles, was Rang und Namen hatte, stand auf der Rednerliste: „Herr Geh. Rat Mittermaier“ als Vorsitzender des Vereins, „S. Magn. Der Rektor der Gießener Universität Prof. Dr. Kalbfleisch“ als Kooperationspartner, „Herr Oberbürgermeister Keller“ als Repräsentant der Stadt Gießen, „Herr Prof. Dr. Messer als Vertreter des Landesamtes für das Bildungswesen im Volksstaat Hessen und Herr Pfarrer Koch aus Langd bei Hungen als unermüdlicher Vorkämpfer der Volkshochschulideen“, der die Festrede hielt und den Geist der dänischen Volkshochschulbewegung beschwor.

Man war stolz auf das Ergebnis der Vorarbeit: 300 Mitglieder zähle der Verein, hinzu kämen zahlreiche Körperschaften, man erfahre Unterstützung durch Stadt, Kreis, Provinz und Staat, geplant sei ein „Verband sämtlicher Volkshochschulen, die allerorts in Oberhessen erstehen“ und für das erste Semester hätten sich bereits an die 500 Teilnehmer gemeldet.²

Was war es, das so viele Menschen zusammenbrachte, um eine neue Bildungsinstitution ins Leben zu rufen? Woher kam dieser Geist des Aufbruchs in einer Zeit der Krisen nach der vernichtenden Niederlage im Weltkrieg? Was waren die Visionen und wie sah ihre Ausgestaltung aus?

Gießener Vorläufer einer modernen Volkshochschule

Zunächst stellt sich die Frage: Gab es Traditionen, auf die man sich beziehen konnte oder von denen man sich abgrenzte? Die Initiativen zur berufsbegleitenden Erwachsenenbildung reichten bis weit in das 19. Jahrhundert zurück. Dies war verbunden mit einer Zunahme der gewerblichen Wirtschaft nicht nur in der Stadt Gießen, sondern auch in deren Umland. Dort entstanden kleinere Betriebe, oder die Arbeitskräfte fanden in Gießen Beschäftigung. Getragen wurden die Bemühungen um eine verbesserte Breitenbildung von neu gegründeten Bildungsvereinen; sie waren nicht allein auf die Stadt konzentriert, wo seit dem Sommer 1848 ein Arbeiterverein existierte, der in enger Verbindung mit den Demokraten,

1 Archiv der Justus Liebig – Universität. Diesem WS 1919 folgten noch zwei weitere dreimonatige „Kurzsemester“, bis mit dem WS 20/21 der normale Rhythmus von Winter- und Sommersemester aufgenommen werden konnte.

2 StdtAG Gießener Anzeiger vom 6. 10. 1919.

dem linken Flügel des Gießener Bürgertums stand. Eine wesentliche Aktivität dieser Vereinigung bestand in der Arbeitsvermittlung für Handarbeiter und Tagelöhner. Daneben wandte sich der Verein auch der Bildung der Arbeiter zu, nicht zuletzt, um ihre künftigen Beschäftigungschancen zu erhöhen und sie materiell besser zu stellen.³ Für das Jahr 1868 gibt es Hinweise auf den Bestand einer Bibliothek des Arbeiterbildungsvereins in Gießen, der acht Periodika und 248 Bibliotheksbände enthielt.⁴ Auch im Umfeld der Stadt waren Arbeiterbildungsvereine im Kontext der erstarkenden Sozialdemokratie anzutreffen, so seit 1908 im benachbarten Langgöns.⁵ Das verstärkte Engagement für eine verbesserte Bildung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die sich in der Lehre oder bereits im Beruf befanden, fiel in einen Zeitraum gravierender Veränderungen. Die kontinuierlich wachsende Stadt Gießen erlebte nach 1870 in verkehrstechnischer, städtebaulicher, wirtschaftlicher, demografischer, kultureller und sozialer Hinsicht einen grundlegenden Strukturwandel, dessen Dynamik bis 1910 anhielt.⁶

In Gießen kamen Anstöße zur Verbesserung der Bildungssituation, und damit auch die Initiativen für die Erwachsenenbildung, vielfach aus dem Bürgertum. Die Bildungsfrage hatte sich, von Preußen ausgehend, im Deutschen Bund die 1861 gegründete liberale Fortschrittspartei zu ihrem Anliegen gemacht; sie stieß aber auf kommunaler Ebene auf eine über diese Partei hinausgehende positive gesellschaftliche Resonanz. Die Verstärkung der Breitenbildung erschien als Möglichkeit zur Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Situation.⁷ Dafür musste das öffentliche Interesse geweckt werden. So warb 1875 ein „Volksbildungsverein“ bei Schülern einer Fortbildungsschule sowie unter deren Ehemaligen für Leseabende. Das Angebot richtete sich an „strebsame junge Leute“ und forderte sie zum Besuch von zwei Abendveranstaltungen in der Woche zum Zweck der Weiterbildung, mittwochs und samstags von 8 bis 10 Uhr abends, im Rathaussaal auf, was einen Rückschluss auf die damaligen Arbeitszeiten zulässt. Verbunden mit dieser Aufforderung zur Teilnahme war die Ankündigung, dass vor der einschlägigen Lektüre des jeweiligen Abends „... von Zeit zu Zeit und besonders gleich am ersten Abend belehrende Vorträge gehalten werden.“ Unterzeichnet wurde der Aufruf von dem Bürgermeister, einem Buchhändler, einem Regierungsrat, einem Fabrikanten, zwei Lehrern, einem Beigeordneten, einem Zahnarzt, einem Weinhändler, einem Uni-

3 Hans-Werner Hahn, Es begann auch an Lahn und Dill. 150 Jahre Soziale Demokratie – Eine Partei und ihre Geschichte. In: MOHG 98 (2013), S. 117-135, hier S. 125 f.

4 Elke Brünle, Bibliotheken der Arbeiterbildungsvereine im Königreich Württemberg 1848-1918, Wiesbaden 2010, S. 509, Fn. 1351, die sich auf Othmar Fey, Zur bibliotheksgeschichtlichen Rolle der sozialistischen Arbeiterbewegung Deutschlands, in: Bibliotheksarbeit heute, Folge 2, Leipzig 1960, S. 34 bezieht.

5 Josef Olbrich, Geschichte der Erwachsenenbildung in Deutschland, Bonn 2001, S. 77 ff. sowie exemplarisch die Gründung eines Arbeiterbildungsvereins in enger Verbindung zur Sozialdemokratie 1909, in Langgöns, (vgl. <https://spd-langgoens.de/gruendung-spd-langgoens>, Zugriff 01.09.2018, 11:29 Uhr)

6 Ludwig Brake, Auf dem Weg zur modernen Stadt: 1850 bis 1914. In: Ludwig Brake und Heinrich Brinkmann (Hrsg.), 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, Gießen 1997, S. 182-214, hier S. 183 ff.

7 Olbrich, a.a.O., S. 75 f.

versitätsprofessor, einem Schreinermeister und einem Realschuldirektor.⁸ Die im gleichen Jahr verabschiedete Satzung dieser „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung in Gießen“ sah in der Fassung von 1884 an weiteren Aktivitäten die Abhaltung von öffentlichen Versammlungen, von Leseabenden und Vorträgen, die Einrichtung einer öffentlichen Bibliothek und eines Lesezimmers sowie die Ausendung von Wanderlehrern vor. Außerdem zeigte sie sich bereit, andere Standorte, an denen noch keine Fortbildungsschulen existierten, zu deren Schaffung bei einer Vereinsbildung zu unterstützen.⁹



Abb. 1: Mitgliedschaft der Stadt Gießen in der Gesellschaft für Volksbildung 1884
Quelle: Stadtarchiv Gießen, Bildersammlung

Im Rückblick auf die „Thätigkeit des Vereins zur Verbreitung von Volksbildung in Gießen“ für das Jahr 1875 stand die Fortbildungsschule im Zentrum; dies entsprach der Vereinstätigkeit insgesamt, die sich nahezu ausschließlich deren Betrieb und Ausbau widmete. Mit unverkennbarem Stolz hob der Bericht eine wichtige Veränderung hervor: Bisher hätten die Schüler diese Schule nur auf freiwilliger Basis besucht; im November 1875 sei die Fortbildungsschule eine „obligatorische öffentliche Anstalt geworden.“ Für den Verein bedeute dies, dass sein Aktionsrahmen erweitert worden sei, er über mehr finanzielle Mittel verfüge als bisher und dass sein Wirken außerdem durch die „Autorität des Gesetzes“ gesichert würde.¹⁰

Den Hintergrund dafür bildete die Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes von 1869, dem das Großherzogtum Hessen-Darmstadt für die Provinz Oberhessen 1866 beigetreten war. Diese sah in §106 vor, dass auf der Basis des Orts-

8 StdtAG, L 621, Gießener Anzeiger.

9 Zu den Vereinszielen vgl. § 2 des Statuts der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung in Gießen i.d.F. vom September 1884. StdtAG, L 621, Nr. 91.

10 Gießener Anzeiger, ebd.

statuts Gesellen, Gehilfen und Lehrlinge bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres zum Besuch der Fortbildungsschule und deren Lehrherren zur entsprechenden Freistellung verpflichtet werden konnten. Diese Bestimmung wurde in die Gewerbeordnung des Deutschen Reiches von 1883 textgleich in §120 übernommen.¹¹

Der Bericht ging zugleich auf die generelle Situation von Volksbildungsvereinen ein, die eine zunehmende Verbreitung fänden, deren hohe Bedeutung aber sowohl von der gewerblichen Wirtschaft als auch von der bildungsbedürftigen Jugend erst ganz allmählich erkannt würde. Doch sei es vielerorts gelungen, die Startschwierigkeiten und die damit verbundenen geringen Erfolge der Anfangszeit zu überwinden. So heißt es in einer Art generalisierender Zwischenbilanz 1875:

„...die Ueberzeugung aber, daß der Gewerbestand nur durch erweiterte Kenntnisse und höhere Bildung zu größerer Tüchtigkeit und höherer Lebensstellung sich erheben könne, und daß alle Stände ohne Unterschied das unmittelbarste Interesse an der Erreichung dieses Zieles haben, gab immer wieder von neuem Anlaß, daß einsichtsvolle und für das allgemeine Wohl erwärmte Männer sich mit Ernst und opferbereiter Ausdauer der guten Sache annahmen.“¹²

Deutlich wird hier neben dem Hinweis auf die gewerblich tätigen selbständigen Mittelschichten die Zielsetzung, nicht nur instrumentelle berufliche Fertigkeiten zu vermitteln, sondern auch die Teilhabemöglichkeit an der allgemeinen Bildung zu eröffnen. Damit deutete sich eine Utopie für die Entwicklung im heimischen Raum an, die in den Kontext der Industrialisierung bzw. deren regionale Vorboten gestellt wurde. Dies scheint in einer längeren Passage auf, in der die seit 1845 erfolgreich arbeitende Bildungseinrichtung für Jugendliche und junge Erwachsene in Essen, in einer Stadt mit „blühender Industrie“, hoher Bevölkerungszahl und Wohlstand zum ermutigenden Vorbild für Gießen genommen wurde. Wenngleich im kleineren Maßstab, so bestünden in Gießen doch unübersehbar *„...bemerkenswerte Ähnlichkeiten mit denjenigen(...), welchen die Fortbildungsschule in Essen ihre Blüthe verdankt.“¹³* Breitenbildung und Wohlstand waren aus dieser Sicht eng miteinander verflochten und schienen eine realistische Entwicklungsperspektive zu bieten.

Für die spätere Volkshochschulgründung war der weitere Weg der Fortbildungsschulen von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Im Zuge der verstärkten Industrialisierung bildeten je nach den lokalen und regionalen Gegebenheiten zahlreiche Fortbildungsschulen fachliche Schwerpunkte aus, zumeist in gewerblicher und kaufmännischer Hinsicht. Daraus sollte zu Beginn der Weimarer Republik schließlich deutschlandweit das berufliche Schulwesen entstehen, das das Grundkonzept der Fortbildungsschulen des späten 19. Jahrhunderts, die berufliche

11 Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund. Bundesgesetzblatt des Norddeutschen Bundes Band 1869, Nr. 26, S. 245-282 i.d.F. vom 21. Juni 1869, sowie Gewerbeordnung für das Deutsche Reich. Deutsches Reichsgesetzblatt Band 1883, Nr. 15, Seite 177-240. Vgl. auch Brake, a.a.O., S. 183, den Hinweis auf die Städteordnung des Großherzogtums Hessen vom 13. Juni 1874, die den Kommunen erweiterte Selbstverwaltungskompetenzen einräumte und damit ihre Handlungsspielräume stärkte.

12 Brake, a.a.O. S. 183.

13 Ebd.

Qualifizierung mit einem Anteil an allgemeiner Bildung zu verbinden, aufnahm.¹⁴ Mit der Entwicklung eines eigenständigen Schwerpunktes für die berufliche Bildung war faktisch der Aktionsrahmen für das Volkshochschulwesen zu Beginn der Weimarer Republik abgesteckt: Die neu gegründeten Einrichtungen wandten sich neben staatsbürgerlichen Themenstellungen vor allem der Allgemeinbildung und der Kulturvermittlung zu.

Dafür existierten Vorbilder, die mögliche Anregungen, oder aber auch die Chance zur Abgrenzung boten. Dazu zählten vor dem Ersten Weltkrieg die Volksbildungsvereine, die sich in der „*Gesellschaft für Verbreitung der Volksbildung*“ eine Verbandsstruktur gaben; sie verfolgten über die popularisierenden Formen der Wissens- und Kulturvermittlung eine sozialintegrative Strategie. Diese war dem Ziel verpflichtet, den Abstand der abhängig Beschäftigten, also der Arbeiterschaft in Handwerk und Industrie und der Angestellten in den kaufmännischen und Büroberufen zu den bürgerlichen Schichten zu verringern. Um die Verbreitung von Wissen bemühte sich auch die „Universitätsausdehnungsbewegung“, die stark von britischen Vorbildern geprägt war. Ihre Veranstaltungen boten einen inhaltlich anspruchsvollen, in der Präsentation zugleich vergleichsweise niedrigschwelligen Zugang zur bürgerlichen Kultur in Form von Vorträgen, die in populärwissenschaftlicher Weise einer bildungsorientierten Öffentlichkeit Inhalte der Universitätslehre vermittelten. Diese Form der Verbindung von Universität und städtischer Öffentlichkeit hatte in Gießen eine lange Tradition; schon im frühen 19. Jahrhundert war hier eine „Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst“ gegründet worden, die sich, ausgehend von der akademischen Lehre, der Verbreitung von Bildung widmete.¹⁵ Hinzu kam, dass Volksvorlesungen und öffentliche Volksbüchereien allgemein zugänglich waren; schließlich gründete sich 1898 auch in Gießen ein Lesehallenverein, der eine Bibliothek sowie einen Lesesaal mit Zeitungen und Zeitschriften betrieb. Zeitgenossen beschrieben im Rückblick die Bildungsangebote für Erwachsene um die Jahrhundertwende als äußerst vielfältig.¹⁶

Von einem Hochschulangehörigen, dem Historiker und damaligen Privatdozenten Dr. Ernst Vogt im Sommer 1908 begründet, bestanden in Gießen „*Volksunterrichtskurse*“, die in den Räumen der Universität stattfanden. Sie wurden durch Veranstaltungen für Arbeiter und Unterbeamte,¹⁷ die von Anhängern der Freistudentenschaft angeboten wurden, ergänzt. Man könnte die Volksunterrichtskurse in der Tradition der Universitätsausdehnungsbewegung sehen, würden hier nicht bereits radikale Neuerungen erkennbar. Das Hauptanliegen der Volksunterrichtskurse bestand nicht in der Popularisierung von Ergebnissen der Wissenschaft, sondern in der Vermittlung von grundlegenden Kenntnissen in den

14 Andreas Schelten, Georg Kerschensteiner aus der Sicht moderner Berufspädagogik, in: Rudolf Tippelt, (Hrsg.), *Zur Tradition der Pädagogik an der LMU München*: Georg Kerschensteiner. Biographische, bildungs-, erziehungs- und lerntheoretische Aspekte, München 2006, S. 43-52, hier S. 43 f.

15 Olbrich, a.a.O., S. 96 f.

16 StdtGA, L 621, 32.

17 Ebd., sowie Wilfried Speitkamp, *Modernisierung in der Krise 1918 bis 1945*, in: Brake/Brinkmann, a.a.O., S. 215-262, hier S. 225.

Kulturtechniken und in der staatsbürgerlichen Bildung. Auch in ihrer Didaktik und Methodik wiesen sie einen gänzlich anderen Charakter auf: Die reine Vortragsform wurde von gemeinsamer Arbeit und gegenseitiger Förderung abgelöst. Ihre Inhalte und Methoden verwiesen bereits auf die 1919 neu zu gründende Volkshochschule.¹⁸

Der Prozess der Gründung

Herausforderungen am Ende des Ersten Weltkrieges

„Am 22. April 1919 hielt Herr Professor Weinel aus Jena in Gießen vor einem rasch zusammengerufenen Kreis von Frauen und Männern einen Vortrag über die Thüringer Volkshochschulbestrebungen mit ihren reichen Erfolgen. Die Besprechung ergab eine erfreuliche Übereinstimmung darin, dass wir in Gießen Ähnliches schaffen müssen. Es müssen alle Kreise des ganzen Volkes Gelegenheit haben, ihr Wissen und Verstehen zu verbessern; jeder muß zum Selbstnachdenken über alle Weltvorgänge erzogen werden. Die höhere Bildung darf nicht auf kleine Kreise beschränkt bleiben (...) Dadurch kann das so nötige gegenseitige Verständnis und Vertrauen der verschiedenen Volkskreise gefördert werden.“¹⁹

Dieser Vortrag gab den Anstoß, nun auch in Gießen nicht mehr zurückzustehen. In der Einladung zur Vorbereitung einer Versammlung, in der ein Volkshochschulverein gegründet werden sollte, und die sich „an alle Kreise des Volkes“ richtete, heißt es:

„Um für unsere Stadt die Errichtung einer solchen Volkshochschule in die Wege zu leiten, bildete sich ein freier Ausschuss von Frauen und Männern, der es sich angelegen sein lässt, bis zum Herbst dieses Jahres den Grundstein zum Bau zu legen. Dazu ist erforderlich, dass alle Kreise des Volkes mitwirken, alle Berufsstände, alle Schichten. In der großen Vereinigung, die die Volkshochschule gründet und leitet, darf ganz besonders der Kreis derer nicht fehlen, zu deren Gunsten der Bau errichtet werden soll. Die Stadt hat ihre Mithilfe versprochen und wird bis zur Bereitstellung eines eigenen Hauses die nötigen Räume hergeben. Die Mittel müssen uns Gönner und Freunde und alle Beteiligten liefern; sie sind nicht unerschwinglich hoch. Das Werk soll eine Wohltat für das ganze Volk, aber keine Wohltätigkeit für einzelne Kreise sein. Wir müssen aus allen Schichten Lehrer gewinnen. So wollen wir im Herbst mit einer würdigen Feier die Arbeit beginnen.“²⁰

Der „freie Ausschuss“ nahm sich also vor, dieses Werk anzugehen und eine Gründungsversammlung vorzubereiten. Dass die Initiatoren der Zusammenkunft ihren Plan im Anschluss an einen Vortrag des Jenaer Theologen und Volkshochschulmitbegründers Prof. Dr. Heinrich Weinel fassten, kann bereits als programmi-

18 Ernst Vogt war, inzwischen Professor, 1918 gefallen. Vgl. auch Heinz Minke, Die Entwicklung des Gießener Schulwesens Teil I, Gießen 1998, S. 330 f.

19 StdtAG, I. 621, Nr. 20.

20 Ebd.

sche Vorherbestimmung der Richtung gelten, in der sich die Gießener bewegen wollten.²¹



Abb. 2: Einladungsplakat zur Gründungsversammlung der Volkshochschule Giessen 1919
Quelle: Stadtarchiv Giessen, Bildersammlung

21 Vgl. ausführlich Bettina Irina Reimers, Die Neue Richtung der Erwachsenenbildung in Thüringen 1919 – 1933, Weimar 2003; zu den Parallelen zwischen der Jenaer und der Gießener Gründung vgl. Reimers. a.a.O., S. 7 ff.

Die weitgehende „Auflösung der alten, traditions gelenkten Gesellschaft“²² mit ihren festen Klassenstrukturen als eine Folge des verlorenen Krieges war für die Menschen der damaligen Zeit unmittelbar zu spüren. Man suchte nach neuem Halt und Orientierung inmitten der krisengeschüttelten Zeit; Erziehung und Bildung wurden zum überragenden Hoffnungsträger, sowohl für den Zusammenhalt der Gesellschaft - des „Volkes“ - als auch für eine Fundierung der jungen Demokratie. Menschen jeden Alters, aller gesellschaftlicher Schichten und Klassen, Männer und Frauen sollten sich zusammenfinden, und die gemeinsame Arbeit an einem Bildungsfundament sollte die Basis schaffen für einen gleichen Anteil aller am Staatsleben.

Hier ist Gießen eingebettet in den großen Kontext der deutschen Geschichte: Vielerorts gründeten sich nach Kriegsende Volkshochschulen, mit zum Teil höchst gegensätzlichen Zielen und Inhalten,²³ aber immer doch mit dieser allgemeinen Vorstellung, an der Schaffung einer neuen Gesellschaftsordnung aktiv mitzuwirken. So erklärte die Reichsschulkonferenz 1920:

*„Die Volksbildung der Gegenwart hat durch die seelische, geistige und sittliche Not unseres Volkes besondere Bedeutung gewonnen (...) Das letzte Ziel der Volksbildungsarbeit liegt darin, die Vorbereitung für das Entstehen einer wirklichen Volksgemeinschaft zu sein.“*²⁴

Das Landesamt für das Bildungswesen im Volksstaat Hessen wünschte der Volkshochschule in Gießen 1919, sie möge

*„wieder Brücken bauen zwischen den auf Grund äußerer Besitz- und Bildungsunterschiede einander bis zur Todfeindschaft entfremdeten Volksklassen.“*²⁵

Andererseits und nicht zuletzt gab es aber darüber hinaus auch handfest und kurzfristig politisches Interesse am Ausbau der Volksbildungsarbeit: Auch in Gießen war nämlich wie überall im Reich unter den heimkehrenden Soldaten die Arbeitslosigkeit besonders hoch, höher noch als in der übrigen ohnehin schon belasteten Gesellschaft. So fürchtete man nicht zu Unrecht Konflikte und soziale Spannungen sowie auch sozialpsychologische Probleme gerade unter den heimkehrten und aus ihren Zusammenhängen gerissenen Soldaten, die in Unzufriedenheit und Resignation, aber auch in einem Anstieg von Gewaltbereitschaft münden konnten. Radikalisierung, Revolution, Umsturz und Chaos zeichneten sich am Horizont des eigentlich eher friedfertigen Gießens ab. Insofern standen zu Recht um die Jahreswende 1918/19 die Frage der inneren Sicherheit und der Komplex

22 W. Strzelewicz, H.-D. Raapke, W. Schulenberg, Bildung und gesellschaftliches Bewusstsein, Stuttgart 1973, S. 3.

23 Vgl. Reimers a.a.O., Josef Olbrich, a.a.O., Hans Tietgens, Ideen und Wirklichkeiten der Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik, Essen, 2001. (<http://www.die-bonn.de/id/6178>)

24 Art. 148.3 der Weimarer Verfassung, zit. nach Karin Büchter, Weiterbildung für den Arbeitsmarkt und im Betrieb 1919 – 1933, Hamburg 2010, S. 58. (<http://edoc.sub.uni-hamburg.de/hsu/volltexte/2010/2613/>)

25 StdtAG, L 621, Nr. 34.

der Demobilmachung mit all seinen sozialen Folgen an erster Stelle der politischen Arbeit.²⁶

Der Problemlage entsprechend empfahl das am 7. November 1918 eingerichtete „Reichsamt für wirtschaftliche Demobilmachung“ bereits am 23.1.1919 den lokalen Demobilmachungsausschüssen, neben Arbeitsbeschaffungs- auch Volksbildungsmaßnahmen zu fördern, um von Erwerbslosenkursen bis zu geordneter Freizeitgestaltung zur geistigen Betreuung und Fortbildung der demobilisierten Soldaten beizutragen. Es wurde empfohlen, Volksbildungskommissionen zu bilden, die den Demobilmachungsausschüssen angegliedert werden könnten.²⁷ Im gleichen Sinne wandte sich das „Reichsamt für wirtschaftliche Demobilmachung“ am 23. Februar 1919 an die Gießener Universität mit der Bitte um ein Gespräch über

„die Frage der Volkshochschule, der von Seiten des Reichsamtes für wirtschaftliche Demobilmachung das größte Interesse entgegengebracht wird.“²⁸

Am 1. Juni 1919 wurden neue Stadtverordnete in Gießen gewählt. Bereits in ihrer ersten Sitzung am 14. Juni richtete die Stadtverordnetenversammlung einen „Volksbildungsausschuss“ ein.²⁹ Zu diesem Zeitpunkt war das „Reichsamt für wirtschaftliche Demobilmachung“ schon wieder aufgelöst, und seine Aufgaben waren an verschiedene Ministerien verteilt. In Gießen jedoch war das Ansinnen des Amtes auf fruchtbaren Boden gefallen und es ist zu vermuten, dass Oberbürgermeister Karl Keller als Gründungsmitglied der Volkshochschule zu einem wichtigen Motor wurde.

Die Gießener Initiatoren der Volkshochschule bewegten sich also zwischen aktuellen gesellschaftspolitischen Anforderungen und weit reichenden Entwurfsmodellen für eine bessere Zukunft - aus welcher Stadtgesellschaft heraus und für welche Stadtgesellschaft wollten sie sich engagieren?

Das Umfeld: „Die“ Gießener

Wer also waren „die“ Gießener?³⁰ Gießen war zu Kriegsende eine bürgerlich und kleinbürgerlich geprägte Mittelstadt, ausgestattet mit einer Universität, einer Garnison und einiger Industrie, aber in seiner Struktur bestimmt von seiner Funk-

26 Speitkamp, a.a.O., S. 218. Demobilmachung meinte nicht nur die Umstellung von Kriegsauf Friedenswirtschaft, sondern nicht zuletzt auch, etwa durch Arbeitsumverteilung und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen die Masse der arbeitslosen Ex – Soldaten wieder in das Wirtschaftsleben der Friedenszeit einzubinden.

27 Zu der Tätigkeit des Demobilmachungsausschusses vgl. die „Reichsverordnung über das Freimachen von Arbeitsstellen“ vom 25. April 1920, Reichsgesetzblatt 1920, S. 708.

28 Archiv der JLU Gießen, Nr. 85: die Antwort der Universität ist nicht überliefert. Dass die heimgekehrten Soldaten im Blick der Gießener Volkshochschulgründer standen, belegt ein Bericht im Gießener Anzeiger vom 18.8.1919 (StdtAG) über einen „Unterhaltungsabend des Empfangsausschusses für heimgekehrte Kriegs- und Zivilgefangene“ im Durchgangslager, anlässlich dessen Prof. Dr. Mittermaier, der Erste Vorsitzende des Volkshochschulvereins, „eine Ansprache (hielt), in der er kurz das gegenwärtige Deutschland schilderte. Er fand aufmunternde Worte, die in den Herzen der Heimgekehrten die Liebe zur Heimat unter den neuen Verhältnissen erstrebten.“

29 StdtAG. Gießener Stadtverordnete und Stadtverordnetenwahlen seit 1819.

30 Die Darstellung basiert im Wesentlichen auf Speitkamp, a.a.O., S. 215 ff.

tion als regionales Zentrum im Bereich Verwaltung, Handel und gewerblicher Versorgung, eher als von Elementen einer klassischen Industriestadt mit selbstbewusster Arbeiterschaft. In den Wahlen zur Stadtverordnetenversammlung erhielt das bürgerliche Lager, wenn es sich zusammentat, entsprechend regelmäßig über 50% der Sitze, während die Arbeiterparteien sich im Bereich der 30% bewegten.³¹ Brüche, wenn sie sich im Bürgertum anbahnten, wurden in Gießen vielfach verdeckt durch die integrative Politik des Oberbürgermeisters, den man 1914 „lebenslang“ in sein Amt gewählt hatte. Die Gießener Presselandschaft zeigte ein ähnliches Bild. Der nationalliberal orientierte „*Gießener Anzeiger*“ war das bedeutendste Organ und wurde „*vom Universitätsprofessor bis zum Arbeiter*“ gelesen. Die nächst größere sozialdemokratische „*Oberhessische Volkszeitung*“ erreichte nur etwa ein Viertel der Auflage des Anzeigers.³² Insgesamt vermied man Polarisierungen, wenn es möglich war: Die Kooperation zwischen den Arbeiter- und Soldatenräten, dem „Bürgerrat“ und der Stadtverwaltung zeigen dies.

Bezeichnend für Gießen war, der bürgerlich – kleinbürgerlichen Struktur entsprechend, ein ausgeprägtes und breit differenziertes Vereinswesen, das laut Speitkamp

*„geradezu als Spiegelbild und Charakteristikum der Gießener Bürgerkultur gelten kann. Für das Jahr 1931 etwa gab das Gießener Adreßbuch rund 300 Vereine an. Darunter fanden sich, Ausdruck kommunaler Gemeinschaftstradition, zahlreiche Bildungs- und Belehrungsvereine sowie gemeinnützige Organisationen und Einrichtungen. Das reichte vom Alicenschulverein über Vereine zur Bekämpfung des Alkoholismus und den Guttemplerorden bis hin zur Freimaurerloge 'Ludwig zur Treue'. Auch bestand weiterhin der 1898 gegründete Lesehallenverein, der eine Bücherei und einen Zeitungs- und Zeitschriftenleseraum unterhielt. Aus einer neuen Vereinsinitiative entstand nach dem Ersten Weltkrieg die Volkshochschule. Hinzu kamen zahlreiche Gesang-, Musik- und Theatervereine sowie Geselligkeitsvereine. (...) Weiterhin sind zahlreiche konfessionelle Vereinigungen zu erwähnen, die besonders auch Sozial- und Jugendarbeit betrieben, (...), Kunst- und wissenschaftliche Vereine sowie eine ganze Reihe sehr unterschiedlicher studentischer Verbindungen. Das Gießener Bürgertum war mithin in vielfacher Weise öffentlich organisiert und engagiert. Die Vereinskultur blieb indes eher unpolitisch. Sie repräsentierte eine quasi nebenrepublikanische Welt des Gemeinschaftslebens, das von dem Glauben an bürgerlichen Konsens lebte“.*³³

Die Gießener waren also erfahren im Einrichten von Vereinen. Allerdings ragt speziell die Gründung der Volkshochschule aus der eher unpolitischen Vereinskultur heraus: Zu sehr waren doch gesellschaftspolitische Vorstellungen mit dieser Gründung verbunden, zu sehr waren die Gründungen von Volkshochschulen nach dem Ersten Weltkrieg insgesamt eingebettet in die allgemeine Weimarer Bildungsexpansion und gedacht als eine Antwort auf die Umbrüche im politischen und ge-

31 Differenzierter vgl. Speitkamp, a.a.O., S. 228. In der ersten Stadtverordnetenversammlung, gewählt am 1. Juni 1919, erhielt die USPD acht, die SPD sieben, die Vereinigte Bürgerliche Liste 25 und die Liste der Privatangestellten zwei Sitze.

32 Ebd. S. 229.

33 Ebd. S. 225.

sellschaftlichen Leben. Nicht umsonst war das Interesse des Oberbürgermeisters an der Einrichtung einer Volkshochschule deutlich – er übernahm gleich 1919 den Vorsitz des Volkshochschulausschusses im Stadtparlament – und es ist bezeichnend, dass sich unter den 21 Mitgliedern des „Vorläufigen Arbeitsausschusses der Gießener Volkshochschule“ sechs Stadtverordnete und der Oberbürgermeister selbst befanden. Insofern leuchtet es ein, wenn Speitkamp die Gründung der Volkshochschule einbettet in eine Politik der bürgerlichen Stadtregierung,

„(...) die Stadt durch die unruhigen Zeitläufte zu lenken, indem sie strukturelle Modernisierung, soziale Fürsorge und gemeinschaftsbildende Maßnahmen miteinander verband“.³⁴

Hier verortet Speitkamp neben Stadttheater und Jugendherberge Volksbad, Volkshalle und Volksbildungsausschuss und schließlich auch die Volkshochschule:

„Der Volksbegriff wurde zum Schlüsselwort, auf dem sozialen und kulturellen Sektor sollte er eingelöst werden“.³⁵

Unter den zahlreichen Bildungs- und Belehrungsvereinen ist allerdings in unserem Zusammenhang einer besonders hervorzuheben: Im Sommer 1908 bereits hatte der Historiker Prof. Dr. Ernst Vogt, damals noch Privatdozent, gemeinsam mit „19 Studenten und drei Studierten“ sogenannte „Unterrichtskurse für Arbeiter und Unterbeamte“ eingerichtet, die vor dem Krieg mit einigem Erfolg in den Räumen der Universität abgehalten worden waren.³⁶ Diese „Volksunterrichtskurse“ wurden „auf mehrfach geäußerten Wunsch“ ab dem 14. Mai 1919 wieder aufgenommen, und zwar gezielt mit der Absicht, die Arbeit im folgenden Winter in der kommenden Volkshochschule aufgehen zu lassen.³⁷ Auf den Erfahrungen aus diesen Kursen konnten die Initiatoren der Volkshochschule aufbauen. Die Teilnehmer (und wenige Teilnehmerinnen) kamen aus allen Altersgruppen, waren im Schwerpunkt zwischen 25 und 35 Jahre alt und rekrutierten sich zu je einem Drittel aus Unterbeamten und Metallarbeitern, ansonsten gab es relativ viele Schneider, aber kaum Tabakarbeiter (dies vielleicht eher zufällig),³⁸ und sie kamen nicht nur aus Gießen, sondern auch aus der Umgebung, nahmen also zum Teil ziemliche Wegstrecken in Kauf. Es scheint somit einen handfesten Bedarf gegeben zu haben, und zwar sowohl an elementaren Kursen in Rechtschreibung und Rechnen, als auch als auch darüber hinaus an allgemeinbildenden Kursen, an kulturellen Veranstaltungen und an Kursen zu „Bürgerkunde“ – unter der gezielten Vermeidung „partei-politischer“ Fragen, wie die Veranstalter betonen. In den Anfängen fanden sich nur männliche Teilnehmer ein, hierin sah man ein Problem, das angegangen werden sollte. Auch die Finanzfrage stellte sich frühzeitig: Wollte man das Theater-, Konzert-, Ausstel-

34 Ebd., S. 229.

35 Ebd., S. 231.

36 StdtAG, L 621, Nr. 35, vgl. auch Minke, a.a.O., S. 330 f.

37 StdtAG, L 621, Nr. 10.

38 Möglicherweise ist diese Besonderheit der Tatsache geschuldet, dass in der Zigarrenfabrikation überwiegend Frauen beschäftigt waren, deren Verpflichtungen im Haushalt neben der Erwerbsarbeit wenig Raum für Abendunternehmungen boten. Es ist bezeichnend, dass der Bericht auch verzeichnet, man habe wenig Frauen erreicht.

lungs-, und Ausflugsprogramm entsprechend der großen Nachfrage ausbauen, so hätte man sich gewünscht, dass „*der eine oder andere unserer reicheren Mitbürger dem Unternehmen ein fühlbares Interesse entgegenbringt*“. Aber immerhin öffnete die Universität bereitwillig ihre Pforten, so dass sich für die studentische Initiative keine Raumfrage stellte.

Die Verbindung zu diesem Vorläufer wurde mitunter auch kritisch gesehen. Im Gießener Anzeiger unter dem 19. Juli, also eine Woche vor der Gründungsversammlung, lesen wir:

*„Man schreibt uns: Über das Wesen der Volkshochschule und ihre Ziele scheint hier und da noch immer einige Unklarheit zu bestehen, ja, bedauerlicher Weise macht sich, wenn auch allerdings nur ganz vereinzelt, sogar eine gewisse Mißstimmung und ablehnende Haltung bemerkbar. Schuld daran scheint der Volkshochschulkurs im vorigen Monat zu sein, der besonders durch die etwas einseitige Auswahl seiner Stoffe und seiner Hörer an verschiedenen Orten Mißbilligung erregt hat. Wie schon an dieser Stelle erwähnt wurde, fallen derartige Bedenken im Hinblick auf die zu gründende Gießener Volkshochschule fort“.*³⁹

Offenbar gab es „Kreise“ - genauer lässt sich das nicht eruieren – die den möglichen politischen Absichten der Neugründung ein gewisses Misstrauen entgegenbrachten. War dies vielleicht auch begründet auf die Rekrutierung der früheren Studenten aus der „Freien Studentenschaft“ (s.o.) oder die politische Herkunft einzelner Gründungsmitglieder (s.u.)? Steckten hinter der „*Mißbilligung an verschiedenen Orten*“ rechtskonservative Kreise um den Gießener Landtagsabgeordneten Dr. Ferdinand Werner (DNVP), der Ähnliches nicht müde wurde im Landtag zu bemerken?⁴⁰ Zeigt sich hier ein Ansatz grundlegender Kritik von „Bildungswahn“, „Bildungswut“ und Bildungsprotzium“, von „Volkshochschulbildung als Massenware“, „Volkshochschulrummel“ und „Vermehrung der Halbbildung“,⁴¹ hinter der Ängste vor einer nivellierenden Umbildung der Gesellschaft standen?⁴² Jedenfalls beeilte man sich seitens des aktuellen Gründungsausschusses mehrfach, die beabsichtigte Wahrung völliger politischer und religiöser Neutralität zu betonen und nicht auf eine Weltanschauung festgelegt zu sein.

Bei aller Beschwörung von Parteionabhängigkeit und Überparteilichkeit vertraten die Gießener Gründungsväter und -mütter aber doch im Grundsatz eine demokratische Zielsetzung und die feste Absicht, zur Fundierung einer demokratisch organisierten Gesellschaft beizutragen. Auch wenn sie zweifellos nicht angetreten waren, „*die Parteienstruktur der neuen Republik durch Erwachsenenbildung zu*

39 StdtAG L621, Nr. 36.

40 Vgl. etwa Karl Storck, Schulpolitik und Volksbildung in Hessen. Voranschlagsberatung im Hessischen Landtag 1925, in: Schriftenreihe des Hessischen Landes – Lehrervereins Heft 1, Darmstadt 1925.

41 StdtAG L621, Nr. 32, Werbebroschüre von Dr. Hans Werner.

42 Büchter, a.a.O., S. 55 f.

stärken“;⁴³ hatten sie doch in der Konkretisierung eindeutig ein am demokratischen Anspruch der Verfassung orientiertes Konzept. Damit standen sie jedenfalls im Widerspruch zu konservativen bis reaktionären, letztlich auch zu späterer nationalsozialistischer Propaganda hinführenden Vorstellungen, die „Volk“ und „Staat“ als unabhängig sehen wollten von demokratisch gewählten Regierungen und Parlamenten.

Die Befürchtungen der oben genannten „Kreise“ waren allerdings nicht ganz aus der Luft gegriffen: Die *„Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung in Hessen für Arbeiter und Angestellte“* hatte im Namen des *„Landesamtes für das Bildungswesen“* bereits Anfang 1919 eine eigene Initiative zur Bildung einer Volkshochschule in Gießen ergriffen, und zwar im Rahmen der Universität unter der Leitung des Philosophen und Pädagogen Prof. August Messer. Hier hatte man im Blick, *„Führer“* heranzubilden, die die neue Ordnung des Staates und der Gesellschaft in das Volk hineintragen könnten, und in diesem Sinne quasi Netzwerke zu bilden. Der Stundenplan dieser Universitätsunternehmung konnte sehr wohl den Verdacht begründen, hier werde einer *„sozialistischen“* Weltanschauung das Wort geredet. Auch von dieser Initiative grenzte sich die geplante Gießener Volkshochschule zwar öffentlich ab,⁴⁴ aber nichtsdestotrotz scheint es zwischen den drei engeren Gießener Volksbildungsinitiativen keine nennenswerten Konflikte gegeben zu haben: Man arbeitete in der schließlich gegründeten Volkshochschule einträchtig zusammen.⁴⁵

Die Initiatoren

Wer waren die am 22. April 1918 *„rasch zusammengerufenen Frauen und Männer“*, die nach dem Vortrag des Jenaer Theologen Heinrich Weinelt zu der Ansicht kamen, man müsse in Gießen eine Volkshochschule nach Jenaer Vorbild ins Leben rufen? Wer hatte sie eingeladen? Wie dem auch sei, die Zusammensetzung des dort gegründeten Ausschusses für die Volkshochschule war recht erfolgversprechend.

So bildeten die Vertreter der Politik, die zu etwa einem Drittel den Ausschuss bestückten, im Wesentlichen die demokratischen Weimarer Parteien ab. Oberbürgermeister Dr. Karl Keller und der Parteisekretär Ernst Heller sowie der Lokomotivführer Emil Simon und der Lehrer Martin Fischer (später Kreisschulrat) standen für die Freisinnigen (DDP); der Gewerkschaftsbeamte Albin Mann (Oberbürgermeister nach 1945) repräsentierte die SPD und der Glaser Josef Maier die USPD. Die Lehrer Valentin Müller und Prof. Dr. Georg Krausmüller standen für

43 Franz Pöggeler, Zum Verhältnis von Pädagogik zur Demokratie, in Manfred Heinemann, Sozialisation und Bildungswesen in der Weimarer Republik, 1976, S. 245–250, hier S. 247 f.

44 Gießener Anzeiger vom 14. Juni 1919, StdtAG L621, Nr. 36.

45 Der erste Geschäftsführer der Volkshochschule, Dr. Hans Werner, wies in der von ihm formulierten Werbebroschüre darauf hin: *„Bereits vor dem Kriege zeigte sich auch hier in Gießen lebhaftes Interesse für die Volksbildungsarbeit, es sei nur an die so erfolgreichen studentischen Kurse für Arbeiter und Unterbeamte erinnert. Und gerade in den letzten Jahren zeigt der lebhafteste Besuch der neuerdings wieder eingerichteten Volksunterrichtskurse, wie trotz oder gerade wegen des Ernstes der Zeit das Bedürfnis nach Bildung weiteste Kreise erfaßt hat.“* StdtAG L621Nr. 32.

die DVP. Der Universitätsbibliothekar Prof. Dr. Karl Ebel zählte zur Vereinigten bürgerlichen Liste.⁴⁶



*Abb. 3: Dr. Karl Keller 1914, Oberbürgermeister der Stadt Gießen (1914-1934),
Mitbegründer und kommunaler Förderer der Volksbochschule der Stadt
Quelle: Stadtarchiv Gießen, Bildersammlung*

Einen weiteren Block bildeten die Angehörigen der Universität (zum Teil auch sie unter den Stadtverordneten): Allen voran muss hier der Jurist Prof. Dr. Wolfgang

46 StdtAG, Gießener Gemeinderäte, Gemeinderatswahlen, Stadtverordnete und Stadtverordnetenwahlen seit 1819.

Mittermaier⁴⁷ als Spiritus Rector und Motor der Entwicklung genannt werden, der unermüdlich die demokratische Sache auch in Hessen vorantrieb durch Mitarbeit in der verfassungsgebenden Versammlung und vielfältige staatsbürgerkundliche Vorträge, wo auch immer er dazu aufgefordert wurde, und der schließlich der erste und langjährige Erste Vorsitzende der Gießener Volkshochschule wurde.



*Abb. 4: Geheimrat Prof. Dr. Wolfgang Mittermaier (1867-1956), führender Mitbegründer und Vorsitzender des Trägervereins der Volkshochschule Gießen 1919-1927
Quelle: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen*

Ihm zur Seite standen seitens der Universität im Gründungsausschuss der Physiker Prof. Walter König und der Universitätsbibliothekar Prof. Karl Ebel. Ganz

47 Vgl. Hans-Georg Gundel, Peter Moraw, Volker Press (Hrsg), Gießener Gelehrte in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts, Gießen 1982, S. 658 ff. Wolfgang Mittermaier war bis 1933 Rechtswissenschaftler an der Gießener Universität und hat unter anderem sich mutig für seine Schüler jüdischer Abstammung eingesetzt. Ihm zur Erinnerung verleiht die Gießener Universität den „Mittermaier-Preis für gute Lehre“.

wesentlich gestaltet wurde die Angelegenheit der Volkshochschule aber durch den Assistenten am Kunstwissenschaftlichen und am Archäologischen Institut Dr. Hans Werner, der sich die Sache so zu eigen machte, dass er die Universität verließ und erster hauptamtlicher Geschäftsführer der Volkshochschule wurde. Von ihm stammen die Werbebroschüren, in seiner Wohnung in der Löberstraße 26, II. Stock befand sich die Geschäftsstelle. Er war auch an den Kursen der Freien Studentenschaft für Arbeiter und Unterbeamte beteiligt gewesen, ebenso wie der cand. Med. Rudolf Gerlach.

Zudem hatte man sich der Mitarbeit des Direktors der Oberrealschule versichert, denn in den Räumen seiner Schule sollten die meisten Veranstaltungen stattfinden. Dr. Heinrich Schnell leitete mit der „ORG“ (heute Liebigschule, volkstümlich LIO) eine Schule, die seit 1914 Abiturberechtigung hatte, die ebenso wie die Volkshochschule von der Weimarer Bildungsexpansion erfasst war, und in dessen Kollegium sich einige herausragend für die Volksbildung engagierte Lehrer befanden, neben dem oben genannten Prof. Georg Krausmüller etwa der Chemiker Dr. Wilhelm Flörke. Aus dem Kreise der Lehrer an Gießener Schulen kamen denn auch nicht geringe Teile des Lehrpersonals.⁴⁸

Generell wurde mit dem Anspruch, „*alle Kreise des Volkes*“ zu beteiligen, Ernst gemacht. Wir finden den Oberpostschaffner Heinrich Fehl neben dem Prokuristen Th. Vaubel, den Lokomotivführer Heinrich Schneider neben dem Berufsgenossenschaftssekretär Hermann Kirchner, den Bankdirektor Ludwig Griessbauer von der mitteldeutschen Kreditbank als Kassierer neben Frau Therese Kämmele, der Frau des Lokomotivführers Karl Kämmele und der Lehrerswitwe Frau Lina Schwöbel.⁴⁹

Kooperationspartner

Noch vor den Schulen bot sich als wichtigste Institution der Erwachsenenbildung auf den ersten Blick die Universität als Kooperationspartner an. Sie war bereits im Februar 1919 im Visier des Reichsamtes für Demobilmachung gewesen (s.o.), und hatte Anfragen und Aufforderungen seitens des Landesamtes für das Bildungswesen erhalten, sich an dem großen Werk zu beteiligen.⁵⁰ Einzelne Mitglieder des Lehrkörpers, der Mitarbeiter und der Studenten waren auch überaus engagiert – die Institution selbst hielt sich aber doch eher zurück. Ein Vortrag für den Gesamtsenat, erstattet von Prof. Walter König⁵¹ und am 5. März in der Sitzung des Gesamtsenats einstimmig angenommen, belegt dies eindrücklich. Zunächst wird der solide Aufbau der Volkshochschule gewürdigt und betont, dass ja bereits ein wichtiger Akteur, nämlich der Vereinsvorsitzende Mittermaier, der Universität

48 Vgl. Ulrike Krautheim, Die historische Entwicklung der Liebigschule bis 1945, in Erwin Glum (Hrsg.), 1837 – 1987. 150 Jahre Liebigschule, Gießen 1997, S. 12 – 62, hier S. 45 ff.

49 StdtAG, 1621, Nr. 36 und StdtAG, Adreßbuch der Stadt Gießen, 1931.

50 Archiv der JLU Gießen, Nr. 85 (23. 2. 1919).

51 Prof. Dr. Walter König war als Mitglied des Gründungsausschusses an der Volkshochschulinitiative beteiligt und insofern mit den Gegebenheiten vertraut. Er berief sich auf einen Bericht des Geschäftsführers der Volkshochschule, Dr. Hans Werner, der nicht mehr bei den Akten liegt.

angehöre. Alsdann werden 12 Herren aus allen Fakultäten benannt, die sich an den Kursen der Volkshochschule beteiligten.⁵² Drei weitere Herren hätten Hörer der Volkshochschule zu ihren allgemeinverständlichen Vorlesungen eingeladen. Dass dieser Kreis nicht größer sei liege daran, dass nicht jeder Universitätsdozent die hohen pädagogischen Anforderungen an allgemeinverständliche Vorlesungen zu erfüllen in der Lage sei. Zudem müsse berücksichtigt werden, dass der zeitliche Aufwand für die Planung einer solchen Vorlesung über die Maßen hoch sei. „*Nicht ohne lebhaftes Bedauern (müsse man sich daher) die werktätige Teilnahme an diesen, sozial so wichtigen Bestrebungen versagen*“. Dann allerdings wird im Folgenden deutlich, dass man doch auch eher Abstand zu halten wünscht:

*„Von einer weiter gehenden Beteiligung der Universität als solcher an der Volkshochschule, in Gestalt offizieller Beratungsstellen, (...) können wir nur auf das Entschiedenste ab-raten. Es ist zu Genüge bekannt, welches Mißtrauen gegen die Universität und die Pro-fessoren in den Kreisen der Bevölkerung, besonders in den Arbeiterkreisen, herrscht. Soll das Interesse an der Volkshochschule sich allmählich in immer weiteren Kreisen unseres Volkes verbreiten, so muss alles sorgfältig vermieden werden, was den Schein der Beein-flussung oder gar Bevormundung durch die Berufsgelehrten und ihre höchste Vertretung, die Universität, erwecken könnte. Nach der bisherigen Entwicklung der Volkshochschule glauben wir das Vertrauen haben zu können, dass sie sich ganz aus sich heraus zu einem lebenskräftigen Organe unserer allgemeinen Volksbildung allmählich entwickeln wird. Nur dadurch, daß ihr das gelingt, daß sie aus eigener Kraft Boden und Geltung erringt, kann sie ihre Daseinsberechtigung erweisen“.*⁵³

Auch der Einrichtung von Fortbildungskursen, die zu einer Zulassung zum Hoch-schulstudium jenseits des klassischen Abiturs berechtigen - ein Ansinnen, das am 14. Mai 1919 der Universität vorgestellt wurde - verweigerte man sich auf das Entschiedenste.⁵⁴ Vermutete man hier vielleicht Varianten der Universitätsaus-

52 Archiv der JLU Gießen, L.U.1278, S. 2. Das Engagement war oft fachlich begründet und von sozialer Verantwortung getragen. So beteiligten sich aus dem medizinischen Umfeld Emil Gotschlich, Direktor des Hygienischen Instituts und Forscher zum Wohnungselend und sein Mitarbeiter Otto Huntemüller, Fachmann für Sport und Gesundheit, Karl Bürker, Physiologe, Emanuel Köppe, Pädiater und ärztlicher Direktor der Großherzoglichen Zentrale für Mutter- und Säuglingspflege und Hermann Griesbach, Mediziner, Gewerbe-hygieniker und Pädagoge, Begründer des Vereins für Schulgesundheitspflege. Dass aus diesem Kreis nicht nur soziale Fürsorge, sondern auch ein Kurs über Vererbung und Ras-senhygiene angeboten wurde, sei am Rande erwähnt. Mit August Dell war ein systematischer Theologe und Kirchengeschichtler vertreten. Neben dem Juristen Wolfgang Mittermaier engagierte sich der Rechtsphilosoph Carl August Emge, die Geschichte war mit Gustav Roloff vertreten und zur Pädagogik bekannten sich August Messer und Karl Roller, ab 1923 Direktor der Oberrealschule (ORG). Gotschlich, Griesbach und Huntemüller trauten sich auch zu, Hörer der Volkshochschule in ihren Universitätsveranstaltungen mit zu versorgen. Die Botanik stellte mit dem Garteninspektor Friedrich Rehnelt einen begnadeten Volks-bildner. Dem universitären Mittelbau zuzurechnen und mit einem Standbein in der Schule waren Wilhelm Flörke, Chemiker (ORG), Georg Faber, Literaturwissenschaftler (ORG) und nicht zuletzt der Kunsthistoriker Hans Werner.

53 Ebd., S. 3.

54 Archiv der JLU Gießen, L.U. 54

dehnungsbewegung, denen man einen Riegel vorschieben müsste, bevor die eigenen Strukturen in Frage gestellt würden?



Abb. 5: Die Oberrealschule Gießen 1914, vom der Stephanstraße aus gesehen (heutige Liebigschule). Quelle: Stadtarchiv Gießen, Bildersammlung

So beschränkte sich das Angebot der Institution Universität gegenüber der Volkshochschule auf die Benutzung der Lehrmittel und gelegentlich einzelner Räume – wobei natürlich jedem Mitglied der Universität eine Mitarbeit offenstehe, wie man betont. Die namentlich benannten Herren kamen überwiegend aus der juristischen und der medizinischen Fakultät, soweit sie nicht als Privatdozenten oder Assistenten ein zweites Standbein in einer der Gießener Schulen, insbesondere in der ORG hatten. Ihre Lehrveranstaltungen weisen sie bezeichnender Weise aus als Professoren, die zum Teil auch an der Universität bereits Angebote für Hörer aller Fakultäten und für die Allgemeinheit zugängliche Vorlesungen machten.⁵⁵

Gründungsvater Mittermaier ließ sich aber in seiner Zuversicht nicht bremsen: Nur noch noch in begeisterten Stichpunkten finden wir in seinem Redemanuskript anlässlich der Gründungsveranstaltung folgende Zusammenstellung aller, die sich an dem großen Werke beteiligen sollten:

⁵⁵ Exemplarisch vgl. SS 1919, Karl Bürker (med.): „Grundzüge der Lehre vom Leben für Hörer aller Fakultäten“. Zu allen Informationen zum Personal der Universität vgl. die Vorlesungs- und Personalverzeichnisse der Universität Gießen, 1629 – 2008, <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte>.

- „- Engste Verbindung mit allen Bildungsbestrebungen.
- Universität: Lehrer und eine Reihe von Vorträgen.
- Studentische Abendkurse – Bibliothek.
- Mittelschulen: Lehrer und Lehrsäle, Institute.
- Volksschule ebenso.
- Fachschulen: Ergänzung, z.B. Gewerbeschule.
- Andere Veranstaltungen: Gewerbeverein, Kaufmänn. Ver.
- Liebigmuseum, Rhein Mainischer Verband, Lesehalle!!
- Die Museen!! Das Theater!!

Gemeinsamkeit der Bestrebungen, aber doch etwas Neues, der Gedanke der fortdauernden Arbeitsgemeinschaft und der Kurse“.⁵⁶

Schließlich konnte man auch auf die Kooperation von Volksbildungsbewegungen in der Region und darüber hinaus rechnen: Etwa in Wetzlar, Hohensolms, Butzbach und Marburg, aber auch der christlich – sozialistische Habertshof bei Schlüchtern zählten dazu, zu dem der frühe Gießener Mitarbeiter Heinrich Pröschold als Gastlehrer Beziehungen unterhielt.⁵⁷ Mit der Zentralstelle der Landesregierung für Volksbildung in Darmstadt stand man im regen Austausch und dem Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung hatte man sich angeschlossen. Die Volkshochschulgründer hatten frühzeitig ein überregionales Netzwerk gebildet, wo zwischen Erfahrungsaustausch und Vermittlung von Mitarbeitern bis hin zu heißen Diskussionen über Fragen der eigentlichen Zielsetzung gestritten wurde – notfalls auch mit harten Bandagen. Wieweit wollte man berufliche Fortbildung? Wie sollte das Verhältnis von Wissensvermittlung und Persönlichkeitsbildung sein? In welchem Verhältnis stehen „Kenntnis“ und „Erkenntnis“? In welchem Individuum und Gemeinschaft? Will man Volksbildung verbreiten („alt“) oder gestalten („neu“)? Zwischen diesen und anderen zentralen Fragen mussten die Gießener ihren Weg finden.

Ziele der Gießener Volkshochschulgründung

„Das einzige Mittel, unser deutsches Volk zu retten und zu neuem Leben zu erwecken, ist die völlige Umänderung unseres Erziehungswesens, die sich aber nicht nur auf die Jugend erstrecken darf, sondern unser ganzes Volk umfassen muß.

Während die Erziehung der Jugend in Haus und Schule in erster Linie Angelegenheit des Elternhauses und der staatlichen Behörden ist, soll die Arbeit der neu zu bildenden Gießener Volkshochschule der Bildung und Erziehung der Erwachsenen in erster Linie gelten. Sie will die vorhandene Bildung vertiefen und erweitern, sie will den Einzelnen wappnen für die schweren Kämpfe wirtschaftlicher und geistiger Art, die in der kommenden

⁵⁶ StdtAG L621 Nr. 16.

⁵⁷ Vgl. Emil Blum, Der Habertshof. Werden und Gestalt einer Heimvolkshochschule, Neuwerkverlag, Kassel 1930; vgl. Antje Vollmer, Die Neuwerkbewegung 1919 – 1935. Ein Beitrag zur Geschichte der Jugendbewegung, des religiösen Sozialismus und der Arbeiterbildung, Berlin 1973. Durch Heinrich Pröschold erfahren wir Wichtiges zur Geschichte der Gießener Volkshochschule in seinen Erinnerungen „Aus den Anfängen der Volkshochschule Gießen“, in Hessische Heimat. Aus Natur und Geschichte, Nr. 21, 1972, S. 81 ff.

*Zeit unserem Volke bevorstehen, sie will die Gegensätze sozialer, politischer und religiöser Art mildern, Achtung vor der Arbeit und Meinung des Mitmenschen erwecken, sie will eine neue geistige Volksgemeinschaft schaffen. (...) Sie will mithelfen, die Freude an vertiefter geistiger Arbeit in allen Schichten des Volkes zu wecken und lebendig zu halten, um so das gegenseitige Verständnis zu fördern und die Gegensätze gesellschaftlicher Kreise und Klassen zu mildern und unserem Volk zu innerer Ruhe, zu verständiger Freude am Leben, zu Erziehung kräftiger Persönlichkeiten zu verhelfen und ihm Wege zu einem neuen Aufschwung zu erleichtern. Damit hofft sie ganz besonders auch uns allen über die ungeheure Schwere der Zeit hinwegzuhelfen.*⁵⁸

In diesem Auszug aus der Werbebroschüre für die neu zu gründende Volkshochschule, formuliert von dem späteren Geschäftsführer der Institution, Dr. Hans Werner, spiegelt sich die Aufbruchstimmung der Volkshochschulgründer. Die „*völlige Umänderung des Erziehungswesens*“ wurde ins Auge gefasst: Hier zeigt sich die Euphorie der frühen Jahre, die bald einer nüchterneren Betrachtungsweise Platz machen sollte. Deutlich wird aber die gesellschaftspolitische Zielrichtung:

Sozialer Frieden sei zu erreichen durch Bildung und Kulturarbeit, durch Überbrückung von Gegensätzen und nicht durch Klassenkampf. Damit positionierten sich die Gießener gegen sozialistische Richtungen wie etwa die der Erwachsenenbildner aus Leipzig, die denn auch kritisierten, hier solle nicht Bildung sozialisiert, sondern das Proletariat verbürgerlicht werden. Wilhelm Rein, Vertreter der „Neuen Richtung“, Pädagogikprofessor und Popularisierer der dänischen Volkshochschulbewegung, die auch in Gießen ihre Anhänger hatte, formulierte es ganz in diesem Geiste,

*„(...) daß die Popularisierung der Wissenschaft ein wirkliches Mittel ist, um zu einer Verständigung der verschiedenen Bevölkerungsklassen, zu einer Überbrückung der Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten beizutragen.“*⁵⁹

Die „neue geistige Volksgemeinschaft“

Erziehung und Bildung galten also als Garant für die Bewältigung von Konflikten und die Lösung von sozialen Spannungen. Das Ziel war die Schaffung einer „*neuen geistigen Volksgemeinschaft*“. Hier reihten sich die Gießener ein in die breite Phalanx derer, die sich in der Weimarer Zeit der Volks – Metaphorik bedienten, etwa mit Begriffen wie „*Volke*“, „*Volksgemeinschaft*“, „*Volkseinheit*“, „*Volksverjüngung*“, „*völkisch*“, „*Volkstum*“, oder „*wirkliche Volksgemeinschaft*“, alle mit der Absicht, eine – wie auch immer geartete – neue Gemeinschaft zu beschwören.

Bei vielen frühen Weimarer Theoretikern der Erwachsenenbildung finden wir diese grundlegende Kritik am „Verfall“, an der „Zerrissenheit“ des „Volkes“, eine „Sehnsucht“ nach „Ganzheit“ und „Gemeinschaft“, nach der Wiederherstellung

58 StdtAG L 621 Nr. 32.

59 Zit. nach Reimers, a.a.O. S. 5. Mittermaier, Werner und Koch (Dr. Georg Koch, Pfarrer in Langd bei Hungen und Festredner bei der feierlichen Eröffnung der VHS am 5. Oktober 1919) beriefen sich auf das dänische Vorbild. StdtAG, Gießener Anzeiger vom 6. 10. 1919. Zur sozialistischen Kritik vgl. Olbrich, a.a.O., S. 149.

einer in der Vergangenheit, also „früher“, verorteten organisch gewachsenen Einheit des „Volkes“. Solche rückwärtsgewandten Utopien konnte man in der rechtskonservativen Kultur- und Zivilisationskritik von Kulturpessimisten wie Oswald Spengler und anderer Bestseller der Zeit finden.⁶⁰ Die „Neue Richtung“ der Erwachsenenbildung setzte diesen Pessimisten jedoch ein positives Zukunftsbild entgegen: Für sie hatte die rückwärtsgewandte Utopie zum Ziel, eine als gesichert angenommene empirische Basis in der Vergangenheit zur Plausibilisierung der aktuell verfolgten Zukunftsvorstellungen zu nutzen. Die Vergangenheit wurde so quasi zur Projektionsebene für die eigenen Ideen. Die Ganzheit „früherer“ Zeiten konnte belegen, dass eine „wirkliche Volksgemeinschaft“ auch in der Gegenwart zu erreichen sei. Der Weg dahin aber führe – wie könnte es anders sein – über die Bildung, insbesondere die Volksbildung. Sie könne den durch Ungerechtigkeit und Ungleichheit der Klassen entstandenen Verfall aufhalten und zu neuer Gemeinschaft verhelfen.

Auch in dem uns erhaltenen Redemanuskript Wolfgang Mittermaiers für die Gründungsversammlung am 24. Juli 1919 finden sich solche Gedanken:

„Und wenn eine Ungleichheit besteht, so besteht wohl keine größere und keine, die leichter zu beseitigen wäre, als die Ungleichheit der Bildung. Sie empfinden wir stärker als jede andere, sie kluft unser Volk am meisten, sie muß zuerst beseitigt werden. Sie bringt die Unmöglichkeit mit sich, daß wir uns in Klassen verstehen. Und dagegen kämpfen schon lange eifrige Freunde des Volkes an. (...) Und nur bei einer Annäherung der Klassen in der Bildung ist auch eine tiefere einheitliche Volkskultur zu erreichen. Die hat bestanden, solange das Volk eine einheitliche Bildung hatte, aber sie ging unter, als sich die höhere Bildung der oberen Klassen entwickelte. Wir müssen, wir wollen sie wiedergewinnen. Das ist das stille, oft unverstandene Sehnen und Ringen des ganzen Volkes in seinem tiefsten Verstand.“⁶¹

Die Gießener Volksbildner machten sich also die Ideen der Jenaer „Neuen Richtung“ der Volksbildung zu eigen, damit etwa ihrem eingangs erwähnten Mentor Heinrich Weinelt folgend. Begriffe wie „einheitliche Volkskultur“ „Volkserneuerung“ oder „Volksgemeinschaft“ lassen sich allerdings, mit jeweils unterschiedlichen Beweggründen und mit höchst unterschiedlichen Konsequenzen in Programmatiken des gesamten politisch – gesellschaftlichen Spektrums finden. In der Ausgestaltung konnten sie sowohl in reaktionär völkischen als auch in demokratisch – emanzipatorischen oder sozialistischen Konzepten Verwendung finden.⁶² Hinter Mittermaiers Gedankengang stand letztlich trotz romantisierender Anklänge ein bürgerlich - liberales Entwurfsmodell für eine bessere Zukunft.

60 Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes, Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte, Wien und München, 1918 – 1922; vgl. auch Autoren wie Arthur Möller van den Bruck, Das dritte Reich, Berlin 1923 oder Julius Langbehn, Rembrandt als Erzieher, Leipzig 1922. Mit den Gedanken solcher Autoren werden sich später Gießener Volkshochschulkurse kritisch auseinandersetzen (s.u.).

61 StdtAG, L621, Nr. 12 – 19, Redemanuskript, gegen Ende nur noch in Stichpunkten, hier Nr. 12.

62 Vgl. etwa Büchtemann, a.a.O., S. 58 ff.

Demokratische Teilhabe als Lebensform

Dabei waren die Gießener beileibe keine „Traumtänzer.“⁶³ Es ging ihnen nicht darum, lediglich das „Volkstum“ zu revitalisieren, wie es ein Ziel des bürgerlichen Kulturideals im 19. Jahrhundert war. „*Schönrednerische Faselien*“ wollte man ebenso wenig haben wie „*parteilpolitische Propaganda*“.⁶⁴ Es war den Gründern und speziell Mittermaier aber sehr wohl wichtig, die neue Staatsform der Demokratie durch die Volkshochschulbildung im Bewusstsein der Menschen zu verankern. Volksbildungsbestrebungen habe es schon früher gegeben, aber erst jetzt sei der Gedanke

*„... mit elementarer Kraft hervorgekommen, jetzt fühlen wir alle aufs Stärkste seine Bedeutung. Denn jetzt ist das ganze Volk lebendig geworden und will mehr als bisher in fester Gemeinschaft aller Anteil am Staatsleben. Da gilt es natürlich besonders, daß alle sich höher bilden, daß alle ihre Stellung im Staat und in der Natur, in der Gesellschaft, ihre Bedeutung nach der Geschichte, ihre Möglichkeiten erkennen. Jetzt müssen mehr als bisher die Klassen sich verstehen, um zusammenzuarbeiten.“*⁶⁵

Die von ihm selbst angebotenen Kurse zum Staatsrecht sprechen hier für sich, ebenso wie eine Veranstaltung, in der sich die politischen Parteien angesichts der Reichstagswahlen vorstellen konnten. Andererseits sah man sich aber der strikten politischen Neutralität verpflichtet und betonte dies auch in allen Äußerungen zu den Zielen der Volkshochschule. Man sei

*„... keine politische Einrichtung und keine konfessionelle. Über aller Politik und Religionsanschauung, nur (zur) Wissenschaft (müsse man stehen). Es wäre ein Giftkeim, wollte man Parteipolitik hineinragen. Welcher Partei jemand auch angehört, er kann ein ehrlicher, tiefstrebender Mensch sein.“*⁶⁶

Mit dieser Giftkeim – Metapher wies Mittermaier mit besonderem Nachdruck auf den strikt überparteilichen Charakter der neu zu gründenden Volkshochschule hin. Die Härte der dafür verwendeten Formulierung mag der allgemeinen Lage in Deutschland nach dem Ende des Ersten Weltkrieges geschuldet sein. Mittermaier wie auch ein größerer Teil der Gründungsmitglieder war selbst reformpolitisch engagiert. Möglicherweise wollte man auch einer parteipolitischen Einmischung auf kommunaler Ebene vorbeugen. Wichtiger aber erscheint doch, dass ein existenzielles Prinzip der „Neuen Richtung“ die „relative Neutralität“ war, also ein plurales Konzept, das alle Standpunkte zuließ und es dem Hörer überlassen wollte, durch „Selbstdenken“ zu einer eigenen Entscheidung zu kommen. Dass sich dieses Konzept in der pädagogischen Praxis erst noch sehr bewähren musste, sei nur am Rande erwähnt. Die allgemeine Didaktik der Zeit war von dem später in langen Diskussionen erreichten Prinzip des „Überwältigungsverbots“ noch weit entfernt. Allerdings finden wir in Gießen bereits frühzeitig erste Anklänge an dieses Para-

63 Vorwurf von Tietgens, a.a.O., S. 12 an die Adresse der Neuen Richtung.

64 Rede Mittermaiers zur Eröffnungsfeier am 6. Oktober 1919, zit. im Gießener Anzeiger vom 7.10.1919, StdtAG.

65 StdtAG L621 Nr. 13.

66 Ebd. S. 16.

digma der Erziehung in der und für die Demokratie: 1924, wenige Jahre nach der Gründung der Volkshochschule, sah man sich angesichts „mancher Gegnerschaft“ genötigt zu präzisieren, was unter „Neutralität“ verstanden werden sollte:

„Der Neubau unseres geistigen Lebens (...)kann aber nicht dadurch geschehen, daß sich die Arbeitsgemeinschaften der Volkshochschule in schwächlicher ‘Neutralität’ an den gegenwärtig brennenden Fragen auf den verschiedenen Lebensgebieten vorbeischieben und sich auf trockene Übermittlung von Wissensstoff ängstlich beschränken. Vielmehr greifen Hörer und Lehrer gemeinsam brennende Fragen auf. Dafür die Möglichkeit und die Grundlage zu bieten, ist eine wichtige Angelegenheit der Volkshochschule. Voraussetzung aller ihrer Arbeit war und ist die, daß Gegensätze nicht totgeschwiegen, sondern aufgegriffen und in ihren Ursachen erforscht werden.“⁶⁷

Das Was und das Wie - Inhalte und Methoden

Eine neue Pädagogik

Welches waren die „brennenden Fragen“, also die Inhalte, die Lehrer in Gießen aufgreifen wollten? Auf die reine, als trocken empfundene Übermittlung des Wissensstoffes wollte man sich nicht beschränken, aber wie sollte Wissen erworben werden, also mit welchen Methoden? Und standen die Gießener damit in der didaktischen Diskussion, die in den gesellschaftlichen Umbrüchen nach dem Ersten Weltkrieg mit dem übergreifenden Begriff Reformpädagogik gekennzeichnet war? Namen wie Ellen Key, Georg Kerschensteiner, Maria Montessori und Peter Petersen, Schulen wie die Waldorfschule oder die Jenaplan-Schule, Begriffe wie Arbeitsschule, Anschauungs- und Erlebnispädagogik verbinden wir ja mit Vorstellungen eines eher kommunikativ orientierten Lernens für eine demokratische Gesellschaft. Es sollte ein Lernen vom Individuum aus sein, eine Didaktik mit besonderen Zielen wie Förderung der Selbsttätigkeit sowie der Gemeinschaft und mit bis heute diskutierten Methoden, Arbeits- und Sozialformen wie Gruppenarbeit, Projektarbeit, praktischer Arbeit, Arbeitsgemeinschaften sowie gemeinsames Feiern.

Galt dieses vom Individuum aus und auf Gemeinschaft hin organisierte schulische Lernen auch für die Erwachsenenbildung, und auch für die Volkshochschule in Gießen? Schaffte man es hier, mit „*Volksbildung*“ *zur Volksbildung*“ beizutragen? Zwischen Lehrenden und Lernenden sollte eine „*Fühlungsaufnahme*“ stattfinden, jeder sollte Lehrender und Lernender zugleich sein. Die individuellen Bedürfnisse der erwachsenen Lernenden sollten Berücksichtigung finden. Methodisch war besonders an Arbeitsgemeinschaften und das Lernen in Volksbibliotheken gedacht. Die Trennung von Kopf- und Handarbeit sollte aufgehoben werden. Hier orientierten sich die Gießener eindeutig an der Neuen Richtung. Die Ziel-, Methoden- und Inhaltsvorgaben der Volkshochschulen in Thüringen waren geprägt von demokratisch denkenden Menschen wie u.a. Adolf Reichwein, bis 1929 Leiter der Volkshochschule und des Arbeiterbildungsheims in Jena. Er lehnte passive Belehrungen ab. Sein Credo, dass jegliche Kulturarbeit zugleich politisches

⁶⁷ Gießener Anzeiger vom 20.10.1924.

Handeln sei, prägte die Arbeit der damaligen Volkshochschulen in Thüringen und entsprechend auch in Gießen. Es war das Ziel der Thüringer Volkshochschulen, Volks- und Kulturgemeinschaften zu schaffen. Kulturarbeit, gesellige Treffen, gemeinsame Feste sollten die Grundlage dafür bilden. Wie unterschiedlich das zu erreichen sein könnte, wurde in Berlin und Thüringen in zwei Richtungen diskutiert. Eine Richtung mit Laienbildung, Kulturerneuerung, Förderung des Gemeinschaftslebens mit Wandern oder gemeinsamen Theaterbesuchen wurde in Thüringen propagiert. Daneben stand die zweite Richtung aus Berlin, die sachbezogenes wissenschaftliches Arbeiten in kleinen Gruppen vorsah, um gerade bildungsbenachteiligte Schichten geistig zu fördern.⁶⁸ Gießen ordnete sich eindeutig der Thüringer Richtung zu.

Wolfgang Mittermaier grenzte in seiner Vereinsgründungsrede entsprechend die Inhalte der Volkshochschulen in diesem Sinne von denen der allgemeinen Schulen, beruflichen Fachschulen und Hochschulen ab:

„Dies selbständige Nachdenken kann nur der Erwachsene, für den die Volks- und Mittelschule nicht mehr da ist. Drum muss neben die bisherige Hochschule die Volkshochschule treten. Gerade jetzt! Wir können nicht mehr so viel studierte akademische gebildete Leute beschäftigen. Die einfache Handarbeit wird wieder mehr zu Ehren kommen. Aber gerade die Handarbeiter verlangen mit Recht für sich auch eine höhere geistige Bildung. Eine allgemeine Bildung wollen wir erzielen, nicht Fachausbildung. Aber diese daneben. Nur geistig gebildete Menschen können uns jetzt dabei helfen.“⁶⁹

Die Arbeitspläne der Gießener Volkshochschule

Mittermaiers Forderungen machen gespannt auf die Umsetzung. Mit welchen Inhalten und Organisationsformen sollte die gewünschte allgemeine Bildung vermittelt und erworben werden, so dass alle am Staatsleben teilhaben konnten? Die Volkshochschule Gießen hatte ihre Programme, ab dem 10. Semester dann „Arbeitsplan“ genannt, in Arbeitsgemeinschaften, Vortragsreihen und Elementarkurse gegliedert. Kurse und Arbeitsgemeinschaften waren auf selbständige Mitarbeit konzipiert. Aber auch die Vorlesungen sollten Anschauung vermitteln und in der Nacharbeit eigenes Erkennen und Denken herausfordern. Jeder Hörer und jede Hörerin hatte die Möglichkeit einer Probeweche, erst danach musste die Kursgebühr gezahlt werden. Es bestand ebenso die Möglichkeit, Wünsche zu den Themen zu stellen. In den ersten Vorlesungsverzeichnissen stellten die Lehrenden jeweils direkt vor dem Semesterplan ihre genauen Ziele, aber auch Erwartungen vor und grenzten diese, bezogen auf Inhalte und Methoden, gegen die Fachhochschulen und die möglichen Gefahren einer „verwässerten Universität“ ab. Man hatte sich in vielen Diskussionen auf die folgende Beschreibung geeinigt:

„Die Volkshochschule will jedem Höherstrebenden ermöglichen, daß er in freier Arbeit und Kritik zu den Grundlagen aller Gebiete menschlicher Erkenntnis sich durchbringe und durch Selbstdenken die Zusammenhänge in Natur und Kultur erfasse. (...) Die

68 Vgl. Reimers, a.a.O., S. 30 ff.

69 StdtAG, L.621, Nr.16.

Volkshochschule kann keine Fachschule sein. Sie dient der Vertiefung der Allgemeinbildung. Sie bekämpft die Halbbildung. (...) Die Volkshochschule bietet Vortragsreihen und besonders Arbeitsgemeinschaften, d.h. Vereinigung kleinerer Kreise, die sich durch gemeinsame Selbstarbeit unter der Leitung eines sachverständigen Lehrers gegenseitig fördern. Zur Ergänzung wird sie auch Unterricht in grundlegenden Fächern erteilen lassen.“⁷⁰

In den ersten Semestern lagen die Vortragsreihen von 19 bis 20 Uhr, danach schlossen sich die Arbeitsgemeinschaften an. Das zweite Semester, das waren zehn Wochen vom 12.1. bis 19.3.1920, soll hier exemplarisch für die Inhalte und Methoden vorgestellt werden. Vortragsreihen gab es nur zwei, die bereits im ersten „Semester“ 1919 begonnen hatten und nun fortgesetzt wurden. Beide Veranstaltungen kamen aus berufenem Munde: Über „*Die Farben der Baukunst*“ sprach der Bauinspektor Dipl. Ing. Friedrich Kuhlmann, und das „*Zeitungswesen*“ wurde vorgestellt von dem Buchdruckereibesitzer und Verleger des Gießener Anzeigers Richard Lange, der auch mit einer Betriebsbesichtigung aufwarten konnte. Eine dritte Vortragsreihe wurde nicht fortgesetzt: Prof. Dr. Emil Gotschlich referierte über „*Gesundheitspflege*“ und sparte unter Punkt 12 auch das Thema „*Volks- und Rassenhygiene – Vererbung und Entartung*“ nicht aus. Alle sollten zu Wort kommen, Selbstnachdenken war gefordert. Und auch die Rassenhygiene war schließlich ein Thema der Zeit.

An Arbeitsgemeinschaften wurden im Bereich „Religion und Philosophie“ von Lic. theol. August Dell das Thema „*Jesus und die Gegenwart*“, von Prof. Dr. August Messer „*Weltanschauungsfragen*“ und von Dr. Karl Roller, dem Direktor der Mädchenschule, „*Häusliche Erziehungsfragen*“ angeboten; zu letzterem Thema gehörten die unterschiedlichen Inhalte „*Hygiene*“ ebenso wie „*Strafe*“. Im Bereich „Staats- und Rechtswissenschaft sowie Volkswissenschaften“ bot Prof. Dr. Carl August Emge das Thema „*Das Recht des bürgerlichen Gesetzbuches*“ an, Rechtsanwalt Ludwig Leun „*Die ordentlichen Gerichte des deutschen Reichs*“ und der Bankbeamte Wilhelm Dönne die „*Grundlagen des Geld-, Bank- und Börsenwesens*“. Für den Bereich „Geschichte“ wurde im ersten Semester ein dringliches Thema angeboten, und zwar von Oberlehrer Prof. Ludwig Hüter „*Revolution. Erläutert hauptsächlich an der römischen Geschichte*“. Hier berücksichtigte Hüter Wesen und Arten der Revolution, wirtschaftliche und politische Zustände sowie u.a. Ursachen und Folgen, Verläufe, Parteien u.v.m. Hüter suchte also die exemplarische Auseinandersetzung mit dem Thema Revolution in einer Phase, als der Alltag der Menschen ebenfalls von Revolutionen betroffen war und diese Grundlagenwissen für die Teilnahme am Staatsleben brauchten. Dr. Georg Faber, Studienrat an der Oberrealschule, wählte für den Bereich „*Literatur und Kunst*“ einen Schwerpunkt aus, der zum klassischen Bildungskanon gehörte, nämlich Goethe, ein Thema, das auch immer wieder in den folgenden Semestern auftauchte. Dr. Hans Werners Thema „*Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert*“ sollte ebenso in kleinen Varianten wiederholend auftauchen. In den Naturwissenschaften war besonders das Fach Erdkunde vertreten, auch wiederholend in den weiteren Semestern. Oberlehrer Prof. F. Wenzel hatte in

70 StdtAG, L621, Sammlung Flörke, Teil 1, 2. Semester: Januar – März 1920, S. 3.

diesem Bereich das moderne Thema „*Wirtschafts- und Verkehrsgeographie Europas*“ gewählt. Oberlehrer Dr. Georg Heußel gab eine „*Einführung in die Lehre von Magnetismus sowie Elektrizität*“ und Lehramtsassessor Dr. Wilhelm Flörke Übungen in Chemie. Hier sollten die Versuche, soweit möglich, von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern selbst ausgeführt werden. Flörke bot auch Exkursionen zur Gesteinskunde an.⁷¹

Über alle Semester wurden auch Elementarkurse regelmäßig angeboten, und zwar für die Fächer Deutsch, Rechnen, Französisch und Englisch. Die Inhalte dieser Fächer entsprachen in etwa denen der Studentischen Unterrichtskurse für Arbeiter und Unterbeamte aus der Vorkriegszeit, die praktisches Wissen vermittelten. Die Rechenkurse der Volkshochschule Gießen enthielten seit 1919 Elementares Rechnen, Raumlehre und Algebraisches Rechnen. Manche Englisch- und Französischgruppen haben sich über viele Jahre getroffen, so wie es ja auch heute noch in den Sprachkursen der Volkshochschulen der Fall ist. Aber auch manche Arbeitsgemeinschaften wurden oft über mehrere Semester geführt, zum Beispiel hatte Wilhelm Flörke seine Chemie- und Geologiekurse zu einem Lehrgang über sechs bis sieben Semester ausgebaut, in welchem die Hörschaft sich zu einer Gemeinschaft formte, wozu, laut Flörke, auch das bessere Kennenlernen in den Lehrausflügen beitrug.⁷² Zu Anfang der Volkshochschularbeit schrieben sich kaum Frauen ein, einer Hörerstatistik allerdings entnehmen wir, dass die Frauen aufgeholt haben. Es gab 1928 ungefähr genau so viel Hörerinnen wie Hörer.⁷³

Arbeitsgemeinschaften, Exkursionen, eigene Versuchsaufbauten, Laienspiel, gemeinsames Singen und auch Feiern und Feste, diese Methoden ähneln sehr denen der so genannten Reformpädagogik. In den klassischen Hochschulen und Fachschulen bestand die Weitergabe von Wissen zumeist aus Vorlesungen und Einzelvorträgen. Diese, so die Einstellung der ersten Förderer und Gestalter der Gießener Volkshochschule, erzeugten aber Halbbildung und förderten nicht die Gemeinschaft oder das selbständige Nachdenken.

Im scharfen Kontrast dazu stand ein Veranstaltungsangebot der Volkshochschule bereits in ihrem Gründungsjahr. Hier brachte Wolfgang Mittermaier zum Beispiel seine an der Mitbestimmung aller Klassen orientierten demokratischen Ziele der politischen Teilhabe Aller am Staatsleben sofort 1919 in eine gemeinsame Arbeitsgemeinschaft mit Prof. Dr. Hans Gmelin zur neuen Verfassung ein. Inhalt, also das Thema „*Anteil am Staatsleben/Verfassung*“, und Methode, die Arbeitsgemeinschaft, fanden hier zusammen. Diese Veranstaltung entsprach der reformorientierten Forderung des Zusammenwachsens des teilnehmenden Volkes in einer Volksbildungsbewegung durch gemeinsame Ziele, Inhalte und deren Aneignung. Zusammenwachsen konnte, wer gemeinsam las, dachte, erkannte, diskutierte, plante und sich respektierte, und dies mit Themen, die allgemeine Bildung

71 Ebd. S. 6 ff.

72 StdtAG, L621, Sammlung Flörke, Teil 2, 19. Halbjahr: Chemie und Geologie in der Volkshochschule, S. 8.

73 Walter Hegar, Bericht über das 18. Semester, in: StadtAG, L621, Sammlung Flörke, Teil 2, 19. Halbjahr: Arbeits-Berichte, Arbeits-Ziele, Arbeits-Plan, S. 5.

in Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften versprochen. Das vermittelte Wissen durfte aber keinesfalls Selbstzweck sein, sondern sollte immer nur die Grundlage bilden für „sachliche Auseinandersetzung“.⁷⁴

Auch andere Lehrende boten Themen an, die dem mündigen Bürger helfen sollten, die Gesellschaft zu verstehen, zum Beispiel die Sozialgesetzgebung, die deutsche Geschichte seit der Reichsgründung mitsamt der gegenwärtigen außenpolitischen Lage, religiöse Fragen der Gegenwart und Fragen der Moral. Im Gegensatz zu den Inhalten in Thüringen hatten hier in Gießen auch historische Themen ihren festen Platz in der Semestergestaltung. Während in Thüringen das Fach Geschichte abgelehnt wurde, weil es nicht „objektiv“ sei,⁷⁵ sah man in Gießen den Nutzen der reflektierten Beschäftigung mit der Geschichte für Einsichten in Gegenwart und Zukunft sehr wohl als wertvoll auch für Nichtfachleute an.

Im Gegensatz zu den Inhalten in Thüringen finden wir in Gießen aber keine Themen, wie sie in Fachschulen auftauchten. In Thüringen gab es spezielle Kurse für die Berufs- und Arbeitswelt, zum Beispiel in der Produktgestaltung oder im graphischen Gewerbe.⁷⁶ In Gießen zielten die Inhalte tatsächlich auf die Förderung der Allgemeinbildung ab und immer wieder auf die Ermutigung zur Teilnahme an den demokratischen Prozessen. In Thüringen wurde auch versucht, besonders Frauen, Erwerbslose und Jugendliche für die Volkshochschule zu gewinnen. Manche Lehrende besuchten Strafgefangene oder reisten, wie u.a. die Wanderlehrerinnen, auf die Dörfer, um die Menschen bei ihrer Heimarbeit zu erreichen. In Gießen scheint das Semesterprogramm eher auf interessierte Arbeiter, Unterbeamte und Angestellte ausgerichtet zu sein, vielleicht sogar mittelschichtorientiert wie in Bayern.

Die Gießener Auswahl der Themen und die mit ihrer Aneignung verbundenen Methoden stellten einen hohen Anspruch an die Hörerschaft der Volkshochschule. Die Inhalte scheinen in der Bewertung, verglichen mit denen heutiger Schulen, eher dem gymnasialen Bildungsgang als den Bildungsgängen für Haupt- und Realschulen zu entsprechen. Es bildet sich ab, dass in jener Zeit viele Schülerinnen und Schüler in den alten Vorkriegsschulen und der neuen Einheitsschule eher unterfordert gewesen waren, weil sie dort keine Chancen bekamen, ihren intellektuellen Fähigkeiten gemäß ausgebildet zu werden. Die Arbeitnehmer erhielten beim eventuellen Besuch von Fachschulen solche Themenangebote, die ihre fachlichen Kompetenzen erhöhen sollten, nicht die kulturellen oder politischen. Keinesfalls waren die Inhalte und Methoden in Fachschulen auf Mitarbeit an gesellschaftlicher Teilhabe oder Lebenshilfe ausgerichtet.

74 Dr. Hans Werner: Die Volkshochschule Gießen, ihre Entwicklung und ihre Ziele, in: Gießener Anzeiger, Jubiläumsausgabe 1925, Aches Blatt, StdAG.

75 Reimers, a.a.O., S. 58.

76 Ebd., S. 53

Stundenübersicht.					
Zeit	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag
7 — 8	—	Die Farben in der Baukunst	—	Zeitungswesen	—
8 — 10	Chemie	Deutsche Malereien im 19. Jahrhundert	Jesus und die Gegenwart	Das Recht des bürgerlichen Gesetzbuches	Goethe
	Weltanschauungsfragen	Geld-, Bank- und Börsenwesen	Magnetismus und Elektrizität	Gesteinskunde	Die ordentlichen Gerichte des deutschen Reiches
	—	—	Wirtschafts- und Verkehrsgeographie Europas	Häusliche Erziehungsfragen	Revolution

Otto Wagner, Gießen.

Abb. 6: Stundenübersicht des 2. Semesters, Januar bis März 1920 der Volkshochschule Gießen; Quelle: Verzeichnis der Vortragreihen und Arbeitsgemeinschaften, Sammlung Flörke Teil 1 o.S., / Stadtarchiv Gießen

Darum finden wir in der Gießener Volkshochschule neben den politischen Themen ebenso kulturelle, die darauf ausgerichtet waren, neben der Allgemeinbildung auch künstlerische Bildung zu erwerben. So gab es musikalische Abende und gemeinsame Besuche von Konzerten, Museen, Ausstellungen und Theateraufführungen. Im Kurs „Literatur und Kunst“ wurde zum Beispiel Schillers Wilhelm Tell besprochen. In letzterer Auswahl kann man wieder einen Hinweis auf die demokratische und aufklärerische Ausrichtung der Gießener Volkshochschule sehen.

Es gab außerdem Angebote in Sternkunde und Zeitungswesen oder Einführung in bildende Kunst und Medizin. In den ersten Semestern der Gießener Volkshochschule wurden mehrere Einführungsveranstaltungen angeboten, u.a. in Musik, Chemie, Botanik, Geologie, Zoologie und Recht. Auch die Einführungskurse waren, wenn möglich, mit gemeinsamen Ausflügen verbunden, zum Beispiel gab es pflanzenkundliche Streifzüge sowie Ausflüge zur Gesteinskunde. Über die Lebendigkeit und Anschaulichkeit in den Angeboten berichtete der ehemalige Mitarbeiter Heinrich Pröschold 1972:

„Dr. Hans Werner, der erste Geschäftsführer, unterrichtete in unkonventioneller Weise von den Voraussetzungen und Bedürfnissen seiner Hörer ausgehend. (...) Seine Kurse fanden enormen Zuspruch und waren immer überfüllt. (...) Der Gießener Maler Hein Heckroth, damals noch jung und unbekannt, hatte Werners Kurse besucht und später einmal geäußert, dass Werner ihm erst so recht die Augen für das Wesen der Ausdruckskunst geöffnet habe. (...) Auch der Chemiker und Geologe Dr. Wilhelm Flörke vermochte einen größeren Hörerkreis um sich zu versammeln. (...) Ein gut besuchter Kurs war auch der des Botanikers Garteninspektor Rehnelt vom Botanischen Garten. (...) Wie der

*Expressionismus eine Neuerscheinung jener Zeit war, als das Jahrhundert noch jung war, so auch der Rundfunk. In seinem Physikkurs hat Dr. Heussel dieses Wunder der Technik behandelt.*⁷⁷

Dr. Hans Werner, der die Kunstführungen anbot, war zudem gern gehörter Führer durch Städte, auch daran erinnert sich Pröschold:

*„Dr. Werner hatte seinen Kreis durch die winkligen Gassen der Stadt hinunter auf die Lahnbrücken geführt. (...) Da standen wir und sahen den Limburger Dom gleichsam zum ersten Male in seiner großartigen Gestaltung. (...) Werner erzählte aus der Geschichte der Stadt, und das Mittelalter entstand vor den Augen der Zuhörer. Und als dann Werner in der altertümlichen Sprache des Chronisten den Gesang der Geißler auf sagte, blieben die Worte in der Luft wie ein Bann stehen.“*⁷⁸

Man kann sich gut vorstellen, dass sich die von Pröschold so begeistert beschriebenen Kurse großer Beliebtheit erfreuten und dass während des gemeinsamen Arbeitens, Wanderns und Feierns Freundschaften entstanden, also Gruppen zusammenwuchsen, vielleicht sogar in ersten Ansätzen die „*tiefer innere Volkskultur*“⁷⁹ erreicht wurde, wie von Mittermaier gewünscht. Dazu trugen eventuell auch die Jahreshauptversammlungen, die Sonntagstreffen und die „Besonderen Veranstaltungen“ bei, etwa zu Jahrestagen. Zum ihrem 60. Geburtstag wurde z.B. der Schriftstellerin Ricarda Huch ein Abend gewidmet und zum 600. Todestag von Dante gab im festlichen Rahmen in der Aula der Universität eine „*Dantefeier*“. Ausgewählte Passagen aus der „*Göttlichen Komödie*“ wurden vorgetragen und Prof. Franz hielt eine Rede zu „*Dantes Bedeutung für die Gegenwart*“.⁸⁰

Gemeinschaft, aber auch Entspannung stifteten sicherlich auch die Angebote zum Chorsingen und zur Gymnastik sowie die Lesecke. Bücher sollten für alle zu einer Grundlage des Lernens werden, Bücher sollten aber auch die Lernenden zusammenführen. Dazu ermöglichte Käthe Keisner, die zusammen mit ihrem Mann Heinrich die Goethebuchhandlung leitete, Lesungen und Treffen in der „Lesecke“.

Dem Buch wurde eine hohe Bedeutung zugemessen, nicht nur um Bildung zu vermitteln, sondern auch um zur Ruhe zu kommen. „*Wir alle sehnen uns nach der Stille innerer Arbeit, nach dem Frieden des Buches (...)*“, so sagte dazu Wolfgang Mittermaier.⁸¹ Die Lesecke der Goethebuchhandlung wurde bald ein Treffpunkt vieler Hörerinnen und Hörer, auch fanden dort Ausstellungen statt, wie im Jahr 1926 eine Ausstellung mit grafischen Werken von Hein Heckroth.

Der Maler, Bühnenbildner und spätere Oscar-Preisträger Heckroth war ein früher Schüler von Werner, der besonders den Expressionismus in Literatur und Malerei behandelt hatte, was das hier abgebildete Werk Heckroths wiedergibt.

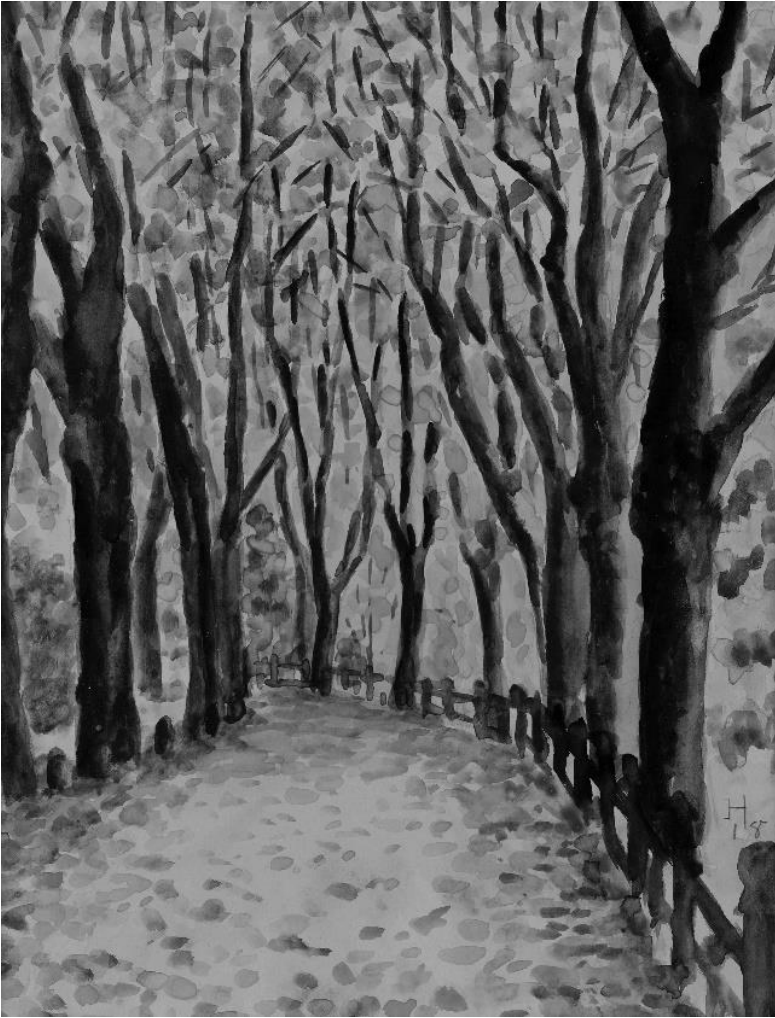
77 Pröschold, a.a.O. S. 83.

78 Ebd.

79 StdtAG, L621, S. 13.

80 Ebd., S. 14.

81 StdtAG, L621, Nr. 14



*Abb. 7: Hein Heckroth: Südanlage in Gießen.
Quelle: Oberhessisches Museum Gießen, Bildersammlung*

Kritisch stand man im Vorstand allerdings dem Kino gegenüber. Man versuchte, sich in die Kulturplanungen der Stadt einzumischen und lehnte ein zweites Kino ab. Dafür wurde vor allem das Argument angeführt, dass das Gießener Kino eher der „*Sinnlichkeit*“ und „*niederer Vergnügungssucht*“ diene und nicht „*edler und würdiger Unterhaltung oder wissenschaftlicher oder technischer Belehrung*“.⁸²

⁸² StdtAG, L621, Nr. 92: Brief des Vereinsvorstandes an die Stadt.

Teilhabe in der Praxis: Programmatik und Hörerwünsche

Waren mit all diesen Angeboten sowohl die Hörerwünsche als auch die Ziele des Gießener Volkshochschulprogramms erfüllt? Ausgangs- und Anknüpfungspunkte der Bildungsarbeit sollten ja die Hörerbedürfnisse und die gesellschaftlichen Aufgaben sein. Letztere waren frühzeitig durch den demokratischen Anspruch des Vorstands gesetzt. Die Hörerwünsche wurden bereits vor Beginn des ersten Semesters erfragt, indem in einem Fragebogen vom Mai 1919 Beispielthemen genannt wurden, aber auch die Möglichkeit eröffnet wurde, für einen „Stoff“ von Vereinen und Gruppen offen zu sein, wenn mehr als 10 Personen diesen wünschen sollten. Die Ergebnisse liegen uns nicht vor, aber wir haben Ergebnisse einer Umfrage von 1927. Walter Hegar, Nachfolger von Hans Werner als Geschäftsführer der Volkshochschule, sammelte Hörerfragen und stellte einen Fragekasten in der Oberrealschule auf. Mit den Ergebnissen bat er die Lehrenden, auch die „Lebensfragen des einzelnen Hörers“⁸³ aufzunehmen. Diese waren zum Beispiel:

- „- Ist der Katholizismus oder der Protestantismus der Wirklichkeit des sozialen und individuellen Lebens angemessener? (...)
- Liegen in der Bejahung des natürlichen, ungebrochenen Lebens religiöse Werte?
- Sind Geister für uns Menschen unsichtbar? (...)
- Kann ein geistig normaler Mensch jemals einen Mord begehen?
- Ist die Erwerbstätigkeit der Frau vom volkswirtschaftlichen und ethisch sozialen Standpunkt aus zu rechtfertigen?
- Wie ist die Forderung nach Gleichberechtigung der Frau in Bezug auf Beruf, Politik und Liebesleben zu beurteilen?
- Ist das Zweikindersystem bedenklich?
- Wieweit treffen die Malthusschen Gesetze zu?
- Ist die Auswanderung notwendig?
- Braucht Deutschland Kolonien?
- Mit welchem Recht verausgabt man in Zeiten sozialer Not Millionen für Ausgrabungen?
 - Warum macht man Polarexpeditionen?
- Sind die Luftschiffe den Flugzeugen an Verkehrssicherheit überlegen?
- Welche Stellung kann man vom volkswirtschaftlichen und ethischen Standpunkt zur Mode einnehmen?
- Welche wirksamen Mittel gibt es gegen das Bestechungswesen?
- Inwieweit kann man gegen das Schund- und Schmutzgesetz Bedenken haben?
- Wieweit wirkt die öffentliche Darstellung von Verbrechen schädigend auf die Jugend?
- Wie schützt man Jugendliche vor Vergnügungssucht?
- Wie erzieht man lügenhafte Kinder?
- Sollen Schulkinder ihre Hausarbeit selbständig machen?“⁸⁴

Die Hörerwünsche deckten ein breites Spektrum von Themen ab und waren sowohl von persönlichen als auch von sozialen und politischen Problemen der damaligen Gesellschaft geprägt. Die Auswertungen zeigen, dass die bisherige

83 StdtAG, L621, Nr. 86: „Volkshochschule Gießen, Fragebogen unserer Hörschaft, März 1927“.

84 Ebd.

Kursplanung, von einigen exotischen Fragen abgesehen, doch nah an den Interessen und gesellschaftlichen Problemen der Hörschaft orientiert war, besonders in Fragen der Religion und der Erziehung. Zum Beispiel gab es die Themenangebote „*Die Psychologie des Jugendalters und die Aufgaben der Erziehung*“ oder „*Die sexuelle Frage und die Erziehung*“, ähnlich formuliert bereits in den ersten Semestern.⁸⁵ Über einige Semester wurde eine Erziehungsberatungsstelle eingerichtet.

Wurden die neuen Wünsche, wie von Hegar gefordert, nun von den Lehrenden aufgegriffen? Die Frage eines Hörers war ja, ob Geister unsichtbar seien. Tatsächlich finden wir im Semesterplan von 1927 das Angebot „Okkultismus und Wissenschaft“. Dies Beispiel zeigt uns, dass man an der Volkshochschule Gießen Hörerfragen ernst nahm und, wie bei der Gründung intendiert, sich weiterhin auch am Individuum orientierte. Hängt Hegars Arbeitsgemeinschaft „*Kulturfragen der Gegenwart im Anschluss an Oswald Spengler*“ eventuell mit den Hörerfragen zu Religion und individuellem Leben bzw. der Bejahung des natürlichen Lebens zusammen oder zu der Frage zum Zweikindersystem? Die Teilnehmenden sollten jedenfalls in Hegars Veranstaltung einzelne Passagen aus Spenglers damals kontrovers diskutiertem Werk lesen und überprüfen, ob sich in Erneuerungsbewegungen „*Anzeichen finden, die gegen Spenglers Auffassung sprechen. Daraus ergeben sich unter Umständen Hinweise auf Möglichkeiten eigener Kulturarbeit*“⁸⁶ Welche Herausforderung, welch ein Anspruch an die Hörer. Sie mussten den geschichtsphilosophischen Text lesen und verstehen. Sie mussten die gegenwärtige politische und soziale Situation in Deutschland reflektieren können und dazu eigene Ideen für die Zukunft der Gesellschaft entwickeln!

Standortbestimmung 1927

Hegar war, wie manch andere Lehrende der Volkshochschule auch, das erfahren wir aus seinem Rückblick von 1927, zutiefst besorgt um die gesellschaftliche Situation dieser Jahre und somit auch um seine Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Er forderte in seinem Rückblick „*Alltag und Volkshochschule*“ jeden Einzelnen auf, sich nicht entmutigen zu lassen und Innerlichkeit weiterhin zu bewahren:

„Die Volkshochschule ist Anwalt bedrohten und erniedrigten Menschentums. Sie ruft, die dem Alltag zu erliegen drohen, auf zum Kampf um Innerlichkeit und sie mahnt die Machthaber über Menschentum, die Würde des Menschen zu achten. (...) Da sehen wir Volk – es kommt in die Volkshochschule – in dem Bereitschaft, Wunsch, Sehnsucht, Hoffnung erloschen, längst an Entmutigung gestorben ist. (...) wir haben eine Armee erzwungener Arbeitsloser und sind gewärtig einer noch größeren Armee von zehn und mehr Stunden mechanisch Arbeitender. Wie kann da Volk gebildet werden?“⁸⁷

Und im Rückblick von Hans Werner „*Von unserem Ziel und Weg*“ heißt es:

„Die Volkshochschule weiß, daß in allen Kreisen dieselben Anlagen zur Bildung sich finden. Sie weiß aber auch, wie schwer es für Jeden ohne Ausnahme wird, zu dieser Bildung

85 StadtAG, L621, Sammlung Flörke, Teil 2, 8. Semester, o.S.

86 Ebd., S. 18.

87 Walter Hegar, *Alltag und Volkshochschule*, Ebd., S. 13 f.

*durchzustoßen. Sie weiß um die Gewohnheit, das Gemeine, den Spott, den Fatalismus, die Mutlosigkeit, den Gewaltglauben, die listige Verführung. Aber sie sucht die, die trotz alledem bereit sind.*⁸⁸

Werner und Hegar malten ein düsteres Bild der Gesellschaft, wenn sie von „*Kampf um Innerlichkeit*“ und „*listiger Verführung*“ sprachen, obgleich wir heute im Rückblick für die Zeit um 1927 eine konjunkturelle Verbesserung sehen, denn u.a. wurden die staatliche Sozialfürsorge und Arbeitslosenversicherung eingeführt. Die hohen Arbeitslosenzahlen, instabile Regierungen und skrupellose Attentate blieben jedoch, und nicht nur in Berlin lieferten sich die NSDAP und die KPD blutige Straßenkämpfe. Die Hörerinnen und Hörer waren also durchaus verängstigt und entmutigt, auch, wenn man weiß, dass man es in Gießen mit klugen und gesellschaftlich engagierten Teilnehmern zu tun hatte, das zeigen uns das bisherige anspruchsvolle Programm der Volkshochschule sowie die Interessen der Hörerschaft von 1927. Hans Werner wie Walter Hegar wurden nicht müde, die gesellschaftliche Situation zwar als problematisch zu sehen, aber die Aufgabe des Einzelnen immer in seiner Verantwortlichkeit für sich selbst und die Gesellschaft, immer strebend zum Guten, zu Humanität, und damit als hoffnungsvoll für Gegenwart und Zukunft. Daraus ergaben sich 1919 bis 1927, als diese Rückblicke erfolgten, die Inhalte und Methoden der Lehrenden, ergaben sich weiterhin die anspruchsvollen gesellschaftspolitischen Themen sowie Aussprachen in den dafür vorgesehenen „Austauschabenden“, zu denen Werner berichtet:

*„Seit dem Wintersemester 1922/23 finden sich ferner an den damals neu eingeführten, in zwangloser Folge abgehaltenen ‚Austauschabenden‘ Angehörige aller Kurse zu fördernder Aussprache über die verschiedensten Fragen zusammen. In diesem Jahr z.B. steht bei diesen Abenden der Aufbau der Stadtverwaltung Gießen im Mittelpunkt. Leitende Persönlichkeiten unserer Stadtverwaltung haben in dankenswerter Weise dazu einführende Referate übernommen.“*⁸⁹

Auch in diesem Thema wird wieder deutlich, wie Inhalt und Methode eine Einheit bildeten. Lehrende geben zunächst einführendes Wissen und alle tauschten sich später darüber so aus, dass sie am demokratischen Leben teilnehmen konnten.

Hegar erklärte den Sinn der Volkshochschularbeit zur Eröffnung des Sommersemesters 1928 in folgender Weise: Nicht „*Vermehrung des Wissens im Volke*“ sei angestrebt, sondern „*Gestaltung des Wissens im Volke*“ und man müsse darum dem Volk alles geben, was dem menschlichen Leben „*Sinn und Kraft*“ verleihen könnte.⁹⁰ Dieser leicht modifizierte Leitgedanke bedingte neue Themen, wie zum Beispiel „*Seelische Hemmungen und ihre Heilung*“ sowie auch des Öfteren Arbeitsgemeinschaften zu Ehe- und Erziehungsfragen. Ansonsten behielt man aber die alten geisteswissenschaftlichen Inhalte zu Religion, Literatur u.a.m. bei. Es fällt jedoch auf, dass seit 1928 die naturwissenschaftlichen Kurse zur Chemie, Physik,

88 Hans Werner, Von unserem Ziel und Weg. Ein Rückblick, ebd. S. 2.

89 Dr. Hans Werner: Die Volkshochschule Gießen, ihre Entwicklung und ihre Ziele, in: Gießener Anzeiger, Jubiläumsausgabe 1925, Achstes Blatt.

90 Walter Hegar, Bericht über das 18. Semester, Die innere Entwicklung der Volkshochschule im Wintersemester 1927/28, in StdtAG, Sammlung Flörke Teil 2, S. 2.

Gesteinskunde u.a.m. radikal abnehmen. Wir dürfen vermuten, dass dies mit der zunehmenden politischen und wirtschaftlichen Krise sowie den damit verbundenen Engpässen im Etat der Volkshochschule zusammenhing. Ihr demokratischer Charakter und der ihrer maßgeblichen Akteure erwies sich nun abermals darin, angesichts der gesellschaftlichen Krisenlage nicht auf die historisch-politische Aufklärung zu verzichten.

Konnte man den Hörern mit diesem seit 1919 geprägten und bis 1927 aufrecht erhaltenen und leicht modifizierten Ansprüchen in ihrem Bildungsbemühen helfen oder überforderte man sie eventuell? Einem anonymen Hörerbericht entnehmen wir, dass der Stoff der Volkshochschule die Hörer bewegte und ihr Innerstes berührte, aber sie auch verunsicherte.

„Dabei kann es vorkommen, dass alles, an dem wir früher festhielten, wankt und über uns zusammenstürzt. ... Ist dies gut so? ... Ein früherer Austauschabend behandelte diese Frage ohne endgültiges Ergebnis.“

Der Bericht schloss mit der Überzeugung des Autors, dass die Volkshochschule Gießen ihm neue Wege zu einer tieferen Erkenntnis eröffnet habe und er sie schmerzlich vermissen würde, müsste er auf sie verzichten.⁹¹

Die Mühen der Ebene

Arbeit unter prekären Bedingungen:

Es waren große Hoffnungen und Erwartungen gewesen, die die Gießener Volkshochschulgründer gehegt hatten. Die Schaffung dieser neuen Einrichtung hatte für sie das Symbol einer Erneuerung des Bildungswesens insgesamt gebildet, das seinerseits als Garant für eine sozial gerechtere demokratische Gesellschaft stehen sollte. Die Verringerung der politischen, sozialen und religiösen Gegensätze sowie wechselseitiger Respekt vor der Meinung anderer sollten die „neue geistige Volksgemeinschaft“ prägen, für die die Gießener Volkshochschule einen Ort des demokratischen Miteinanders bieten würde.⁹² Dies war, auch über Gießen hinaus, der bei den Protagonisten der neuen Volksbildungsbewegung mit der Erwartung verbunden, dass die Volkshochschule mit ihrer Arbeit zur Verankerung des demokratischen Bewusstseins in der Bevölkerung entscheidend beitragen könne.⁹³ Ein Blick auf die materielle Seite der Volkshochschulentwicklung in Gießen zeigt, dass die von hohen Erwartungen getragene Aufbruchsstimmung auf nur eingeschränkte finanzielle Möglichkeiten der öffentlichen Finanzierung stieß. Zugleich verlangten Krisenjahre im ersten Jahrzehnt der Republik mit ihren monetären Turbulenzen ein überdurchschnittliches Engagement bei den Akteuren, um den Aufbau der hiesigen Volkshochschule unbeschadet zahlreicher kritischer Haushalts-situationen voranzutreiben und dabei materielle Engpässe zu überwinden.⁹⁴ Dass

91 Ein Hörer: Was uns die Volkshochschule gibt, in StdtAG, L621, Sammlung Flörke Teil 2, S. 5.

92 StdtAG, L621, Nr. 32.

93 Olbrich, a.a.O. S. 147.

94 StdtAG, L621.

dies gelang, war nicht zuletzt dem kontinuierlichen Engagement der Stadt Gießen als beteiligter Kommune zu verdanken, die sich mehrfach über ihren Etatanteil hinaus zu Hilfs- und Sonderzahlungen bereitfand.

Für den Gießener Trägerverein bestand ein Großteil der Alltagsarbeit darin, die materielle Basis für die Volkshochschultätigkeit zu sichern. Nur durch die Akzeptanz der Angebote, durch den Erfolg von Vorträgen und Arbeitsgemeinschaften konnte man der Realisierung weitreichender Zielsetzungen näherkommen. Nur eine dauerhaft gesicherte finanzielle Ausstattung vermochte den Aufbau der neuen Institution und ihre kontinuierliche Weiterführung zu gewährleisten. Dies bedeutete für den Vorstand des Trägervereins während und nach der Startphase, sich intensiv mit diesem Problem auseinanderzusetzen und die erforderlichen Geldmittel zu beschaffen. Welche vielfältigen Details dabei bedacht werden mussten, geht aus einem Briefentwurf Mittermaiers an den Oberbürgermeister der Stadt Gießen vom 01.09.1919 hervor, der im Stadtarchiv erhalten ist. Dabei spielten der anbrechende Herbst und der bevorstehende Winter keine unerhebliche Rolle.



Abb. 8: Zeichensaal der Oberrealschule Gießen

Quelle: Stadtarchiv Gießen, Bildersammlung

Zunächst berichtet der Erste Vorsitzende davon, dass die neue Volkshochschule ihr Domizil in den Räumen der Oberrealschule (der späteren Liebigschule), gefunden habe. Mit Zustimmung des Schulleiters könne der abendliche Unterrichtsbetrieb zwischen 19.00 Uhr und 22.00 Uhr stattfinden. Danach nennt er die Rahmenbedingen für diese Mitnutzung der Schulräume: Es fielen Kosten für die

Heizung, die Beleuchtung, eine Vergütung für den Scholdiener, der die Hausmeisterfunktion wahrnahm, und die Reinigung an, ganz abgesehen von den Ausgaben für Unterrichtsmittel speziell für naturwissenschaftlichen Kurse.

Der Verein hoffe, diese Kosten langfristig aus eigenen Einnahmen zu bestreiten, solange dies aber nicht der Fall sei, komme er nicht umhin, die Stadt um Unterstützung zu bitten. Nach Aussage des Direktors der Oberrealschule müsse die Heizung für den Abendunterricht zusätzlich mit Koks beschickt werden, und zwar täglich mit vier Zentnern, was in der Woche die Summe von 20 Zentner ergebe. Daher ersuche der Verein darum, dass die städtische Kohlenstelle zusätzlich maximal 400 Zentner Koks an die Oberrealschule liefern möge und dass der dafür notwendige Betrag von 2500 Mark von der Stadt Gießen zur Verfügung gestellt werde. Die Kosten für die Reinigung beliefen sich auf etwa 1000 Mark und der Betrag für das Unterrichtsmaterial auf 500 Mark. Dies stellten nur die Basiskosten für den Unterrichtsbetrieb dar, ohne dass Honorare, Bürokosten etc. berücksichtigt wären. Es fielen demnach allein für das Winterhalbjahr 1919/1920 geschätzte 5000 Mark an notwendigen Unterstützungszahlungen an.⁹⁵

Erfreulicherweise gab es nach der Etablierung der Volkshochschule auch Zuschüsse durch die Landesregierung, allerdings konnte man nicht unbedingt mit dem rechtzeitigen Eingang der Gelder rechnen. Insgesamt 8000 Mark, die zum 01. Oktober 1921 eingegangen sein sollten, ließen einen Monat später immer noch auf sich warten. Auch die für den Geschäftsführer Dr. Hans Werner vorgesehene „Extragabe“, ein Zuschuss zu dessen Gehalt, war nicht eingegangen. So wird der Vorsitzende des Trägervereins gebeten, die Überweisungen bei der Regierung anzumahnen.⁹⁶ Die Stadt Gießen hingegen zahlte offenbar pünktlich und hatte ihren Anteil von 8000 Mark bereits zum 01. September 1921 zur Überweisung freigegeben.⁹⁷

Auch wenn der Geschäftsführer besoldet war und eine Geschäftsstelle, wenngleich in bescheidener Form, in dessen Wohnung in der Gießener Löberstraße 26/II existierte, gelang es nicht, bei der *„Zentralstelle der Volksbildung und Jugendpflege in Hessen“* Werners Festanstellung durchzusetzen. Deren Leiter mit dem Sitz in Darmstadt, Heinrich Hassinger, anerkannte die Berechtigung des Antrags, Dr. Werner mit einer Dauerstelle zu versehen, zwar grundsätzlich, verwies aber zugleich auf die aktuellen finanziellen Engpässe, die dieses Unterfangen verhin-
derten.

95 StdtAG, L621, Nr. 18.

96 Schreiben Griessbauer an Mittermaier StdtAG, L621, Nr. 37. Griessbauer hatte die Funktion des Kassiers inne und war Direktor der Gießener Filiale der Mitteldeutschen Creditbank, einer Großbank mit Sitz in Meinigen/Thüringen und Frankfurt am Main, deren Hauptgeschäft deutschlandweit in der Finanzierung von Wirtschaftsunternehmen bestand. Sie war eine Vorläuferin der heutigen Commerzbank.

97 StdtAG, L621, Nr. 38. Die Zahlungen von Land und Kommune lagen für dieses Jahr um 500 Mark über dem Haushaltsansatz. Bei dem Differenzbetrag dürfte es sich um anlassbezogene Mehrleistungen handeln, wie dies auch in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts der Fall gewesen ist.



*Abb. 9: Heinrich Hassinger (1888-1967), Direktor der Zentralstelle für Volksbildung und Jugendpflege in Hessen 1918-1933
Quelle: Stadtarchiv Darmstadt*

In einem Schreiben an Mittermaier vom 03. März 1922 benennt er jedoch die zurzeit unlösbaren Probleme, dieses Anliegen zu realisieren: Die Etatmittel für die Förderung der Volkshochschulen seien zwar erhöht worden, und man wolle alles Erdenkliche tun, um der Einrichtung in Gießen zu helfen. Allerdings zeichne sich trotz der Mittelsteigerung auf Landesebene ein finanzieller Engpass ab, der mit der erfolgreichen Ausbreitung des Volkshochschulwesens zusammenhinge; es gelte nun, auch in den Provinzen Rheinhessen und Starkenburg entsprechende neuentstandene Einrichtungen zu fördern, für eine feste Stelle Dr. Werners Mittel freizumachen, sei gegenwärtig unmöglich, man werde dies jedoch weiter im Auge behal-

ten.⁹⁸ Abgesehen von diesem abschlägigen Bescheid klingt im zweiten Teil des Briefes in ermutigender Weise die Wertschätzung der Vorreiterrolle Gießens in der hessischen Volkshochschulentwicklung an. Hinsichtlich des Wunsches nach Festanstellung des Geschäftsführers allerdings sollte sich bis zum Weggang von Dr. Werner an eine Frankfurter Stiftung Mitte der 1920er Jahren nichts ändern.⁹⁹



*Abb. 10: Wohnung und Büro des ersten Geschäftsführers Dr. Hans Werner in der Loeberstraße 26/II (Haus rechts im Bild, Ecke Bleichstraße)
Quelle: Untere Denkmalschutzbehörde der Stadt Gießen, Bildersammlung*

Dieses Schreiben offenbart einen Konflikt, der sich durch die gesamte Weimarer Zeit zog. Er betraf nicht nur das Volkshochschulwesen, sondern die Finanzierung öffentlicher Aufgaben insgesamt. Auf der einen Seite hatte die öffentliche Hand mit einer Mittelverknappung aufgrund von Kriegsfolgen und Wirtschaftskrisen zu kämpfen, andererseits expandierten die Anforderungen durch das sich ausweitende, insbesondere das sozialpolitische Leistungsspektrum. Dies begrenzte

⁹⁸ StdtAG, L621, Nr. 45

⁹⁹ Dass Werner sich im November 1926 bereits in Frankfurt befand, geht aus einem Schreiben vom 20.11.1926 an Mittermaier hervor, in dem er trotz der ungesicherten Finanzlage hinsichtlich des Gehaltes für den Geschäftsführer die Anstellung Walter Hegars als Nachfolger empfiehlt; dieses Schreiben trägt den Briefkopf seines neuen Arbeitgebers, der Dr. Arthur Pfungst-Stiftung in Frankfurt am Main. In diesem Brief wird gleichzeitig die hohe Meinung von Hassinger über die Arbeit der Gießener Volkshochschule bestätigt, die der hessische Landesbeauftragte für das Volkshochschulwesen nach wie vor unterhalte. StdtAG, L621, Nr. 63.

im Einzelfall ganz erheblich die verfügbaren Finanzmittel, in diesem Fall des Landes, über die notwendigste existenzsichernde Grundversorgung hinaus.¹⁰⁰

Unbeschadet der finanziellen Enge gewann die Gießener Volkshochschule bereits in den Anfangsjahren eine beträchtliche Akzeptanz. Dies schlug sich in konkreten Zahlen nieder: So konnte ihr Trägerverein seit der Gründung einen beträchtlichen Mitgliederzuwachs verzeichnen: von 148 im ersten auf 335 Mitglieder im Jahr 1921. Die Zahl der Teilnehmer an den Vortragreihen und Arbeitsgemeinschaften stieg im gleichen Zeitraum von 430 auf 520. Dies erfreuliche Wachstum, das sich in den Folgejahren stabilisierte, schlug sich zunächst nicht in erhöhten Zuschüssen der öffentlichen Hand nieder, und die Mitgliedsbeiträge deckten nur einen Teil der entstandenen Mehrkosten. So galt es, die erforderlich gewordenen zusätzlichen Ausgaben durch eine sparsame Haushaltsführung intern aufzufangen; Zuschüsse von dritter Seite, etwa der Universität, waren nicht zu erwarten.¹⁰¹

Krise und Stabilisierung

Umso gravierender machte sich in dieser Phase die Geldentwertung bemerkbar. Die Inflation der 1920er Jahre brachte die Volkshochschule in finanzielle Bedrängnis, da die erhaltenen Zuwendungen zwar der Geldentwertung angepasst wurden, die jeweiligen Erhöhungen jedoch mit der wachsenden inflationären Dynamik nicht Schritt halten konnten. Für das Geschäftsjahr 1922 waren bereits im Juni schon mehr als die Hälfte der von Stadt und Land bereitgestellten Gelder aufgebraucht, ebenso die an die Stadt später zurückzuzahlenden Sonderzuschüsse, die von der Kommune als eine Art von Notkrediten zur Überbrückung finanzieller Engpässe zur Verfügung gestellt worden waren.¹⁰² So reichte zum Beispiel im November 1922 ein bestehendes Guthaben von 21175,40 Mark gerade noch aus, um das bescheidene Gehalt des Geschäftsführers zu bezahlen. Von den Mitgliedsbeiträgen waren für das laufende Jahr nur noch geringe Summen zu erwarten. Unter diesen Bedingungen erschien es bereits im Oktober des Jahres kaum mehr möglich, die an die Volkshochschularbeit gestellten Anforderungen bis zum Jahresende erfüllen zu können.¹⁰³

Mit Einführung der Rentenmark 1924 stabilisierte sich die Situation. Die städtischen Zuschüsse entsprachen mit 1200 Reichsmark den Voranschlägen; diese Summe wurde bis 1930 nur für einzelne Rechnungsjahre mit Beträgen zwischen 1450 und 1950 Reichsmark überschritten, lag aber nie darunter. Hinzu kamen ein

100 Vgl. den Abschnitt: Kommunale Selbstverwaltung zwischen Leistungsexpansion und Finanznot (1918-1933) bei Hildebrand, Jens: Geschichte der kommunalen Selbstverwaltung, in: <http://bpb.de/izbp/257298/geschichte-der-kommunalen-selbstverwaltung?p=all> (Zugriff 08.09.2018, 15:30 Uhr) Generell waren die frühen Jahre der Weimarer Republik durch ein hohes Interesse des Staates, in der Umsetzung: der Länder und Kommunen, an einer forcierten Entwicklung des Volkshochschulwesens gekennzeichnet, dem sowohl eine bildungs- auch eine sozialpolitische Bedeutung beigemessen wurde.

101 Archiv der JLU Gießen, Nr. 1278, S. 2.

102 Kontoübersicht vom 15.06.1922, StdtAG, L. 621, Nr. 46.

103 Griessbauer an Mittermaier vom 06.11.1922, StdtAG, L. 621, Nr. 48.

jährlicher Landeszuschuss von 1550 Reichsmark und Mitgliedsbeiträge von 750,50 Reichsmark. Auf dieser bescheidenen, aber stabilen Grundlage war die Existenz der Gießener Volkshochschule für die kommende Zeit gesichert. Sie hatte damit die größte Herausforderung seit ihrem Bestehen gemeistert. Im Wintersemester 1924/1925 lag die Zahl der Hörerinnen und Hörer bei etwa 420, wobei 75 von ihnen von einer Beitragszahlung befreit waren oder eine Ermäßigung erhalten hatten. Die Anzahl der Mitglieder des Trägervereins war auch über die Zeit der Inflation stabil geblieben.¹⁰⁴

Wie knapp diese Finanzdecke aber immer noch war, geht aus einem erneuten Schreiben von Mittermaier an den Gießener Oberbürgermeister hervor. Er erwähnte zwar positiv, dass der Zuschuss der Stadt dankenswerterweise die Kosten für die Räumlichkeiten abdecke; insgesamt könne man trotz des erhöhten Raumbedarfs mit einigen Einschränkungen weiterarbeiten. Hervorgehoben werden die Zuschüsse des Landes, das eine Mittelerhöhung zugesagt habe, und die Mitgliedsbeiträge von Seiten des Trägervereins. Dem stünden jedoch beträchtliche Ausgaben gegenüber: Allein die Gehälter des Geschäftsführers, einer Schreibkraft und die Aufwendungen für den Hausmeister beliefen sich 1927 auf über 2000 Reichsmark; eine ähnliche Summe käme für die notwendigen Sachkosten hinzu. Die Volkshochschule sehe sich in jüngster Zeit zunehmenden Ansprüchen an ihre Arbeit gegenüber; dies betreffe besonders den Geschäftsführer mit seinem wachsenden Aufgabenbereich. Seine Tätigkeit habe sich durch überregionale Einbindungen, z.B. den Reichsverband der Volkshochschulen und die Gründung der Deutschen Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung, deutlich erweitert. Gegenwärtig mache es die knappe Finanzlage schwierig, Lehrkräfte zu gewinnen. Sicher könne man Mitgliedsbeiträge und Gebühren erhöhen, eine grundlegende Verbesserung der Lage sei aber nur durch die Steigerung der Zuschüsse durch die öffentliche Hand zu erreichen.¹⁰⁵

Tatsächlich erhöhte die Stadt Gießen für das Jahr 1927 ihren Etatanteil auf 1450, und für 1928 auf 1950 Reichsmark. Für 1930 brachte sie immerhin 1700 Reichsmark in Anschlag.¹⁰⁶ Bemerkenswert ist, dass, bescheiden formuliert, aber mit unverkennbarem Stolz Mittermaier seine Bitte um erhöhte kommunale Zuwendungen mit dem Hinweis verband, dass die Gießener Volkshochschularbeit

*„(...) jetzt das Vorbild für die Erwachsenenarbeit an den Strafanstalten wird. Mit dieser Vertiefung ist aber eine erhöhte Tätigkeit der Geschäftsführung verbunden“.*¹⁰⁷

104 Gießener Anzeiger vom 06.04.1925, StAG, L 621, Nr. 58.

105 Schreiben Mittermaiers vom 16.10.1927 an den Oberbürgermeister der Stadt Gießen, StAG, L 621, Nr. 65.

106 Übersicht der Zuschüsse durch die Stadt Gießen für die Jahre 1919 bis 1931, undatiert, StdtAG, L 621, Nr. 66.

107 Schreiben Mittermaiers vom 16.10.1927, Ebd. Die Bemerkung hinsichtlich der Erwachsenenbildungsarbeit in den Justizanstalten verweist auf die Nähe von Mittermaiers Auffassungen zu den Reformvorstellungen Gustav Radbruchs, der zwischen 1921 und 1923 das Amt des Reichsjustizministers innehatte. Radbruch (1908) und Mittermaier (1909) publizierten nahezu zeitgleich zu den Umrissen eines modernen Strafrechts. Vgl. Karl Engisch in: Gundel, a.a.O., S. 658, sowie Ulfried Neumann, Gustav Radbruchs Beitrag zur

A. Einnahmen			
Mitgliederbeiträge	752,50 RM		
Staatszuschuß	1550,-- "		
Stadtzuschuß	1200,-- "		
	zus. 3502,50 RM.		
(Der Staatszuschuß setzt sich zusammen: 1200 RM + 250 RM Sonderbewilligung + 50 RM Marionettentheater + 50 RM Studienreise nach Jena.)			
B. Ausgaben			
1) persönliche	Geschäftsführer	1390,-- RM	
	Schreibhilfe	420,-- "	
	Hausmeister	313,-- "	
	zus.	2123,-- RM.	
2) sachliche	Sommer 27	Winter 27/28	zusammen
	235,-- RM	250,-- RM	485,-- RM
	Beleuchtung	100,-- "	129,90 "
	Heizung	5,10 "	230,10 "
	Lehrmittel	15,-- "	15,-- "
	Druckkosten	60,50 "	110,50 "
	Anzeigen	83,46 "	233,46 "
	Bücher	19,10 "	24,10 "
	Reisekosten (davon Studienreise des Leiters nach Jena)	110,-- "	140,-- "
	Geschäftsführung	366,41 "	686,41 "
	Verschiedenes	20,-- "	96,75 "
		zus.	2151,22 RM
Summe der Ausgaben: 4274,22 RM.			
Das Mehr der Ausgaben könnten wir diesmal noch durch einen geringen Rest des Vorjahres decken, der übrig blieb, da die Geschäftsführung in dieser Zeit während längerer Abschnitte wesentlich unentgeltlich geleistet wurde. Damit würden wir uns aber von allen Mitteln entblößen und die Weiterarbeit der Volkshochschule zu Beginn des nächsten Etatsjahres in Frage stellen, da unsere Geldquellen erfahrungsgemäß erst einige Monate nach Jahresbeginn zu fließen beginnen. Die Lehrerhonorare decken sich mit den Kursgebühren; sie betragen für den Abend 5,-- RM.			
Es zeigt sich hieraus, daß wir unsere Arbeit auf äußerste beschränken müssen, daß es schwer fällt, Lehrer zu gewinnen, und daß wir trotz aller Beschränkung genötigt sein werden, die Mitgliederbeiträge und die Kursgebühren in die Höhe zu setzen. Eine Erweiterung der Arbeit aber ist nur durch Erhöhung der Zuschüsse möglich. Die Zentrale für Volksbildung und Jugendpflege in Darmstadt hat uns zugesagt, im letzten Viertel des Rechnungsjahres uns nochmals nach Möglichkeit den Zuschuß zu erhöhen und ihn jedenfalls für die Zukunft zu erweitern.			
Die Hauptschwierigkeit liegt für uns in der allzu großen Beschränkung der Geschäftsführung, für die uns zu wenig übrig bleibt.			
Der Vorstand:			
Professor Dr. Mittermaier.			

Abb. 11: Finanzsituation der Volkshochschule in einem Schreiben Mittermaiers an den Gießener Oberbürgermeister Keller. Quelle: Stadtarchiv Gießen

Strafrechtsreform, in: Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.): Gustav Radbruch als Reichsjustizminister (1921-1923), Berlin 2004, S.49-62, hier S. 50. Mittermaier führte Exkursionen u.a. in die nahegelegenen hessischen Justizvollzugsanstalten Butzbach und Rockenberg; er besuchte mit seinen Studenten psychiatrische sowie Einrichtungen der Sozialfürsorge.(Engisch a.a.O., S. 663).

Offenbar konnte er damit rechnen, bei den Verantwortlichen der Stadt Gießen mit einer solchen Erfolgsnachricht auf eine positive Resonanz zu stoßen.

Wenngleich die Existenz der Volkshochschule für die nächsten Jahre nun finanziell gesichert war, blieb die Frage der Festanstellung des Geschäftsführers auch nach dem Weggang Dr. Werners ungelöst; auch sein Nachfolger Walter Hegar musste auf eine solche verlässliche Basis verzichten. Und noch ein anderes Problem begleitete die Erwachsenenbildung in Gießen durch die Jahre hindurch. War es das Ziel gewesen, alle Schichten und Berufe für die Veranstaltungen zu gewinnen, so schien dies schon 1921 erreicht.

Bei genauerem Hinsehen jedoch erwies es sich, dass zwei Drittel der Teilnehmer an Vorträgen und Arbeitsgemeinschaften aus der bürgerlichen Mittelschicht kamen und die Arbeiterschaft unterrepräsentiert geblieben war.¹⁰⁸ Diese Verteilung scheint sich bis in die zweite Hälfte der 1920er Jahre fortgeschrieben zu haben. In einem internen Bericht von 1927 heißt es:

„Besondere Aufmerksamkeit schenkten wir in letzter Zeit der noch zu erreichenden Verbindung zur Arbeiterschaft, die Gewerkschaften stellten uns den Saal des Gewerkschaftshauses für einen eigenen Eröffnungsabend zur Verfügung und nehmen an der Durchführung u.a. des ersten Volkskunstabends begrüßenswerten Anteil.“¹⁰⁹

Die Auseinandersetzung über Zielgruppen und Finanzierung der Volkshochschularbeit scheint sich im Zuge der Weltwirtschaftskrise noch verschärft zu haben. Die Stadtverordnetenversammlung reduzierte den städtischen Zuschuss für das Jahr 1930, wobei das Argument eines Redners war, die Volkshochschule verfehle ohnehin ihre eigentliche Zielgruppe, die Arbeiterschaft und die wohlhabenden Hörer könnten sehr wohl höhere Beiträge zahlen, so dass der städtische Zuschuss geringer ausfallen könnte. Dies rief Walter Hegar als Leiter der Volkshochschule auf den Plan. Unter dem 5. April 1930 ließ er im Gießener Anzeiger eine geharnischte Stellungnahme abdrucken, um diesen Angriff abzuwehren:

„1. Nur in sehr großen Städten ist es angängig, die Volkshochschularbeit auf die Bildungsbedürfnisse einer einzelnen Volksschicht, z. B. der Arbeiterschaft, einzustellen.(...) In einer Mittelstadt, ja selbst in einer mittleren Großstadt, muß die Volkshochschule schon aus äußeren Gründen den Bildungshungrigen aus allen Schichten offen stehen. Sie hat nur dafür zu sorgen, daß sich die Arbeiterschaft angemessen an ihr beteiligt. Das geschieht in Gießen mit Erfolg, obwohl bekanntlich die Gießener Fabrikarbeiter größtenteils auswärts wohnen. 2. Nur auf Grund des offenbaren Irrtums, daß die aus allen Schichten stammende Hörschaft sich überwiegend aus Begüterten zusammensetzt, konnte eine Gebührenerhöhung verlangt werden. Entsprechend der weiter vorgeschrittenen sozialen Umschichtung sind 75 v.H. der Hörer zwar nicht Fabrikarbeiter, aber Arbeitnehmer. 70 v.H. der Hörer sind unter 30 Jahre alt. Von diesen, doch nur ganz ausnahmsweise in glänzenden Positionen befindlichen Hörern erhöhte Gebühren zu nehmen, wäre vielleicht noch zu rechtfertigen, wenn die Volkshochschule in Geld umsetzbare Kenntnisse und Fertigkeiten vermitteln wollte. Aber von den 31 Kursen, die im abgelaufenen Jahre durchgeführt wurden,

108 Archiv der JLU Gießen, Nr. 1278, S. 1.

109 Bericht über das 17. Semester (Sommersemester 1927) Seite 1, StdtAG, L 621, Nr. 70.

dienten 29 der reinen, keine greifbaren Vorteile bietenden Bildung(...)3. (...)Es bedarf keiner weiteren Begründung, daß eine Arbeiterhochschule in einer Mittelstadt von der sozialen und geistigen Struktur Gießens sehr bald als Fremdkörper empfunden werden würde. Wir können hier nur eine Volkshochschule brauchen, die das in allen Volksschichten feststellbare Bedürfnis nach intensiver Volksbildung auf den verschiedensten Gebieten befriedigt.“¹¹⁰

In diesem Geiste suchte die Volkshochschule ihren Weg. Ein interner Berichtsentwurf aus dem Jahr 1927 verwies dabei nicht nur auf die „durch die Finanzlage erzwingene Raumknappheit“, sondern erwähnte zugleich Kooperationen mit verschiedenen kulturellen und sozialen Institutionen vom Stadttheater über den Goethebund¹¹¹ bis hin zu Gruppen der Jugendbewegung und den Gewerkschaften. Es wurden regionale und überregionale Kooperativen gebildet, um sich personell und thematisch zu ergänzen.

Ebenso nahm die Volkshochschule Gießen seit der zweiten Hälfte der 1920er Jahre aktiv an der überregionalen Verbandsarbeit teil und reihte sich damit in die entsprechenden großstädtischen Institutionen im Volksstaat Hessen ein. Was zunächst wie eine weitere Etappe in der Aufbauarbeit wirkt, erhält bei der Lektüre des Berichts über ein erstes Treffen im Jahr 1927 einen sehr ernsten, fast bedenklichen Unterton: Der Landesverband hessischer Volkshochschulen, dem die Einrichtungen aus Darmstadt, Gießen, Mainz und Offenbach angehörten und der auf die Verbreiterung der Mitgliedschaft durch den Beitritt anderer Standorte hoffte, hatte sich gebildet, um die Öffentlichkeit für die Erwachsenenbildung verstärkt zu interessieren und um zu vermeiden, „... daß die Bewegung in Hessen mangels Förderung versandet.“¹¹² Die Mühen der Ebene waren nicht zu Ende, und die Befürchtung, angesichts unzureichender öffentlicher Mittel erneut unter prekären Bedingungen arbeiten zu müssen, erschien den Beteiligten offensichtlich als eine reale Gefahr am Horizont der zukünftigen Entwicklung.

Die letzten Jahre der demokratischen Volkshochschule

Wechsel im Führungspersonal und Krisenmanagement

Ein Teil der personellen Probleme der Volkshochschule lag darin, dass sie von Anfang für ihren Leiter keine dauerhafte Stelle einrichten konnte. Dies wirkte sich

110 StdtAG, Gießener Anzeiger vom 5.4.1930, vgl. auch Minke, a.a.O., S.336.

111 Vgl. zum Gießener Goethebund und seinen politischen Entwicklungen zwischen liberalen und völkischen Richtungen Jörg Jatho, Der Gießener Goethebund, Gießen 2004. Im Goethebund scheint der Volkshochschule allerdings eher eine Konkurrenz erwachsen zu sein, zumindest organisierte er einen „Volksbildungstag“ in Gießen am 25. September 1930, der eindeutig eine völkisch – nationalkonservative Handschrift trug, zum „Ausbau einer starken, volkstümlichen Bildungspflege“.

112 StdtAG, L621, Nr. 71, Bericht über das 17. Semester (Sommersemester 1927), S. 2. Der Aufbau des Volkshochschulwesens oblag den Ländern und den Kommunen. Die jeweiligen Einzelgründungen fanden im Laufe des Entwicklungsprozesses ihre überregionale Struktur in den Regionalverbänden, die mehrheitlich in den 1920er Jahren entstanden; Thüringen nahm mit der Gründung 1919 dabei eine Vorreiterrolle ein. Vgl. Olbrich, a.a.O. S. 147.

besonders gravierend in den letzten Jahren der freien Volkshochschule aus. Bereits 1924 hatte sich abgezeichnet, dass Werner mittelfristig ein neues Arbeitsfeld suchen würde. Im Juli 1924 nahm er Urlaub für einen Russlandaufenthalt, den er im Rahmen der Volkshochschule für einen neuen Arbeitsbereich „Auslandskunde“ nutzen wollte, der sich aber bis Anfang 1926 hinzog. Zum 1. Mai 1926 wechselte er zur „Dr. Arthur Pfungst-Stiftung“ nach Frankfurt, einer jüdischen Stiftung, die sich vor allem um Bildungsgerechtigkeit und die Verbesserung von Bildungsmöglichkeiten für bedürftige Jugendliche kümmerte,¹¹³ gab aber weiter Kurse an der Gießener Volkshochschule. Auch ansonsten riss die Verbindung nicht ab: Noch im Sommer 1931 bot die Volkshochschule zwei Ferienkurse zum Thema „Lebensfragen“ im Landhaus der Pfungst-Stiftung in Fischbach im Taunus an, als Leiter firmierte neben anderen auch Hans Werner als Studienleiter der Pfungst-Stiftung.¹¹⁴

Sein Nachfolger, von Werner noch angeworben, wurde, wie oben erwähnt, Walter Alfred Hegar, der vorher in Frankfurt im Rahmen des Jugendringes die Jugendhochschulgemeinde Frankfurt geleitet hatte, die mit Unterstützung des Bundes für Volksbildung arbeitete.¹¹⁵ Über ihn wissen wir wenig.¹¹⁶ Am 1. Januar 1927 übernahm er die Leitung der Volkshochschule, am 13. März zog er nach Gießen und wohnte zur Untermiete bei der Witwe des Oberpostschaffners und Gründungsmitgliedes der Volkshochschule Heinrich Fehl in der Kaiserallee 44 und dann in der Landmannstraße 18, auch zur Untermiete. Er lebte also anders als Werner in weniger saturierten Verhältnissen. Die Geschäftsstelle der Volkshochschule war nun nicht mehr in der Wohnung ihres Leiters untergebracht, sondern erhielt eine eigene Adresse in der Wolfstraße 10 p. Am 1. Mai 1931 verließ Hegar Gießen und seine Volkshochschule wieder und meldete sich ab ins Badische, in seinen Heimatort Sulzbach am Staufen.

Hegars Zeit in Gießen stand unter keinem guten Stern. Das Verhältnis zu Wolfgang Mittermaier und Wilhelm Flörke, den beiden Vereinsvorsitzenden, gestaltete sich problematisch, ohne dass wir wüssten, was die Ursache hierfür gewesen sein könnte. Jedenfalls teilte Mittermaier dem Oberbürgermeister unter dem 15. November 1927 mit, er und Dr. Flörke hätten entschieden, den Vorstandsvorsitz der Volkshochschule niederzulegen, da sie mit der Geschäftsführung Hegars nicht einverstanden seien, der sich *„eine immer größere und ihm nicht zukommende Selbständig-*

113 Die Geschichte der Pfungst-Stiftung, deren Studienleiter Werner wurde, ist bis heute nicht zu rekonstruieren, da sie nach 1933 als anthroposophisch orientiert und zudem jüdisch liquidiert, in die Verwaltung der Stadt Frankfurt überführt und ihr Archivbestand aufgelöst wurde.

114 Programm der Volkshochschule Gießen, 25. Hj. 1931, StAG GN 820.

115 Stadtarchiv Frankfurt

116 Walter Hegar besaß die badische Staatsbürgerschaft und stammte aus Sulzbach am Staufen, StdtAG, Melderegister. Möglicherweise ist er jener Student der Geschichte aus Freiburg Walter Hegar, der 1919 in den Vorstand der Sozialistischen Gruppe der Freiburger Studentenschaft gewählt wurde (Rektoratsakte B1/2452, Universitätsarchiv Freiburg). Möglicherweise ist er der Autor der dort erschienenen kleinen Schrift „Der Sozialismus und die Kopfarbeiter“, Freiburg 1919. In ihr wird die Verpflichtung der „Kopfarbeiter“ betont, die am Materiellen orientierte Arbeiterklasse zu höherer Bildung zu führen.

keit in der Leitung“ angemäßt habe. Er und Flörke hätten aber mit ihren Vorstellungen bei den Lehrern und dem übrigen Vorstand keine Mehrheit gefunden.¹¹⁷ Die Nachfolge im Vorstand übernahm Prof. August Messer, der bereits seit der Gründung der Institution dabei war.

Hegar hatte die Volkshochschule durch die Weltwirtschaftskrise zu steuern, das ist auch zu erkennen an dünner werdenden Programmen auf schlechterem Papier, an Kürzungen in den Kursen, am steigenden Anteil von (beitragsfreien!) Erwerbslosen unter der Hörserschaft, für die eigene Kurse eingerichtet wurden. Im Sommer 1930 entfiel ein ganzes Semester. Als Hegar sich am 1. Mai 1931 aus Gießen abmeldete, blieb er dennoch weiterhin zunächst Leiter der Volkshochschule, bot auch zusammen mit Werner noch den oben erwähnten Ferienkurs bei der Pflungstiftung an. Ob ihn finanzielle Engpässe ins Elternhaus zurückverwiesen? In den Akten des Stadtarchivs deuten sich problematische Zustände an: Geschäftsberichte wurden nicht mehr gegeben, Programme wurden nicht mehr überreicht. Es scheint, dass Prof. Messer vorübergehend die Geschäfte ehrenamtlich geführt hat. Am 15. Januar 1932 teilte er der Stadtverwaltung mit, dass die Volkshochschule einen neuen Leiter habe: Der Studienassessor Ernst Christ habe diese Aufgabe ehrenamtlich übernommen. Der letzte Arbeitsplan der freien Volkshochschule für das Sommersemester 1932 passte auf einen Handzettel: 10 Kurse und ein Ausflug wurden geboten.¹¹⁸

Der Weg in den Nationalsozialismus

Wurde die Gießener Volkshochschule 1933 aufgelöst? Wurde sie in eine nationalsozialistische Institution überführt? Löste sie sich selbst auf? Wurde sie durch Mittelstreichungen gezwungen, sich aufzulösen? Bereits unter dem 31. Mai 1933 stellte die Bürgermeisterei Abteilung I lapidar fest:

*„Im Voranschlag für 1933 sind Zuschüsse für die Volkshochschule nicht mehr vorgesehen.“*¹¹⁹

An der Auflösung der Volkshochschule war also seitens der Stadt bereits im Wege der Mittelstreichung gearbeitet worden, bevor im Herbst 1933 das Hessische Ministerium den Schulrat Paul Nebeling mit der Überführung der Volkshochschule in eine Einrichtung des *„Deutschen Volksbildungswerkes in der NS-Gemeinschaft 'Kraft durch Freude' Gießen (Volkshochschule)“* beauftragen konnte. Der für 1934/35 vorgestellte Arbeitsplan hatte denn auch nichts mehr mit den Inhalten der Weimarer Volkshochschule gemein: Man lehrte

*„1. Grundbegriffe der nationalsozialistischen Weltanschauung. 2. Deutsche Geschichte durch zwei Jahrtausende. 3. Volkhafte Dichtung. 4. Heimische Vor- und Frühgeschichte. 5. Rassenkunde, Rassenhygiene, Vererbungslehre und Familiengeschichte. 6. Drei Einzelvorträge zu fernen Ländern. 7. Volkstümliches Singen und Musizieren.“*¹²⁰

117 StdtAG L621, Nr. 1425.

118 StdtAG L1425, Nr. 53111.

119 Ebd.

120 StdtAG, GN 820.

Das Lehrpersonal war bis auf eine Ausnahme ausgewechselt; insbesondere der Dozent des Kurses zu Rassenlehre und verwandten Gebieten sollte später eine üble Berühmtheit erhalten als Leiter des Instituts für Erbgesundheit und Rassenpflege Gießen: Dr. Heinrich Wilhelm Kranz.¹²¹ Aus dieser Richtung der „Rassenhygiene“ scheinen sich einige Hoffnungen mit der Volksbildung verbunden zu haben: Die Eröffnungsrede für die „Volksbildungsstätte“ im neuen Geist am 13.11.1935 hielt Prof. Dr. Johann Duken, seit kurzem Leiter der Universitäts-Kinderklinik, Nationalsozialist und „Vorkämpfer“ der Rassenhygiene und der Euthanasie in Theorie und Praxis. Zur Volkshochschule hatte er aus seiner vorherigen Zeit in Jena schon intensive Beziehungen, wo er bereits 1933 als „Landesführer politische Bildung der SS“ die dortigen Einrichtungen im Geist des Nationalsozialismus in die „*Deutsche Heimatschule*“ überführt hatte.¹²² Eine ähnliche „Vision“ entwickelte Duken auch für seine neue Wirkungsstätte.¹²³ In seiner Rede anlässlich der Eröffnung der „Volksbildungsstätte“ führte er aus, dass es

„(...) nicht leicht (sei), eine Schulungsstätte für das Volk zu eröffnen. Es gehört eine Tradition dazu, die in Hessen und ganz besonders in Gießen leider fehlt, obwohl hier eine Universität besteht, die eigentlich genügend Anregungen geben müßte.“¹²⁴

Duken palimpsestierte hier quasi die Geschichte der Weimarer Volkshochschule, er versuchte geradezu, sie auszuradieren und unternahm daher im Folgenden konsequenter Weise einen direkten Sprung aus dem Schützengraben des Weltkrieges über eine Epoche so genannter „jüdischer Überfremdung“ hinweg in seine Gegenwart: Ziel sei nun die „*wahre Volksgemeinschaft*“, während „*früher Bildung nur im Besitz gewisser Schichten*“ gewesen sei. Der „*deutsche Idealismus*“ sei „*das Unsozialste jener Zeit*“ gewesen. Hier habe „*der Krieg eine gewaltige Bresche geschlagen*“, der „*einfache Mann aus dem Volk*“ (man beachte die bekannte Hitler – Metapher), habe „*die geistig höher Stehenden beschämt*“. Der Krieg hätte die Menschen zusammengeführt, dann aber sei man wieder auseinandergetrieben worden und spreche nun nicht mehr die gleiche Sprache. Duken erkannte eine „*Überfremdung unserer Muttersprache*“ durch „*fremde Einflüsse*“, besonders – wie könnte es anders sein – durch das Judentum. Um diese „*Geistesströmung endgültig zu brechen*“ sei die „Volkshochschule“ aufgehoben und er wolle nun von „Heimatschule“ sprechen, wo jeder Volksgenosse erhalte, was er brauche.

Auf den ersten Blick finden sich scheinbare Gemeinsamkeiten mit der demokratischen Volkshochschule: In kleinen Arbeitsgemeinschaften wolle man arbeiten, keine reine Wissensvermittlung oder berufliche Weiterbildung wolle man be-

121 Vgl. Brigitte Reifenrath, Gießener Mediziner auf dem Weg in den Nationalsozialismus, in Frontabschnitt Hochschule, Gießen 1982, S. 187ff. bes. S. 196ff. Kranz hatte durchaus Vorläufer in den Kursen der Volkshochschule, die Herren Huntentmüller oder Gotschlich hatten ihre „rasshygienischen“ Vorstellungen bereits zu Beginn der 20er Jahre eingebracht, dieses Gebiet war aber in der Volkshochschule bald verlassen worden.

122 Vgl. Reimers, a.a.O. S. 685

123J. W. Duken, Das Lehramt für politische Erziehung an der Universität Gießen, in: Gießener Universitätsführer 1934/35, S. 36f., zit. bei Reifenrath, a.a.O., S. 220

124 StdtAG, Gießener Anzeiger vom 14.11.1935.

treiben, den „*ganzen Menschen*“ wolle man ins Auge fassen und ihn fragen lassen, „*was alle bewegt*“. Und wollten die Weimarer nicht auch eine „*Gemeinschaft des ganzen Volkes*“ fördern? An dieser Stelle wird die Gefahr der Volksgemeinschafts-metapher augenfällig. Jetzt hatte der Begriff endgültig seine Unschuld verloren. Die Weimarer wollten eine demokratische Gesellschaft, in der jeder als Staatsbürger zu wirken befähigt werden sollte. Sie wollten das erreichen durch politische Neutralität und Angebote, die zur eigenen Urteilsbildung anregten. Die Nationalsozialisten setzten an ihre Stelle eine „*Volksbildungsstätte (als) eine Einrichtung der Partei, die dem Gauschulungsamt unterstellt und in das Volksbildungswerk eingegliedert ist*.“¹²⁵

1935 wurde eine Kooperation mit dem seinerseits auch in nationalsozialistisches Fahrwasser geführten Goethebund¹²⁶ eingerichtet. Räume stellten nicht mehr Gießener Schulen, sondern weitgehend die Universität. Im Folgenden wurden Kulturveranstaltungen in Gießen wie auch rassenhygienische Aufklärungsveranstaltungen jeweils unter „Volksbildung“ subsumiert.

Den beiden universitären Gründungsmitgliedern und langjährigen Mitstreitern der Volkshochschule, Wolfgang Mittermaier und August Messer, die sich jederzeit öffentlich zur Demokratie bekannt hatten, wurde seitens der Universität nahegelegt, um ihre Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen und sich emeritieren zu lassen, um politischen Anfeindungen von nationalsozialistischer Seite beziehungsweise ihrer Entlassung vorzubeugen.¹²⁷ Heinrich Pröschold, Sozialbeamter und Mitarbeiter der ersten Stunde, emigrierte nach Dänemark, wo er die Leitung eines Heimes für schwer erziehbare Kinder übernahm.¹²⁸ Das Schicksal Hans Werners verliert sich im Ungewissen. Wir erfahren von seinem Mitarbeiter und Freund Heinrich Pröschold, er habe

*„in deren (der Pfungst-Stiftung) Ferienhaus in Fischbach im Taunus (...) seit dem letzten Kriege gelebt, immer noch in die benachbarten Ortschaften mit einem Pack Bücher wandernd, um dort die ihm lieb gewordene Arbeit fortzusetzen...“*¹²⁹

Volkshochschulgründungsmitglied Albin Mann wurde nach der „Gleichschaltung“ der Gewerkschaften am 1. Mai 1933 entlassen, blieb Stadtverordneter der SPD im Gießener Stadtparlament bis zum Verbot der Partei im Juni 1933, wurde dann ins Konzentrationslager Osthofen eingeliefert, schlug sich in der Folge mit Gelegenheitsarbeiten als Maurer durch, stand weiter unter verschärfter Beobachtung der Behörden und war 1944 nochmals im Konzentrationslager, diesmal in Dachau. Oberbürgermeister Karl Keller konnte sich trotz seiner Mitgliedschaft in

125 StdAG, Gießener Anzeiger, 10.11.1935. Die Lenkung der Erwachsenenbildung gestaltete sich durch die Nationalsozialisten einigermaßen chaotisch. Olbrich nennt allein 12 konkurrierende Organisationen mit jeweils dem gleichen Auftrag und teilweise gegeneinander arbeitend. Olbrich, a.a.O., S. 234.

126 Ebd. Zum Goethebund in der NS – Zeit unter seinem Vorsitzenden und Mitarbeiter der Reichsschrifttumskammer Otto Hermann Henning vgl. Jatho, a.a.O.

127 Gundel, a.a.O. S. 663 und S. 647 f. Mittermaier verließ Gießen in Richtung Heidelberg, wo er 1956 starb, Messer starb 1937 in Gießen nach einigen mutigen Kämpfen gegen die nationalsozialistische Unterdrückung der Wissenschaftsfreiheit.

128 Pröschold, a.a.O., S. 81

129 Ebd. S. 84

der DDP und später in der Staatspartei „dank seiner engen Bindung an das Gießener Bürgertum noch bis März 1934 im Amt halten“, ¹³⁰ dann wurde er ersetzt durch einen „Alten Kämpfer“ der NSDAP aus Bingen. ¹³¹

Die Stadt ihrerseits sah sich nun auch nicht mehr in der Verantwortung für die seinerzeit mit ihrer Hilfe aus der Taufe gehobene Einrichtung der Volkshochschule: Das Gesuch des Schulrates Nebeling unter dem 13. März 1935 um die Gewährung eines Zuschusses seitens der Stadt wurde dahingehend beschieden, dass man es anheimstelle, doch erst einmal einen Zuschuss bei der Staatsregierung anzustreben, „da das gesamte Schulwesen und damit die Volksausbildung doch in deren Händen liegt“. ¹³²

Angesichts dieses eklatanten Kulturverlusts konnte im Jahre 1947, nach dem erneuten völligen Zusammenbruch, nicht ohne Ironie, anlässlich der feierlichen Wiedereröffnung der Gießener Volkshochschule der Festredner Reinhard Strecker, eines der „alten“ Gründungsmitglieder der Volkshochschule, feststellen:

„Gott gab dem Menschen die Freiheit der Entscheidung, wähle er den Teufel, dürfe er sich nicht wundern, wenn er schließlich in einer Hölle lande.“ ¹³³

Ausblick: Neuanfang 1947

Es wird in der Forschung zur Geschichte der Erwachsenenbildung zu Recht darauf verwiesen, dass etwa die Feststellung des Kieler Pädagogikprofessors Fritz Blättner aus dem Jahr 1959, das Jahr 1933 habe das Bemühen um die Erwachsenenbildung beendet, 1945 habe man die Arbeit neu begonnen, ¹³⁴ zu kurz greift und vielfach verdrängt, dass es eine „unbestreitbare Anfälligkeit reformpädagogischen Denkens für Gemeinschaftsideologie, Führerkult und Irrationalismus“, ¹³⁵ dass (scheinbare?) Affinitäten zwischen der Volksbildungsarbeit der Weimarer Zeit und der des Nationalsozialismus gegeben hat – man denke nur an den Gemeinschaftsgedanken und die „suggestive Kraft der Volksgemeinschaftsideologie“. ¹³⁶

Für die Gießener Volkshochschule gilt dies nicht, sie konnte in der Tat nach dem Zusammenbruch von 1945 an das anknüpfen, was sie 1933 hatte aufgeben müssen, und zwar sowohl inhaltlich, als auch, in geringerem Maße, personell. Die letzten Jahre der Gießener Volkshochschule waren geprägt gewesen von Versuchen, sich einer zunehmend antidemokratischen Tendenz entgegenzustemmen. So finden wir seit dem Sommer 1929 durchgehend bis 1932 einen Kurs des kriegsblinden Volkswirtes Dr. Konrad Gumbel zum Thema: „*Staatsrechtliche Fragen, über die jeder Staatsbürger im demokratischen Staatswesen orientiert sein muß*“. Gumbel, Landtagsabgeordneter und Stadtverordneter der SPD, musste nach seinem „Offenen Brief eines Kriegsblinden an den Reichskanzler“ vom 3. Februar 1933 in der Ober-

130 Speitkamp a.a.O., S. 238.

131 Ebd. S. 237 f.

132 StdtAG, L. 1425.

133 StdtAG, Gießener Anzeiger 12.4.1947.

134 Olbrich, a.a.O., S. 217 ff.

135 Ebd., S. 222.

136 Ebd., S. 221.

hessischen Zeitung, in dem er gegen die „Dolchstoßlegende“ und andere Geschichtsverfälschungen zu Felde gezogen war, in Köln untertauchen und kehrte 1945 nach Gießen zurück. Er war Mitglied der Verfassungsgebenden Landesversammlung Hessens und bis 1953 Abgeordneter der SPD, bis ihn ein Schlaganfall zwang, sich aus dem politischen Leben zurückzuziehen.¹³⁷ In ähnlicher Weise hatte auch Walter Hegar am Ende der Weimarer Republik versucht, mit seinem Kurs: *„Was sagt die heutige Wissenschaft und wissenschaftliche Philosophie zu den verbreiteten Meinungen über das Weltgebäude? Vom Weltbild der Gegenwart“*¹³⁸ sich dem Ungeist der Zeit entgegenzustemmen, begleitet von dem Biologen Dr. Kemmer, der Rassenkunde und Vererbungslehre aus dem biologistischen Fahrwasser zu ziehen versuchte. 1931 diskutierte der Historiker Prof. Hüter mit seinen Hörern über *„Diktatur und Volkswille im Wandel der Geschichte“*¹³⁹ – man hätte gern gewusst, was dort wie besprochen wurde!

Mehrere profilierte Träger der demokratischen Volksbildungsarbeit aus der Weimarer Zeit waren unter den Initiatoren des Wiedererstehens der Gießener Volkshochschule im Jahr 1947.

Albin Mann, Gründungsmitglied von 1919, war der erste nach 1945 frei gewählte Oberbürgermeister und energischer Verfechter einer Neugründung der Volkshochschule. Der Studienrat an der ORG, Wilhelm Krauß, der seit 1929 für eine „unvölkische“ Literaturbetrachtung stand, war 1947 wieder dabei. Auch Wilhelm Flörke bot weiter Kurse an, bis ihn die Tätigkeit als Leiter der Liebigschule zu sehr beanspruchte, wo er allerdings dort ganz im Geiste der Volkshochschulpädagogik den Schulversuch für eine „aufgelockerte Oberstufe“ einleitete, der „dem Schüler die Möglichkeit geben (sollte), in kleinen Arbeitsgruppen schwerpunktmäßig vertieft und mit Muße in Fächern eigener Wahl zu arbeiten.“ Dieser Schulversuch arbeitete mit den methodisch – didaktischen Vorstellungen der Weimarer Erwachsenenbildung und sollte die inzwischen den Namen Liebigschule tragenden Oberrealschule über die Grenzen Hessens hinaus bekannt machen. Er trug Flörke nach seiner Pensionierung den Posten eines Pädagogischen Leiters der Internatsschule Schloss Salem ein.¹⁴⁰

Prof. Reinhard Strecker wiederum, der bereits 1919 als Präsident des Landesamtes für das Bildungswesen die Gießener Volkshochschule mit aus der Taufe gehoben hatte, hielt bei der feierlichen Neueröffnung am 10. April 1947 die oben erwähnte Festrede.¹⁴¹

137 StdtAG GN 820.

138 StdtAG GN 820.

139 StdtAG GN 820.

140 Zu dem Schulversuch vgl. Erwin Glaum, Die „Auflockerung der Oberstufe“ - ein Schulversuch der Liebigschule, in: 1837 – 1987, 150 Jahre Liebigschule, a.a.O., S. 85 ff. Zu den Kontinuitäten vgl. Olbrich, a.a.O. S. 326.

141 StdtAG, Gießener Anzeiger vom 11.4.1947.



*Abb. 12: Dr. Wilhelm Flörke (1883-1970) auf einer geologischen Exkursion
Quelle: Stadtarchiv Gießen, Bildersammlung*

Auf diesem Hintergrund hatte Oberbürgermeister Mann alles Recht, mit einem „Aufruf an alle Haushalte“ an die erste Gründung der 1919 im Geiste der Demokratie anzuknüpfen. Er konnte dies umso mehr, als sich bei der vergleichenden Betrachtung der jeweiligen Ausgangssituationen 1918 und 1945 durchaus Parallelen aufdrängten¹⁴²:

„Unermesslich groß ist das Elend, das uns das dritte Reich hinterlassen hat. Die Überlebenden stehen vor den materiellen und geistigen Trümmern und suchen nach neuen Wegen, die aus der Wirrnis in ein freies, demokratisches Deutschland führen.

Die Volkshochschule will mithelfen am Aufbau der jungen Demokratie. Sie will eine Pflegestätte geistigen Lebens, in der jeder Gelegenheit findet, in gemeinsamem Streben seine Selbsterziehung zu vervollkommen. In diesem Sinne will die Volkshochschule die Brücke schlagen zu allen Kreisen der Bevölkerung und alle vereinen zu gemeinsamer geistiger Arbeit. Die Volkshochschule will nicht für einen bestimmten Beruf vorbereiten, sondern

142 Olbrich, a.a.O., S. 325.

für das Leben. Sie will Versäumtes nachholen, Verschüttetes freilegen und Zerstörtes ersetzen.

Die Volkshochschule will nicht nur Wissen und Kenntnisse vermitteln, sondern vor allem Erkenntnisse erarbeiten zu den ewigen geistigen und sittlichen Werten. Der Geist der Volkshochschule ist der Geist der Demokratie. Im demokratischen Volksstaat ist die Volkshochschule eine Notwendigkeit. Deshalb hat sich die Stadtverwaltung entschlossen, trotz aller Sorgen um den materiellen Aufbau die Volkshochschule ins Leben zu rufen.“¹⁴³



*Abb. 13: Albin Mann (1883-1960), Mitbegründer der Volkshochschule 1919
sowie Oberbürgermeister der Stadt Gießen 1946-1948 (Altersbild)
Quelle: Stadtarchiv Gießen, Bildersammlung*

Namhafte Gießener Wissenschaftler, Künstler und Lehrkräfte hätten sich zur Mitarbeit bereit erklärt, ein Förderverein werde ins Leben gerufen und am 10. April

143 StdtAG L 621, Sammlung Flörke, Teil I. Albin Mann greift in diesem Aufruf deutlich auf Texte aus der Gründungsphase der Volkshochschule zurück (s.o.).

1947 sei die feierliche Eröffnung. Die Parallelen zu der ersten Gründung 1919 sind augenfällig, allerdings findet sich eine kleine Besonderheit, die vielleicht beachtet werden sollte: Es ist nicht mehr die Rede von der „Volksgemeinschaft“, sondern von der „Bevölkerung“. Der Missbrauch der Volksmetapher durch den Nationalsozialismus hatte in der öffentlichen Rede seine Spuren hinterlassen.

Nachbemerkung

Viele Aspekte aus der Gießener Volkshochschulbewegung erscheinen heute noch genau so dringend wie damals; zwei davon sollen abschließend noch einmal hervorgehoben werden: Interessant ist in diesem Zusammenhang damals wie heute die von Wolfgang Mittermaier 1919 formulierte Forderung, dass die Angehörigen aller gesellschaftlichen „Klassen“ über ihre beruflichen Fähigkeiten hinaus das Recht auf eine profunde Allgemeinbildung hätten, die allein erst die kulturelle und politische Teilhabe im neuen demokratischen Staat ermögliche. Dabei hatte er besonders die Angehörigen der nicht akademischen Berufe im Blick. Wie 1919 genügt es auch in der aktuellen Situation nicht, auf die reine berufliche Qualifikation Wert zu legen. Auch in der Frage der Bildungsgerechtigkeit nimmt die Volkshochschule eine Aufgabe wahr, die ihre Gründer nach dem Ersten Weltkrieg bereits angestrebt hatten. Wie aktuell im 21. Jahrhundert deren ursprüngliche Bildungsziele für die demokratische und die kulturelle Partizipation sind, geht unbeschadet der veränderten gesellschaftlichen Situation aus den grundsätzlichen Ausführungen des früheren Bundespräsidenten Joachim Gauck in seiner Rede zum Ende seiner Amtszeit von 2017 hervor:

„Unser Land kann nicht jedem Bürger einen gefüllten Tresor schenken, aber es ist unerlässlich, den vielen Verschiedenen unterschiedslos die gewünschte Bildung zu ermöglichen. (...) Wir brauchen Demokratieerziehung weiterhin und noch intensiver als bisher – beginnend in den Familien, dann aber auch in den Kindergärten, Schulen, in den Integrationskursen, Universitäten bis hinein in die Medien, auch und gerade im Internet. (...) Demokratie lernen und leben – als ständige Selbstermächtigung zur politischen Teilhabe.“¹⁴⁴

Literatur

Emil Blum, Der Habertshof. Werden und Gestalt einer Heimvolkshochschule, Kassel 1930

Ludwig Brake, Auf dem Weg zur modernen Stadt 1850 – 1914, in: Ludwig Brake und Heinrich Brinkmann (Hrsg), 800 Jahre Gießener Geschichte, 1197 – 1997, Gießen 1997, S. 182 - 214

Elke Brünle, Bibliotheken der Arbeiterbildungsvereine im Königreich Württemberg 1848 – 1918, Wiesbaden 2010

144 Joachim Gauck, Rede zum Ende der Amtszeit zu der Frage: „Wie soll es aussehen, unser Land?“ aus der Antrittsrede vom 23. März 2012, <http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Joachim-Gauck/Reden/2017/01/170118-Amtszeitende-Rede.html> (20.9.2018).

Karin Büchter, Weiterbildung für den Arbeitsmarkt und im Betrieb 1919 – 1933, Hamburg 2010 (<http://edoc.sub.uni-hamburg.de/hsu/volltexte/2010/2613/>)

Hans-Georg Gundel, Peter Moraw, Volker Press (Hrsg.), Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Gießen 1982

Hans-Werner Hahn, Es begann auch an Lahn und Dill. 150 Jahre Soziale Demokratie, in: MOHG 98 (2013), S. 117 – 135

Jens Hildebrand, Geschichte der kommunalen Selbstverwaltung. Kommunale Selbstverwaltung zwischen Leistungsexpansion und Finanznot 1918 – 1933, in: <http://bpb.de/izbp/257298/geschichte-der-kommunalen-selbstverwaltung?p=all> (Zugriff 08.09.2018)

Ulrike Krautheim, Die historische Entwicklung der Liebigschule bis 1945, in: Erwin Glaum (Hrsg.), 1837-1987, 150 Jahre Liebigschule, Gießen 1997, S. 12 – 63, hier S. 45ff.

Julius Langbehn, Rembrandt als Erzieher, Leipzig 1923

Heinz Minke, Die Entwicklung des Gießener Schulwesens Teil I, Gießen 1998

Arthur Möller van den Bruck, Das dritte Reich, Berlin 1923

Ulfried Neumann, Gustav Radbruchs Beitrag zur Strafrechtsreform, in: Friedrich Ebert-Stiftung (Hrsg.), Gustav Radbruch als Reichsjustizminister 1921 – 1923, Berlin 2004

Josef Olbrich, Geschichte der Erwachsenenbildung in Deutschland, Bonn 2001

Franz Pöggeler, Zum Verhältnis von Pädagogik zur Demokratie, in: Manfred Heinemann, Sozialisation und Bildungswesen in der Weimarer Republik, 1976, S. 245 – 250

Heinrich Pröschold, Aus den Anfängen der Volkshochschule Gießen, in: Hessische Heimat. Aus Natur und Geschichte, Nr. 21, 1972

Brigitte Reifenrath, Gießener Mediziner auf dem Weg in den Nationalsozialismus, in: Frontabschnitt Hochschule, Gießen 1982, S. 187 ff.

Andreas Schelten, Georg Kerschensteiner aus der Sicht moderner Berufspädagogik, in: Rudolf Tippelt (Hrsg.), Zur Tradition der Pädagogik an der LMU München, München 2006

Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte, Wien und München, 1918-1922

Bettina Irina Reimers, Die Neue Richtung der Erwachsenenbildung in Thüringen 1919 – 1933, Weimar 2003 (<http://www.die-bonn.de/id/6178>)

Wilfried Speitkamp, Modernisierung in der Krise 1918 – 1945, in: Ludwig Brake und Heinrich Brinkmann (Hrsg.), 800 Jahre Gießen 1197 – 1997, Gießen 1997, S. 215 – 226

Karl Storck, Schulpolitik und Volksbildung in Hessen. Voranschlagsberatung im Hessischen Landtag 1925, in: Schriftenreihe des Hessischen Landes – Lehrervereins, Heft 1, Darmstadt 1925

W. Strzelewicz u. a., Bildung und gesellschaftliches Bewusstsein, Stuttgart 1973

Hans Tietgens, Ideen und Wirklichkeiten der Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik, Essen 2001

Antje Vollmer, Die Neuwerkbewegung 1919 – 1935. Ein Beitrag zur Geschichte der Jugendbewegung, des religiösen Sozialismus und der Arbeiterbildung, Berlin 1973

Zur Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Gießen

Teil II

Vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges

HERWIG GROß

Die Beobachtung und Behandlung „krimineller Psychopathien“ in der Heil- und Pflegeanstalt Gießen während der Weimarer Republik

Einleitung

Wie ein anonym er Autor bereits kurz nach der Jahrhundertwende konstatierte, war die psychiatrische Begutachtung von Straftätern schon zu diesem Zeitpunkt Gegenstand weit verbreiteter Satiren geworden. Als Beleg zitiert er ausführlich folgendes Lied: „Ganz kolossal ist unsere Freude, wir sind vergnügt, sowie man sieht, wir kommen nämlich alle dreie geradenwegs aus Moabit. Wir haben neulich eingebrochen und ausgeraubt ein Russenspind, und dennoch sind wir freigesprochen, weil wir ja minderwertig sind. Du guter Himmels Vater, beschütz die Psychiater, - is wer frech oder grob, dann verkloppen wir'n, hauen ihn lahm, hauen ihn taub, hauen ihn blind, uns kann keinem nischt passieren, weil wir pathologisch sind.

Du guter Himmels Vater, beschütz die Psychiater. – Fünf Aerzte maßen unsre Schädel drei Wochen täglich 20mal und sagten: Wir und dieses Mädel sind zweifelsohne anormal. Der eine schützt mit der Vernunft sich, der andre schützt sich mit Gewalt - uns schützt Paragraf 51 und jede deutsche Irrenanstalt“.¹ Gegenstand dieser spöttelnden Verse ist eine Entwicklung, die für die Psychiatrie des 20. Jahrhunderts nachhaltige Folgen zeitigte. Mit dem Hinweis auf das Vermessen der Schädel und das Urteil, „pathologisch“ zu sein, rekurrten die fiktiven Verbrecher auf ein Konglomerat psychiatrischer Theoreme, dass der Psychiater Julius

Ludwig August Koch (1841-1908) in den 1890er Jahren zum sog. Psychopathie-Konzept verdichtete. Für die Psychiater der Weimarer Zeit bedeutete Psychopathie nicht nur ein breit diskutiertes Forschungsproblem, sondern auch ein wichtiges praktisches Arbeitsfeld. Im Folgenden soll gezeigt werden, in welcher Weise und mit welchen Problemen die Heil- und Pflegeanstalt (HuP) Gießen der Aufgabe, vermeintlich psychopathische Straftäter zu begutachten und zu behandeln, nachkam. Dabei erscheint es notwendig, den Stand der Psychopathie-Diskussion in der Weimarer Republik zunächst grob zu skizzieren. Wie sich die Beobachtung

1 Anonym, Fürsorge, Erziehung und Psychiatrie, in: Die Jugendfürsorge, 9. Jg. (1908), S. 27-35, hier S. 33 f.

und Behandlung der „kriminellen Psychopathen“ im Alltag darstellte, wird anhand ausgewählter Fälle rekonstruiert, um schließlich die mit der neuen Aufgabe verbundenen Chancen und Gefahren für die Betroffenen auszuloten.

Psychopathie in der Weimarer Zeit

Wie eingangs angedeutet, lässt sich die Arbeit des renommierten Psychiatrie-Professors Koch als „Markstein“² in der Entwicklung der Diagnose verstehen. Schon seit der Antike nachweisbare Beobachtungen und Theorien aufgreifend, identifizierte er die nicht mehr „Normalen“ und noch nicht „Kranken“ als psychiatrisches Klientel. Das zentrale Kennzeichen der „psychopathisch Minderwertigen“ bestand seiner Auffassung nach darin, dass dieselben sich „psychisch nicht wie andere Leute“ verhielten.³ Diese Erläuterungen verraten den Versuch einer Präzisierung, der durch den Rekurs auf die letztlich unbestimmbare Formel eines „normalen Menschen“ zum Scheitern verurteilt war. „Es ist in dieser Richtung von jeher etwas an ihnen, das sie vom Durchschnitt der Menschen unterscheidet, alle in sich eigenartig, manche sehr auffällig macht; oder sie haben im späteren Leben Abmängel (alt, für Defizit/ Verlust) erlitten und Eigenschaften angenommen, welche sie vor dem nicht hatten“.⁴

Die Ursache der kaum je genau noch fassbaren Merkwürdigkeiten verortete der Psychiater in einer physisch bedingten Anormalität, die sich allerdings – wie er selbst offen eingestand – nicht beweisen ließ. Bei der Unterscheidung zwischen „Normalen“ und „Psychopathen“ bezog er sich daher auf recht unspezifische körperliche Erscheinungen, insbesondere die sog. Degenerationszeichen.⁵ Eine Vielzahl körperlicher Auffälligkeiten, beispielsweise ein auffallendes „Lockersitzen der Haare“, „übergroße Hände und Füße“ oder „abnorme Pigmentflecken in der Haut“⁶ gerieten zu Symptomen für Psychopathie, sofern sie bei ohnehin als abweichend eingestuften Personen zu beobachten waren.

Allerdings trat komplizierend hinzu, dass die psychiatrische Diskussion eine Vielzahl unterschiedlicher Definitionen der „psychopathisch Minderwertigen“ oder, wie es später hieß, der „psychopathischen Persönlichkeiten“ oder schlicht der „Psychopathen“ hervorbrachte. Versuche, eine Vereinheitlichung durch die

2 Anett Göhler, Theoretische Definition und klinische Handhabung des Begriffs „Psychopathie“ in der Deutschen Psychiatrie der 20er und 30er Jahre unseres Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Praxis in der Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen in den Jahren 1929-1939, Leipzig 1987, S. 28.

3 Julius Ludwig August Koch, Die psychopathischen Minderwertigen. Erste Abteilung, Ravensburg 1891, S. 1.

4 Koch (Anm. 3, S. 1).

5 Zwischen den 1850er bis zu den 1950er Jahren hatten die Vorstellungen von einer Entartung oder Degeneration großen Einfluss auf Wissenschaft, Kunst und Politik. Aus bestimmten morphologischen Merkmalen („Stigmata degenerationis“) sollte auf das innere Wesen des Menschen insbes. auf seinen Charakter, aber angeblich auch auf seine verbrecherische Veranlagung sichtbar sein. Hieraus haben sich dann später die Vererbungslehre, Eugenik, aber auch die Rassen Theorien weiterentwickelt.

6 Ebd., S. 8 f. Nach Koch handelt es sich um Hinweise auf eine angeborene Schädigung der „psychopathisch Minderwertigen“.

Unterscheidung recht konkret beschriebener „Psychopathengruppen“ zu erreichen, schlugen fehl. „Jeder Psychiater benutzte seine eigene Definition und es gab keine zwei völlig übereinstimmenden.“⁷

Eine Tendenz zeichnete sich allerdings ab. Die Auffassung Koch's, dass die Diagnose eigentlich kein negatives Werturteil beinhalten sollte, weil viele der Betroffenen „in manchen geistigen Leistungen, ja nach dem ganzen Wert ihrer geistigen Persönlichkeit über viele normale Menschen weit hervorragten“, ⁸ rückte zunehmend in den Hintergrund. Die Blickrichtung der Psychiater fokussierte sich immer deutlicher auf die in unerwünschter Weise Auffallenden. Nicht selten geriet Psychopathie deshalb auch in der Fachdiskussion zu einem Überbegriff für gesellschaftliche Randgruppen. In diesem Sinne beschrieb etwa der Frankfurter Ordinarius Julius Raecke (1872-1930) die „Psychopathen“: „Das sind die sattsam bekannten Menschen mit den besten Vorsätzen, die heute größte Reue und Zerknirschung zeigen, um morgen der ersten an sie herantretenden Versuchung zu unterliegen, weil sie sich in Wahrheit niemals ändern. Ueberaus zahlreiche Angehörige dieses Typs finden sich in den Arbeitshäusern und Strafgefängnissen als arbeitscheue Trinker und rückfällige Verbrecher, durchziehen als Vagabunden das Land oder leben von öffentlichen Unterstützungen als Parasiten der Gesellschaft. Wohl lassen sie sich von Zeit zu Zeit in Stellungen unterbringen, aber sie bleiben dort nicht. Ihnen fehlt jede Ausdauer, jede Arbeitsfreude, tieferes sittliches Empfinden und Ehrgefühl.“⁹ Angesichts solcher Schreckbilder verwundert es kaum, wenn die „Psychopathen“ als nicht zu unterschätzende Gefahr angesehen wurden. Bereits Koch hatte mit Blick auf eine der von ihm unterschiedenen „Psychopathengruppen“ gewarnt, „dass die Kulturstaaten den allerschwersten Gefahren für das ganze Volksleben zutreiben, wenn man sich in dieser Hinsicht nicht aufrütteln lässt und in vielen Stücken ganz neue Wege einschlägt.“¹⁰ Etwa 30 Jahre später schien die Berechtigung dieser frühen Warnung offenkundig. Neben dem Vorwurf, die „Psychopathen“ schädigten die Gesellschaft durch kriminelle Akte und stellten eine schwere gesundheitliche und ökonomische Belastung dar, waren Anschuldigungen noch fundamentalerer Art getreten. Nach Ende des Ersten Weltkrieges avancierte das Psychopathiekonzept für konservative Psychiater gleich in zweifacher Hinsicht zum Erklärungsmodell für die vielbeklagte schmachvolle Lage Deutschlands. Zum einen ließ sich das vermeintliche Versagen deutscher Soldaten, die unter den Belastungen des Krieges psychisch zusammengebrochen und vielfach als sog. „Kriegszitterer“¹¹ in die Lazarette eingeliefert worden waren, auf deren psychopathische Konstitution zurückführen. Noch schwerer aber wog, dass die Theoriebildung es zweitens ermöglichte, selbst den vermeintlichen „Dolchstoß“ aus der Heimat zu erklären. Auch politischer Radikalismus war als Symptom

7 Göhler (Anm. 3), S. 29.

8 Koch, S. 1.

9 Julius Raecke, Psychopathie und Geschlechtskrankheiten, in: Frankfurter Wohlfahrtsblätter, 26. Jg. (1923), S. 24-25, hier S. 24.

10 Koch, S. 56 f.

11 Vgl. den Beitrag von Herwig Groß, Zur Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Gießen, in: MOHG, Band 102, S. 289.

deutbar, die später als „Novemberverbrecher“ diffamierten, konnten mithin als der Psychopathie verdächtig gelten.¹²

Vor diesem Hintergrund schien der Psychiatrie eine kaum zu unterschätzende gesamtgesellschaftliche Bedeutung zuzukommen. Da Psychopathie allerdings als konstitutionell bedingte und damit nur sehr begrenzt beeinflussbare Störung galt, schied eine einfache Problemlösung durch Erkennung und Heilung der Psychopathen aus. Die Verantwortung der Psychiater für die „abnormen Persönlichkeiten“, die an ihrer Abnormalität leiden oder unter deren Abnormalität die Gesellschaft leidet, bedeutete deshalb einen recht prekären Konflikt. Einerseits resultierte aus der psychiatrischen Theoriebildung die Einschätzung, dass alle Psychopathen durch ihre angeborene Veranlagung minderwertig seien, man erwartete von den Psychiatern die Nutzbarmachung medizinischer Kompetenzen zur Abwehr der immer wieder neu beschworenen Gefahren für die „Normalen“. Prinzipiell ermöglichte der § 51 StGB Straffreiheit für einen Täter, der sich „z.Z. der Begehung der Handlung [...] in einem Zustand von Bewusstlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.“¹³

Da die psychiatrische Sichtweise die „kriminellen Psychopathen“ mehr oder weniger deutlich in die Nähe des von Cesare Lombroso (1836-1909) behaupteten „geborenen Verbrechertums“ rückte, konnte bei ihnen von einer völlig freien Willensbestimmung kaum die Rede sein.¹⁴ Im Grunde genommen waren sie also, aus medizinischer Sicht, „für Verfehlungen milder zu strafen, weil sie eine geringere Schuld träfe, auch wenn sie nicht infolge einer hinzugetretenen krankhaften Erregung als unzurechnungsfähig zu gelten hätten.“¹⁵ Eine solche Parteinahme für die „Kriminellen“ traf allerdings kaum auf Sympathie. In der Öffentlichkeit wurde die Psychiatrie nicht selten beschuldigt, dem Verbrecher Bundesgenossenschaft zu leisten, im Dienste politischer Tendenzen, „Dass zahlreiche belastete Menschen aufgrund ihrer angeborenen psychischen Anlage auf die Bahn des Verbrechens getrieben werden und sich so als geborene Feinde der Gesellschaft erweisen... wünscht sich für diese geborenen Verbrecher kein Mensch, dass man sie milder bestrafen und dann laufen lassen möchte.“¹⁶

Vor dem Hintergrund dieses Konfliktes traten auch die Gießener Psychiater ihre Aufgabe an, vermeintlich „kriminelle Psychopathen“ zu beurteilen und zu behandeln.

12 Vgl. Doris Kaufmann, „Widerstandsfähige Gehirne“ und „Kampfuntlustige Seelen“ Zur Mentalitäts- und Wissenschaftsgeschichte des Ersten Weltkrieges in: Michael Hagner (Hg.), *Ecce Cortex. Beiträge zur Geschichte des modernen Gehirns*, Darmstadt 1999, S. 206-233; Hans-Ludwig Siemen, *Das Grauen ist vorprogrammiert: Psychiatrie zwischen Faschismus und Atomkrieg*, Gießen 1982, S. 28-31.

13 Oswald Bumke, *Lehrbuch der Geisteskrankheiten*, 2. Auflage, München 1924, 365 f.

14 Der italienische Psychiater Cesare Lombroso gilt als Begründer der Kriminalanthropologie. Seine These, die Ursachen des Verbrechertums lägen in erheblichen physio-psychologischen Anomalien des Täters begründet, erregte auch in Deutschland große Aufmerksamkeit.

15 Vgl. Bumke, S. 102.

16 Vgl. Bumke, S. 372.



Abb.1: Heil- und Pflegeanstalt im Winter 1927/28 (LWV-Archiv, Fotosammlung)

Fünf Fälle im Überblick

Die folgenden Ausführungen basieren auf den Krankenakten von fünf Männern, die während der Weimarer Republik in die Heil- und Pflegeanstalt (HuP) Gießen eingewiesen wurden. Sie waren zwischen Ende 20 und 40 Jahre alt und stammten aus den heutigen Bundesländern Hessen oder Rheinland-Pfalz. Nach den Eintragungen auf den Krankenblättern waren Karl-Ludwig H. im freien Leben Lackierer, Heinrich G. Musiker und Karl K. Automobilschlosser gewesen. Im Falle Anton B's fehlt eine entsprechende Notiz. Bei Rudolf P. lautet die Eintragung auf dem Krankenblatt Chemiker. Alle fünf Männer hatten Frauen und Kinder.¹⁷ Keiner der Betroffenen wurde zum Langzeit-Patienten, der Beobachtungszeitraum betrug zwischen gut einem Monat bis etwa 10 Monate. Karl-Ludwig H. wurde aus der Landesheilanstalt im benachbarten Marburg-Lahn nach Gießen weiterverlegt. Rudolf P. verhafteten Polizeibeamte zum Zwecke der Einweisung in eine psychiatrische Anstalt zu Hause, alle anderen Männer hatten vor ihrer Einweisung längere Zeit in Strafanstalten zugebracht. Karl K. kam aus dem Untersuchungsgefängnis in Gießen, Heinrich G. und Anton B. wurden aus der Zellenstrafanstalt Butzbach in die HuP gebracht.¹⁸ Alle Männer hatten bereits im Vorfeld psychiatrische Aufmerksamkeit auf sich gezogen und waren in den Strafanstalten als psychisch auffällig eingestuft worden oder es wurden von den Anstaltsärzten der jeweiligen Strafanstalt auch Haftpsychosen diagnostiziert. Dem gegenüber schienen die Vergehen, die Rudolf P. in den Verdacht geraten ließen, ein gemeingefährlicher Geisteskranker zu sein, geringfügiger. Als Endpunkt eines lange schwelenden Konfliktes hatte er seinen ehemaligen Vorgesetzten geohrfeigt, beschimpft und bedroht. Dieser hielt ihn für geistig anormal. Als weitere polizeiliche Ermittlungen es als wahrscheinlich erschienen ließen, Rudolf P. habe einen weiteren

¹⁷ LWV-Archiv, Bestand 11, Krankenakten.

¹⁸ LWV-Archiv (Anm. 16).

Mann ins Gesicht geschlagen, wurde er aufgefordert, sich freiwillig untersuchen zu lassen; als er sich weigerte, erfolgte die Zwangseinweisung.¹⁹

Karl-Ludwig H. gelang, verärgert über die Tatsache, dass ihm die Zeit in der Psychiatrie nicht auf die Haft angerechnet wurde, schließlich die Flucht. In der Krankenakte heißt es, H. „entwich gestern Abend aus seiner Abteilung Wache III, wahrscheinlich indem er von dem Schlaflsaal nach der Heilstätte zu aus einem Oberfenster kletterte und sich am Blitzableiter herunterließ. Spuren am Blitzableiter, am Mauervorsprung und Fußboden weisen darauf hin.“²⁰ Rudolf P. wurde nach Hause entlassen, nachdem er sich bereit erklärte wiederzukommen, wenn dies aus Sicht des Arztes nötig sei. Alle anderen Männer führte man, auch gegen ihren erbitterten Widerstand, in die Strafanstalt zurück.²¹

Der Alltag der Beobachtung und Behandlung wird nur fassbar, wenn man sich zunächst die Situation vergegenwärtigt, in die die Männer durch die Aufnahme in die psychiatrische Anstalt gerieten. Der Terminologie Erving Goffmans folgend stellte auch die Heil- und Pflegeanstalt Gießen eine „totale Institution“ dar.²² Von allen Aspekten, die das Innenleben solcher Einrichtungen prägten, bildet sich vor allem das Problem einer dichten Überwachung aller Lebensäußerungen in den Akten ab. Da es sich um vermutliche oder tatsächliche Straftäter handelte, erfolgte die Unterbringung zunächst grundsätzlich im „Festen Haus“, der geschlossenen Abteilung, die besonders restriktiven Bedingungen unterlag. Alle Männer kamen nach dem Bad zunächst in eine Einzelzelle und wurden Tag und Nacht beobachtet von Pflegepersonal. Wie die Männer auf diese Situation reagierten, hielten entsprechende Berichte fest. So heißt es über Rudolf P., für den die Verbringung nach Gießen eine besonders leidvolle Veränderung seiner Lebensumstände bedeutete: „Nachts ist er viel schlaflos, stört aber nicht. Weinte gestern in seiner Zelle vor sich hin. Als die Tür geöffnet wurde, wischte er sich rasch die Tränen ab, um sich nichts anmerken zu lassen.“²³ Unter diesen Bedingungen hatten die Männer kaum Möglichkeiten, sich ihren Beobachtern zu entziehen. Eventuellen Auffälligkeiten ging man hartnäckig auf den Grund. Grundsätzlich stellte aber die – vermeintliche oder tatsächliche – Kriminalität der Patienten keinen Hinderungsgrund für einen Aufstieg innerhalb der Anstaltshierarchie dar. Sofern die Ergebnisse der Beobachtungen dem nicht entgegenstanden, verlegte man die Männer in freie Abteilungen weiter.

19 Vgl.: Drucksache Nr. 808. Bericht des 2. Ausschusses zu dem Antrag der Abg. Galm und Genossen, Einsetzung eines Untersuchungsausschusses zur Feststellung der Vorgänge bei der Internierung des Ingenieurs P. [...] zu Offenbach/a.M., in: Verhandlungen des Landtages des Volksstaates Hessen im Jahr 1924/27. 3. Landtag.

20 LWV-Archiv, Bestand 11 K-Ludwig H.

21 LWV-Archiv, Bestand 11.

22 Vgl. Erving Goffman, *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Frankfurt/a.M. 1972, hier S. 15-23.

23 LWV-Archiv, Bestand 11, Rudolf P.



*Abb. 2: Männer-Abteilung Wache, Front- und Seitenansicht, um 1911
(LWV-Archiv, Fotosammlung)*

Allerdings konnten solche Vergünstigungen auch wieder zurückgenommen werden. So wurde Heinrich G. wieder ins Feste Haus zurückgebracht, da er morgens vom Wärter dabei erwischt wurde, wie er sich am Geräteschrank von - Männer Wache II - zu schaffen gemacht hatte. Er sei dabei sehr verlegen gewesen, errötete und verließ den Raum. Beim Nachsuchen fand der Wärter unter dem Bodentritt des Schrankes einen kunstvoll angefertigten sog. „Totschläger“ und einen Dietrich

versteckt.²⁴ Ob Heinrich G. von den im Schrank versteckten Gegenständen wirklich nichts wusste, blieb in der Folge unaufgeklärt.

Von Seiten der Ärzte wurden umfangreiche Explorationen durchgeführt, die zum Teil den Charakter eines Verhörs hatten, wie sich Rudolf P. beklagte, die Hartnäckigkeit der Ärzte sei dabei recht weitgegangen, „ich betrachte das als Verhör, das ist eine Methode eines Arztes, die ich seither noch nicht kennengelernt habe“.²⁵

Im alltäglichen Anstaltsleben offenbarten die Patienten gerade den Pflegern mitunter zwangsläufig Einzelheiten aus ihrem Leben. Auch solche spontanen Äußerungen wurden verwertet. In den Berichten der Pfleger finden sich neben Bemerkungen zu Beobachtungen über das körperliche Befinden, den Appetit oder das Verhalten nicht selten auch Skizzen geführter Gespräche, die z. B. die Delikte der Patienten oder die Vorgeschichte der Beschwerden betrafen. In Gießen forderten die Ärzte die Patienten dazu auf, ihre Lebensläufe zu verfassen. Manche Patienten scheinen dem gerne nachgekommen zu sein, vielleicht weil es ihnen eine Möglichkeit bot, die eigene Sichtweise ungestört zu entfalten und sich gegenüber Vorwürfen zu rechtfertigen. Auch wenn Insassen an Angehörige schrieben, wurde dies in die Diagnosefindung mit einbezogen und zum Teil als aussagekräftiges Material zu den Akten gelegt. Auch wurden Angehörige angeschrieben, um an weitere Informationen heranzukommen, weiterhin auswärtige Akten einbezogen, insbes. Strafakten und vorherige psychiatrische Gutachten. In allen hier zitierten Krankengeschichten liegen umfangreiche Abschriften solcher Dokumente bei. Ebenso umfangreich waren die testpsychologischen Untersuchungen, die von den Psychiatern der Heil- und Pflegeanstalt Gießen vorgenommen wurden. Diese Beobachtungen und Untersuchungen mündeten in die Diagnose, die schließlich ins Krankenblatt aufgenommen wurde. Nach dem Urteil der Gießener Ärzte war Heinrich G. „Hysteriker und Psychopath“, Karl Ludwig H. „degenerierter Psychopath mit hysterischen Zügen“, Karl K. „hysterischer Psychopath“, Anton B. „leicht schwachsinniger Psychopath mit hysterischen Zügen“ und einer „eventuell larvierten epileptischen Komponente“ und Rudolf B. „hysterischer Psychopath mit paranoid-querulatorischer Einstellung“. Eine intensive Beschäftigung mit den hier genannten Gradabstufungen, die insbesondere aufgrund der den Männern zugeschriebenen hysterischen Züge interessant wäre, erweist sich in diesem Zusammenhang als weitgehend irrelevant. Denn trotz der Sorgfalt, mit der sich die Gießener Ärzte ihrer Aufgabe widmeten, handelte es sich aufgrund der eingangs zitierten Schwäche der psychiatrischen Theoriebildung um weitgehend unzuverlässige Diagnosen.

Entsprechend der Tatsache, dass fast alle der Männer lediglich zur Beobachtung eingewiesen wurden, kam einer spezifischen Behandlung kaum Bedeutung zu. Legt man die zeitgenössische Theoriebildung zugrunde, so bedeutete bereits die Verlegung in eine psychiatrische Anstalt insofern eine Behandlung, als nach medizinischer Einschätzung bereits Veränderungen der Umweltbedingungen

24 LWV-Archiv, Bestand 11. K. Heinrich G.

25 LWV-Archiv, Bestand 11. K. Rudolf P.

„einen wesentlichen Einfluss auf den krankhaften Zustand auszuüben vermögen“.²⁶

Nachweisbar ist, dass die HuP Gießen ihren Patienten und darunter auch den vermeintlich „kriminellen Psychopathen“ arbeitstherapeutische Angebote eröffnete. Die Einführung der Arbeitstherapie veränderte das Gesicht der Anstalt erheblich und trug ohne Zweifel dazu bei, Hospitalisierungseffekte zu mindern. Trotz allem lässt sich heute nicht mehr daran vorbeisehen, dass die neue Methode auch als Vorwand diente, Patienten im Dienste der Anstaltsökonomie auszunutzen. Zumindest für die hier diskutierten Fälle lässt sich sagen, dass die Gießener Ärzte dieser Gefahr nicht erlagen, offenkundig wurde bei Personen, die nicht arbeiteten, keinerlei Druck ausgeübt. Die Ärzte registrierten zwar, wenn ein Patient keine Beschäftigung suchte oder etwa erklärte, „er müsse vorerst im Bett liegen bleiben, da er so leicht schwindelig werde“, sie ließen ihn aber gewähren. Es wurde allerdings als ein gutes Zeichen gesehen, wenn sich Patienten zu einer Beschäftigung meldeten und motiviert waren.



Abb. 3: Patienten in der Schneider-Werkstatt, 1927 (LWV-Archiv, Fotosammlung).

Es gibt Hinweise in den Akten, dass sich das Leben in der Heilanstalt vor dem Hintergrund der Unterbringung in den Strafanstalten ruhiger, angenehmer und konfliktfreier gestaltete. Recht anschaulich formulierte dies Anton B. in einem Brief an seinen Schwager: „Bin am 14.04. von der Mördergrube Butzbach nach hier in die Heil- und Pflegeanstalt Gießen Licher Straße gekommen. [...]. Es ist hier besser wie in der Mördergrube, die Herren Wärter, eine gute Behandlung hier, eine ganz andere Umgebung hier. Essen ist gut, ein freundliches Entgegenkommen

26 Paul Nitzsche, die Behandlung in der Heilanstalt in: Oswald Bumke u.a., Handwörterbuch der psychischen Hygiene und der psychiatrischen Fürsorge. Berlin 1931, Sp. 98-105, hier Sp. 99.

der Herren Wärter sowie der hohen Herren Oberärzte. Es fehlt bloß noch die Damenbedienung hier“.²⁷ Die oben zitierten Äußerungen vermeintlich „krimineller Psychopathen“ der Gießener Heil- und Pflegeanstalt sind sicher zu Recht eine nicht überall selbstverständliche Qualität medizinischer Betreuung. Man sollte dieses positive Urteil allerdings nicht überbewerten. Gerade die aus den Gefängnissen verlegten Männer beurteilten ihre Situation aus einer nicht zu unterschätzenden Kontrasterfahrung heraus. Erschien die psychiatrische Einrichtung im Vergleich zur Haftanstalt als eine weitaus bessere Alternative, so verlor sich dieser Effekt mit der Zeit. Die Tatsache, dass die Strafverbüßungszeit für die Dauer des Psychiatrieaufenthaltes unterbrochen wurde, spielte hier sicherlich eine verschärfende Rolle. Im Vergleich zum Leben in der Freiheit verloren auch die vergleichsweise angenehmen Seiten der Psychiatrie-Unterbringung ihren Reiz. In diesem Zusammenhang schließt sich die Frage an, inwieweit die Ergebnisse der psychiatrischen Begutachtungen einigen Männern dazu verhalf, der Strafverfolgung zu entgehen. Eine Untersuchung der erhaltenden psychiatrischen Gutachten widerlegt die den eingangs zitierten Spottversen zugrunde liegende Behauptung, das Psychopathie-Konzept habe Kriminelle vor Strafverfolgung geschützt. Bei keinem der hier betrachteten Fälle kamen die Ärzte zu dem Schluss, dass die Betroffenen strafrechtlich nicht zu Verantwortung gezogen werden könnten. Sie plädierten allerdings für mildernde Umstände oder gemäßigte Haftbedingungen. Die hier zur Verfügung stehenden Dokumente ließen offen, ob das zuständige Gericht diesem ärztlichen Rat überhaupt folgte. Allerdings versuchten die Ärzte aus medizinischer Sicht im Einzelfall, dem Gericht eine dem Patienten erträglichere Situation nahezulegen. Insgesamt betrachtet konnte die Überweisung in die Psychiatrie für die Patienten eine deutliche Verbesserung ihrer Situation bewirken, auch wenn das Leben in der „totalen Institution“ HuP seine eigenen Probleme hervorbrachte²⁸ und die Überweisung in die Psychiatrie entgegen den öffentlichen Vorurteilen keineswegs das Tor zur Freiheit war, mochte sie bisweilen eine angemessenere Alternative darstellen. Durch die Offenheit des Psychopathie-Konzeptes konnte eine Berücksichtigung individueller Problemlagen berücksichtigt werden, die Ärzte erhielten immerhin die Möglichkeiten, für strafrechtliche Erleichterungen zu plädieren, ohne an strenge Kriterien gebunden zu sein. Allerdings wurden diese Möglichkeiten nur begrenzt genutzt, wie viele ihrer Fachkollegen empfanden die Gießener Ärzte sich offenkundig auch als Anwälte einer Öffentlichkeit, die eine Strafbefreiung für „Psychopathen“ äußerst kritisch beurteilte.

„Dass ein Mensch geistig gemordet werden soll“

Der Kontrast zwischen Gefängnis und psychiatrischer Anstalt war offensichtlich für die sich vorher in Strafanstalten befindlichen „Psychopathen“ besonders deutlich. Allerdings offenbarten sich die Gefahren der psychiatrischen Unterbringung

27 LWV-Archiv, Bestand 11. K. Anton B., Abschrift eines Briefes von Anton B. an seinen Schwager, undatiert.

28 Diese Folgewirkungen hat Goffman sehr eindrücklich beschrieben (vgl. Goffman) S. 24-77. Siehe auch Anm. 22.

besonders anhand der Krankenakte von Rudolf P., der bislang noch keinerlei Konflikte mit dem Strafgesetz gehabt hatte, von zu Hause in die Anstalt verbracht wurde und er deshalb seinen Aufenthalt dort aus einer grundsätzlich anderen Perspektive wahrnahm. Obwohl er dem Pflegepersonal als auch den Ärzten durchaus zugestand, sich angemessen zu verhalten, erschien ihm sein Aufenthalt von Beginn an als unerträglich. Seine Umgebung empfand er als derart belastend, dass es ihm schwerfiel zu essen, von der Temperatur in der Zelle befürchtete er gesundheitliche Nachteile. Auch die Tatsache, dass ihm beim Essen auf der geschlossenen Abteilung Messer und Gabel verwehrt wurden, wirkte „furchtbar auf ihn“.²⁹ Insgesamt sah sich Rudolf P. unrechtmäßig zum psychiatrischen Patienten degradiert und wertete die Einschränkungen als Demütigung, so sei es furchtbar, dass man ihn als hochgebildeten Menschen aus seinen Erfindungsgebieten [er hatte bereits mehrere Patente angemeldet] herausnehme und ihn nicht behandle, wie es seiner sozialen Stellung entspreche. Er ging auch davon aus, dass die Unterbringung in einer Psychiatrie ihn zu Unrecht auf Dauer als geisteskrank stigmatisieren werde und fürchte auch nachteilige Folgen für sich als auch für seine Familie.

Da der für die gesamte Angelegenheit grundlegende Konflikt in einer Auseinandersetzung zwischen ihm und dem leitenden Funktionär eines mächtigen Konzerns bestand, empfand er seine zwangsweise Unterbringung in der Psychiatrie als einen Akt, ihn als lästigen Kritiker loszuwerden. Dies wurde zumindest in Teilen der Öffentlichkeit ebenso gesehen, gerade auch in einer Zeit, die von Psychiatrieskandalen nicht verschont war und in der sich gerade die kommunistische Partei den Opfern möglicher unrechtmäßiger Einweisung annahm. Die linksgerichtete „Arbeiterzeitung“ hatte bereits im Oktober 1925 über seine Aufnahme berichtet mit der Überschrift „Grundlos in einer Irrenanstalt interniert?“, die kommunistische Landtagsfraktion beantragte beim Hessischen Landtag die Einsetzung eines Untersuchungsausschusses zur Feststellung der Vorgänge bei der Internierung des Ingenieurs P., aus Offenbach a.M. in die Irrenanstalt Gießen.

„Die Unterbringung des Ingenieurs P. in die Irrenanstalt Gießen weise Begleitumstände auf, die den Verdacht erwecken, dass ein durchaus normaler Mensch auf das Betreiben eines Industriekonzerne geistig gemordet werden solle. Die Behandlung in Gießen, die zunächst auf eine Beobachtung abgestellt sein sollte, sei darauf abgestellt, den Mann geistig zu ruinieren, er sei im festen Bau untergebracht und sei Tag und Nacht dem Geschrei und Getöse der Irrsinnigen ausgesetzt. Auch in hygienischer Beziehung geschehe alles, um seine Nerven zu demoralisieren. Gegen diese unglaublichen Vorgänge wird Protest erhoben und schnellstes Eingreifen verlangt“.³⁰ Die Kritiker als auch Rudolf P. selbst sahen die Gefahr, unter den Bedingungen der Irrenanstalt selbst geistigen Schaden zu nehmen, als durchaus hoch an. Die Unterbringung in einer Psychiatrie sei ein Instrument der Disziplinierung, das ungeachtet nachgewiesener Verfehlung unliebsame Menschen nicht nur für den Augenblick mundtot mache, sondern sie vielmehr auch qua Diskredi-

29 LWV-Archiv, Bestand 11. K. Rudolf P.

30 LWV-Archiv, Bestand 11. K. Rudolf P., Ausschnitt aus der „Offenbacher Zeitung“ (29.10.1925).

tierung der Person weitgehend ausschalte. In diesem Zusammenhang wurden einem großen internationalen chemischen Konzern Vorwürfe gemacht, unliebsame Mitarbeiter auf diese Art und Weise loszuwerden.

Inwieweit diese Kritik im Detail tatsächlich gerechtfertigt war, also ob hinter der Einweisung tatsächlich dieses Motiv stand und welchen Schaden P. davongetragen hat, lässt sich anhand der Dokumente kaum rekonstruieren.

In der historischen Distanz beleuchtet der Fall P. jedoch recht eindrücklich die Gefahren, die mit der Etablierung des Psychopathiekonzeptes verbunden waren, da die Offenheit der Diagnose es durchaus ermöglichte, politisch oder beruflich unliebsame Personen unter dem Verdacht der Abnormität zu pathologisieren, verhinderte die Theoriebildung einen derartigen Missbrauch nicht. Die Psychiatrie ließ sich deshalb durchaus als Instrument der sozialen Disziplinierung nutzbar machen, wie es sich in der gesamten Geschichte der Psychiatrie und hier insbesondere unter totalitären Bedingungen besonders „eindrucksvoll“ zeigt.

Im Zeitgeist des Psychopathiekonzeptes stellte die Beurteilung und Behandlung vermeintlich „krimineller Psychopathen“ in der Weimarer Republik ein drängendes Anliegen dar. Trotz der Probleme, die insbesondere aus der Theoriebildung zur Psychopathie selbst resultierten, stellten sich auch die Gießener Psychiater den diesbezüglichen Aufgaben. Ein Beobachtungs- bzw. Behandlungsfall zu werden, bedeutete für die Betroffenen, dass alle ihre Lebensäußerungen totaler Kontrolle unterlagen. Mit unterschiedlichen Methoden erhoben die Psychiater für sie alle verfügbaren Details über die Lebens- und Leidensgeschichten, als Ergebnis dieser Untersuchungen stellten sie eine Diagnose. Ein spezifisches therapeutisches Angebot erfolgte allerdings nicht. Aus Sicht der Betroffenen aus Strafanstalten war die Überweisung in die Psychiatrie jedoch insofern eine bessere Alternative, als sich die Lebenssituation in der Heil- und Pflegeanstalt insbesondere im Kontrast zum Gefängnis als weitaus weniger belastend darstellte. Da die Feststellung von Psychopathie nicht an das Vorliegen eindeutiger Kriterien gebunden war, beinhaltete sie auch die Möglichkeit, Personen relativ willkürlich zu pathologisieren. Damit liefen auch die Gießener Psychiater Gefahr, zu einem Instrument sozialer Ausgrenzung zu pervertieren. Letztlich konterkarierten sie damit ihren Auftrag, indem sie psychische und soziale Problemlagen über die Pathologisierung und die damit verbundene Stigmatisierung geradezu erzeugten.

Die Durchsetzung des eugenischen Programms der Nationalsozialisten in Gießen

- Die Heil- und Pflegeanstalt und die Psychiatrische Universitätsklinik und das Institut für Erb- und Rassenpflege -

Am 17. Mai 1936 schrieb der kurz zuvor in der Gießener chirurgischen Klinik zwangssterilisierte Ferdinand O. an das Erbgesundheitsgericht Gießen, dass er als gesunder Mensch nach Gießen kam und krank kam er wieder nach Hause. Weiter bat er, aufgrund der Diagnose „angeborener Schwachsinn“ (gem. eines Gutachtens aus der psychiatrischen Nervenklinik Gießen vom 13.01.1936) unfruchtbar gemacht darum, das Gericht möge für die Begleichung der Arbeitsausfallszeiten

sorgen, da Urlaub und bezahlte Krankentage abgelaufen seien: „Sie haben ja auch schließlich dafür gesorgt, dass ich nach Gießen kam, für mein Vergnügen bin ich nicht hingefahren [...]“. ³¹ Das Schreiben Ferdinand O's offenbart deutlich die Verbitterung über das Zwangsverfahren, in dem der Proband erleben musste, dass Beschwerden mit Hinweisen auf seine erfolgreiche berufliche Tätigkeit keinen Einfluss auf die Urteilsfindung der Erbgesundheitsgerichte hatten. ³² Auch das Erbgesundheitsobergericht in Darmstadt hatte sich schließlich dem Gutachten der Universitäts-Nervenlinik angeschlossen, das zwar die Lebensbewährung des Probanden ausdrücklich anerkannt, aber festgestellt hatte, es lägen trotz des Fehlens grober Defekte auf dem Gebiete des Fühlens, Wollens, des Trieblebens und des sozialen Verhaltens aufgrund der vorliegenden Verstandesschwäche genügend Gründe vor, um die Unfruchtbarmachung zu rechtfertigen. Außerdem bestünde noch sowohl eine familiäre Belastung als auch eine hohe Fruchtbarkeit in der gesamten Sippe, wie dies bekanntlich in Familien von Schwachsinnigen häufiger beobachtet werde. ³³

Sowohl die Ärzte der Heil- und Pflegeanstalt und der Gießener Psychiatrischen Nervenlinik wurden in vielfältiger Weise in die Durchsetzung des umfassenden eugenischen Programms der Nationalsozialisten einbezogen.

Das im Juli 1933 verabschiedete „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ (GzVeN), welches am 1. Januar 1934 in Kraft trat, wurde überwiegend von den Ärzten beider psychiatrischer Einrichtungen in Gießen begrüßt und sie nahmen auch aktiv an der Durchführung teil. Schon ab Mitte 1933 wurden in der HuP die erkennbar „KPD -und SPD-Angehörigen und gewerkschaftlich Organisierte“ entlassen, einschließlich des ärztlichen Direktors. Für verschiedene Erbgesundheitsgerichte waren Ärzte als Gutachter tätig und fungierten auch als Beisitzer in den Verfahren selbst, auch in solchen, die vom Leiter der Klinik beantragt worden waren. So mussten die Ärzte und Richter auf dem „Boden der nationalsozialistischen Weltanschauung“ stehen, die Berufung der Beisitzer erfolgte erst nach Anhörung des NSD-Ärztobundes. Die meisten der in Gießen begutachteten Probanden wurden entweder in der Universitäts-Frauenklinik oder in der Chirurgischen Klinik sterilisiert. In Gießen waren das nach heutigem Kenntnisstand mindestens 1300 Personen, die zwangssterilisiert wurden, die tatsächliche Zahl dürfte sich weiter deutlich erhöhen, da die vom Erbgesundheitsgericht in Gießen getroffenen Beschlüsse zur Zwangssterilisation auch in außerhalb von Gießen gelegenen Kliniken durchgeführt wurden. Die Leiter und auch die maßgeblichen Oberärzte beider psychiatrischen Einrichtungen unterstützten in jeder Hinsicht das eugenische Programm des nationalsozialistischen Staates und interpretierten es durchaus weitläufig, wie die vielfach verwendete Diagnose „moralischer Schwach-

31 Hauptstaatsarchiv Darmstadt, G 29U, Nr. 983, Bl. 42.

32 O. hatte ein Beschwerdeschreiben an das Erbgesundheitsgericht Gießen im Febr. 1936 gesandt, in dem er mitteilte, dass er nicht schwachsinnig sei, er sei Arbeiter bei den Eisenwerken schon viele Jahre, wenn er schwachsinnig wäre, könnte er seinen Beruf als Former und Eisengießer nicht ausführen, denn gerade bei diesem Beruf müsse man seine Gedanken zusammen haben. In: HStAD (Hauptstaatsarchiv Darmstadt), G. 29U, Nr. 983, Bl. 38.

33 HStADG 29U, Nr. 983, Bl. 29

sinn“ zeigt. Dies galt ebenso für sozial auffällige und kriminelle Probanden. Mit dem GzVeN trat ein radikaler Wandel in der Änderung im Rechtsverständnis ein. Im Gegensatz zur rechtsstaatlichen Verfassung der Weimarer Republik, in welcher der Schutz des einzelnen – auch vor staatlicher Gewalt – eines der grundlegenden liberalen Prinzipien war, galt nun die Erhaltung und Förderung der deutschen „Volks- bzw. Blutsgemeinschaft“ als übergeordnete Rechtsidee.³⁴

Die Erbgesundheitsgerichte, die im damaligen Volksstaat Hessen auf der Grundlage des GzVeN eingerichtet wurden, waren mit einem hauptamtlichen Richter als Vorsitzendem und zwei ärztlichen Beisitzern, einem Beamtenarzt und einem weiteren für das Deutsche Reich approbierten Arzt besetzt, diese waren zumeist in einer der beiden Gießener psychiatrischen Einrichtungen beschäftigt. Zwangssterilisierungen waren, wie die Beispiele in Schweden, Dänemark, der Schweiz und in den USA belegen, allerdings keineswegs singulär und wurden teilweise noch in den 80er Jahren vorgenommen, doch muss man die in Deutschland in erheblich größerem Umfang durchgeführten Zwangssterilisationen in das spezifische nationalsozialistische Verständnis von dem Primat der optimierten deutschen „Volksgemeinschaft“ gegenüber allem individuell und kollektiv „Minderwertigen“ einordnen.³⁵

Die HuP Gießen arbeitete von Anfang an mit dem Institut für Erb- und Rassenpflege in Gießen zusammen, damit förderte sie gezielt, dass - unbeschadet bereits damals bestehender wissenschaftlicher Einwände - gewaltsam gegen Personen vorgegangen wurde, die aufgrund ihres als sozial schädlich angesehenen Erbgutes als „minderwertig“ und „fortpflanzungsunwürdig“ angesehen wurden. Sie tolerierte und bewirkte durch die mit diesem Vorgehen verbundenen Sippenuntersuchungen die Stigmatisierung ganzer Familien. Die Analyse verdeutlicht auch am Beispiel Gießens, dass die Umsetzung des eugenischen Programms im NS-Staat auf dem Gebiet der Zwangssterilisationen nur aufgrund der überzeugten Mitarbeit der Ärzte in diesem Umfang vollzogen werden konnte.

Sippen-Untersuchungen und Statistik gegen „Erbkranke“

In Abweichung zu der von den Nationalsozialisten bekundeten rein biologischen Sichtweise menschlicher Existenz wurde vor allem bei den sozial auffälligen psychisch oder neurologisch Erkrankten der „Wert“ der Patienten, d. h. ihr „erb-biologischer Wert“ und ihr „aktueller Nutzwert“ innerhalb des „Volkskörpers“ zum konkreten Auslesekriterium und folglich betraf diese Gruppe von Patienten die geforderte und praktizierte Säuberung der „Volksgemeinschaft“ durch die am 14. Juli 1933 gesetzlich vorgeschriebenen Zwangssterilisierungen und durch die ab 1939 systematisch durchgeführten Vernichtungsaktionen im Rahmen der Aktion T4.

34 Vgl. Lutz Mager, Das Recht im Nationalsozialismus. Rechtsquellenlehre und Auslegung als Gesetzgebungsersatz, Internet-Version (14.02.2003).

35 In 2002 entschuldigte sich der Gouverneur von Oregon öffentlich für Zwangssterilisationen, die zwischen 1923 und 1981 im Staat Oregon an 2648 Personen, an psychisch Kranken, Homosexuellen und Kriminellen durchgeführt wurden.

529 3 Reichsgesetzblatt Teil I		
1933	Ausgegeben zu Berlin, den 25. Juli 1933	Nr. 86
Inhalt: Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses. Vom 14. Juli 1933 § 529 Wählte Verordnung zur Durchführung der Verordnung über die Dienstverweigerung. Vom 20. Juli 1933 § 531 Verordnung über die Errichtung einer verlässigen Filmkommission. Vom 22. Juli 1933 § 531 Verordnung über Beförderungen und Ausfuhrbescheinigungen. Vom 24. Juli 1933 § 533 Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Aufhebung der im Kampf für die nationale Erhebung militären Dienststrafen und sonstigen Maßregelungen. Vom 25. Juli 1933 § 535		
Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses. Vom 14. Juli 1933. Die Reichsregierung hat das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird: § 1 (1) Wer erbkrank ist, kann durch chirurgischen Eingriff unfruchtbar gemacht (sterilisiert) werden, wenn nach den Erfahrungen der ärztlichen Wissenschaft mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, daß seine Nachkommen an schweren körperlichen oder geistigen Erbfehlern leiden werden. (2) Erbkrank im Sinne dieses Gesetzes ist, wer an einer der folgenden Krankheiten leidet: 1. angeborenem Schwachsinn, 2. Schizophrenie, 3. jektalem (manisch-depressivem) Irresein, 4. erblicher Taubstummheit, 5. erblichem Weistanz (Huntington'sche Chorea), 6. erblicher Blindheit, 7. erblicher Lausbildung, 8. schwerer erblicher körperlicher Mißbildung. (3) Ferner kann unfruchtbar gemacht werden, wer an schwerem Alkoholismus leidet. § 2 (1) Antragsgerechtigkeit ist derjenige, der unfruchtbar gemacht werden soll. Ist dieser geschäftsunfähig oder wegen Geisteschwäche entmündigt oder hat er das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet, so ist der gesetzliche Vertreter antragsberechtigt; er bedarf dazu der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts. In den übrigen Fällen bedarf der Antrag der Zustimmung des gesetzlichen Vertreters. Hat ein Volljähriger einen Pfleger für seine Person erhalten, so ist dessen Zustimmung erforderlich. (2) Dem Antrag ist eine Bescheinigung eines für das Deutsche Reich approbierten Arztes beizufügen, daß der Unfruchtbarmachende über das Wesen und die Folgen der Unfruchtbarmachung aufgeklärt worden ist. (3) Der Antrag kann zurückgenommen werden. § 3 Die Unfruchtbarmachung können auch beantragen, 1. der beamtete Arzt, 2. für die Inassen einer Kranken-, Heil- oder Pflegeanstalt oder einer Strafanstalt der Anstaltsleiter. § 4 Der Antrag ist schriftlich oder zur Niederschrift der Geschäftsstelle des Erbgesundheitsgerichts zu stellen. Die dem Antrag zu Grunde liegenden Tatsachen sind durch ein ärztliches Gutachten oder auf andere Weise glaubhaft zu machen. Die Geschäftsstelle hat dem beamteten Arzt von dem Antrag Kenntnis zu geben. § 5 Zuständig für die Entscheidung ist das Erbgesundheitsgericht. § 12 (1) Hat das Gericht die Unfruchtbarmachung endgültig beschlossen, so ist sie auch gegen den Willen des Unfruchtbarmachenden auszuführen, sofern nicht dieser allein den Antrag gestellt hat. Der beamtete Arzt hat bei der Polizeibehörde die erforderlichen Maßnahmen zu beantragen. Soweit andere Maßnahmen nicht ausreichen, ist die Anwendung unmittelbaren Zwanges zulässig. (2) Ergeben sich Umstände, die eine nachmalige Prüfung des Sachverhalts erfordern, so hat das Erbgesundheitsgericht das Verfahren wieder aufzunehmen und die Ausführung der Unfruchtbarmachung vorläufig zu untersagen. War der Antrag abgelehnt worden, so ist die Wiederaufnahme nur		

Abb. 4: Reichsgesetzblatt, 25.07.1933.

Eine aktive Bevölkerungspolitik sollte in Übereinstimmung mit erbpflegerischen und rassenhygienischen Forderungen des NS-Staates eine langfristige Ausmerzung des in der „Volksgemeinschaft“ angeblich vorhandenen „minderwertigen“ Erbgutes erzielen. Denn laut einer vielfach geäußerten Überzeugung, die schon in der Weimarer Zeit in gemäßigten Kreisen – auch Regierungskreisen – Akzeptanz gefunden hatte, drohte der „Volkkörper“ angeblich durch überproportionale Zunahme erblich belasteter, „minderwertiger“ Bevölkerungsgruppen zu degenerieren. Ein umfassendes Vorgehen forderte der Gießener Rassenhygieniker Kranz, bereits am 24.01.1934 forderte er, dass von sämtlichen klinisch behandelten Patienten der Kliniken und Krankenhäuser sogenannte Sippschaftstafeln aufgestellt werden sollten, die dann in seinem Institut für Erb- und Rassenpflege ausgewertet werden sollten.

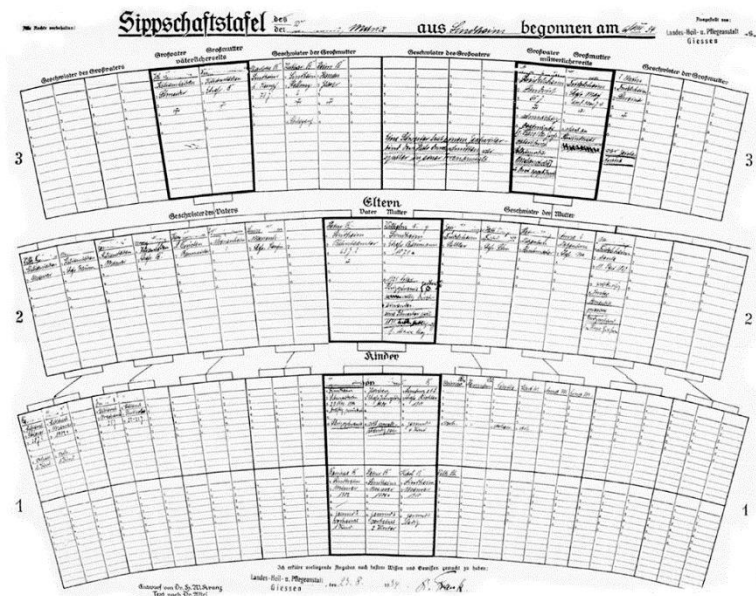


Abb. 5: Sippstafel nach einem Entwurf von H.W. Kranz
(HstAD, G29U Nr. 947).

Die Angaben beziehen sich auf die Probanden, Geschwister, Kinder, Eltern, deren Geschwister und Kinder.

An der medizinischen Fakultät der Universität Gießen wurde ebenfalls versucht, mit Hilfe von statistischen Methoden die Gefahr einer noch stärkeren Durchsetzung des Volkes mit erbkranken Individuen zu beschwören. Die Notwendigkeit einer Auslese voraussetzend suchten die Autoren mehrerer Dissertationen an der psychiatrischen und Nervenlinik nach 1933, den Kreis der potentiell Betroffenen zu definieren. Gesucht wurde nach typischen gemeinsamen Merkmalen von als insgesamt „minderwertig“ beschriebenen erbelasteten Sippen. Dabei vermerkten die in den Arbeiten erstellten Sippentafeln zahlreiche von der jeweiligen Erkrankung unabhängige „Belastungsfaktoren“ in den untersuchten Familien.

Neben anderen wurde auch das Auftreten von Tuberculose, „Gemeinschaftsunfähigen“, Alkoholismus, Pseudodemenz, Psychopathie, Kriminalität und Deblilität als „Nachweis“ einer allgemeinen Degeneration der belasteten Sippen angeführt. Die jüdische Abstammung wurde gleichfalls in diesem Kontext genannt.³⁶

Den geistigen Initiatoren dieser sozialpolitischen Maßnahme der Zwangssterilisierungen war dabei durchaus bewusst, dass die Erblichkeit verschiedener Krank-

36 Vgl. zum Beispiel die Dissertation von Willers Jessen, Bemerkenswertes zu den bisher unfruchtbar gemachten Erbkranken der Landes-Heil- und Pflegeanstalt Gießen (vom Inkrafttreten des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses bis Ende Mai 1936), Gießen 1937, S. 16.

heiten bzw. Symptomenkomplexe, die in den Katalog des GzVeN aufgenommen wurden, noch nicht ausreichend wissenschaftlich begründet werden konnten und dass es sich bei diesen „Erbkrankheiten“ eher um Sammelbezeichnungen als um klar abgegrenzte Krankheiten handelte. Ein großes Problem waren dabei die nicht oder noch nicht Erkrankten, die aber als Träger krankhaften Erbgutes in Frage kamen: „So wenig es all diesen Kindern als Einzelmenschen zu wünschen ist, dass die betroffenen Erbleiden bei ihnen manifest werden, so sehr müssen wir es andererseits vom rassenhygienischen Standpunkt aus begrüßen, wenn die Erbanlagen sichtbar und damit angreifbar werden“, heißt es in der Dissertation von Willers Jessen von 1937. Die Folgen für die Betroffenen, aber auch für die rassenhygienische Praxis spielte in der Diskussion um Grenzfälle eine bedeutende Rolle: Die Ärzte waren sich durchaus der Verantwortung bewusst, das „geistige Todesurteil über den Unglücklichen“ zu sprechen und damit eine ganze Familie zu stigmatisieren: „eine falsche Diagnosestellung kann hier verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen“. Allerdings wurde die Praxis der Zwangssterilisation bei diesen Überlegungen niemals in Frage gestellt, sondern zur Diagnosefindung und zur Bedeutung des Erbfaktors wurde u. a. die Funktion der Sippenforschung, auch die in den Seitenlinien, betont.

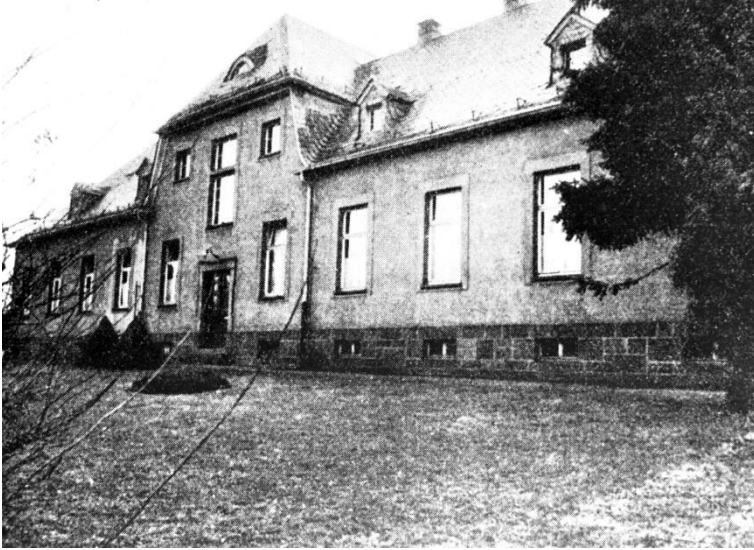
Die Frage der Effizienz dieses eugenischen Programms war ein bevorzugter Forschungsgegenstand an der Medizinischen Fakultät der Universität Gießen. Der Erbstatistiker Siegfried Koller (1908-1998), der später (1961) zum zweitmächtigsten Mann im statistischen Bundesamt aufsteigen sollte, bezweifelte die Wirksamkeit des Gesetzes, insofern der große erblich zwar belastete, doch nicht erkrankte Probandenkreis nicht genügend in die eugenische Planung einbezogen würde.³⁷ Siegfried Koller galt als der Mathematiker des Erbgesundheitsgesetzes und kam u. a. zu dem Ergebnis, dass in der vorliegenden Form das Gesetz kaum durchgreifende Wirkung zeigen könne, da nur bei einfacher Dominanz eine Tilgung der Krankheit innerhalb von drei bis vier Generationen zu erreichen sei. Er schlug deshalb vor, das Gesetz solle noch verschärfende und begleitende Maßnahmen wie Ausschluss von finanzieller Förderung der familiär erblich Belasteten vorsehen, wobei notwendigerweise der in Frage kommende Personenkreis stark erweitert und auch Teile der gesunden Bevölkerung mitbetroffen sein würden.

In seiner in Gießen angefertigten Habilitationsschrift „die Auslese-Vorgänge im Kampf gegen die Erbkrankheiten“ aus dem Jahr 1935 schrieb Koller: „solange aber die klinische Trennung noch nicht durchweg möglich ist, gibt der Gesichtspunkt des Gesetzgebers, dass nicht die Erblichkeit, sondern die Nichterblichkeit zu beweisen ist, die Gewähr für eine möglichst schnelle Ausmerzung der Krankheitsanlagen“.³⁸ Koller arbeitete ab 1934 zusammen mit dem Gießener Rassenhygieniker Heinrich Wilhelm Kranz (1897-1945) an der Vervollkommenung des

37 Siegfried Koller, Über den Erbgang der Schizophrenie, in: Zeitschrift für die Neurologie und Psychiatrie, 1939, S. 199-228 (Sonderdruck: Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades bei der Med. Fakultät, Gießen, 1939; Referent Prof. Dr. H. W. Kranz, Institut für Erb- und Rassenpflege).

38 Ebd. (Anm. 38).

erbpflegerischen Programms,³⁹ Kater verweist auf die „Zigeunerforschung“ des Assistenten am Institut für Erb- und Rassenpflege, Otto Finger, und macht auf die Verwirklichung der von Finger geforderten Internierung der „fremdrassigen Parasiten“ in Konzentrationslagern aufmerksam, wo die Zigeuner Sterilisierungen bzw. der Vernichtung ausgesetzt waren.



*Abb. 6: Das neue Institut für Erb- und Rassenforschung in Gießen, 1937
(aus: Gießener Universitätsführer, 1937/38, Darmstadt 1937).*

Koller und Kranz sahen in der zuverlässigen statistischen Erfassung der Nichterkrankten und „nur familiär Belasteten“ eine Möglichkeit, dem eugenischen Programm zu einer gewissen Wirksamkeit zu verhelfen. Sie bevorzugten für diese Probandengruppen Regelungen wie Ausschluss von Ehestandsdarlehen und das Verbot von Eheschließungen. Dieser Vorschlag ging über die Regelungen, die durch das am 18.10.1935 verabschiedete Ehegesundheitsgesetz beschlossen worden waren, hinaus. Weiterhin wurde von ihnen vorgeschlagen, „in bestimmten, besonders gefährlichen Gruppen vielleicht sogar Unfruchtbarmachung“ vorzunehmen.⁴⁰ Mit dem mehrbändigen Werk von Kranz und Koller „Die Gemeinschaftsunfähigen“, das von 1939 bis 1941 in Gießen erschien, wurden auch die „asozialen Charaktere“ in diese Überlegungen zur langfristigen Ausmerzung „minderwertigen“ Erbgutes einbezogen: „Koller rechnete weiter: Wenn man die in den „asozialen Großfamilien“ konzentrierten „Gemeinschaftsunfähigen“ zwangssterilisierte, ihre Ehen auflöste, ihre Kinder in Fürsorge-Anstalten steckte, sie selbst in Zwangsarbeiterlagern von der übrigen Bevölkerung trennte, dann wäre bereits in

39 Michael H. Kater, *Ärzte als Hitlers Helfer*, Hamburg/Wien 2000.

40 Siegfried Koller, *Die Auslese-Vorgänge im Kampf gegen die Erbkrankheiten*, zitiert nach Jacobi, Chroust, Hamann, in: Aeskulap und Hakenkreuz, Mabuse-Verlag 1989 (Anm. 1), S. 158.

den nächsten Generationen ein starker und fühlbarer Rückgang der ganzen Unterschicht zu erwarten“ (Bd. 2., S.131).⁴¹

Laut Planung sollten reichsweit insgesamt eineinhalb Millionen Menschen zum Zweck der „Reinhaltung und Verbesserung des Volkskörpers“, für den vielfach unreflektiert der Begriff „Rasse“ verwandt wurde, sterilisiert werden. Vorsichtigen Schätzungen zufolge umfasste das „Heer der Erbkranken“ sogar 2,135 Mio. „Minderwertige“. Tatsächlich allerdings lag die durchgeführte und kurzfristig auch so veranschlagte Quote bei etwa 360.000 gesetzlichen Sterilisationen in Deutschland in den Grenzen von 1937⁴². In Deutschland wurden zwischen 1933 und 1945 14 Mal so viele Menschen sterilisiert wie in den USA mit ihrer doppelt so hohen Zahl von Einwohnern.

Wie sich die von Koller und Kranz geforderten Regelungen, bspw. der Ausschluss von Ehestandsdarlehen im Einzelfall auswirkte, zeigt das Beispiel von Jakob Schwinn (1912- ?) aus der Nähe von Büdingen (Wetteraukreis). Schwinn beantragte 1936 bei dem Bürgermeister seiner Heimatgemeinde die Gewährung eines Ehestandsdarlehens, welches für verheiratete Paare ein sehr günstiges Darlehen darstellte mit einem Zinssatz deutlich unter dem anderer Kreditinstitute, dies wurde gewährt vom ersten bis zum fünften Kind, wobei der Zinssatz immer leicht mit der Zahl der Kinder anstieg und ab dem fünften Kind dann vergleichbar war mit anderen Kreditinstituten. Dieses Darlehen wurde auch im Volksmund genannt: „Kinder für den Führer“.

Der Bürgermeister seiner Heimatgemeinde, der selbst die Trauung von Jakob Schwinn und seiner Ehefrau aus einem Nachbardorf noch vor kurzem durchgeführt hatte, bezweifelte indes mittlerweile, dass der Antragsteller berechtigt sei, sich um ein Ehestandsdarlehen zu bewerben. In einem Schreiben an den Büdinger Amtsarzt teilt er diesem mit, dass Jakob zweimal in der Hauptschule sitzengelieben sei und auch seine Schwester von sehr einfacher Natur wäre.

Der Büdinger Amtsarzt beantragte daraufhin beim Erbgesundheitsgericht Gießen ein Verfahren nach dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses einzuleiten. Das Erbgesundheitsgericht Gießen beschließt dann am 2. April 1936, dass Jakob Schwinn sich binnen einer Woche in die Landes-Heil- und Pflegeanstalt Gießen zu begeben habe, andernfalls polizeiliche Einlieferung erfolgen müsse. Jakob Schwinn folgt dieser Aufforderung, nicht ohne in einem längeren Schreiben darauf hinzuweisen, dass er ein rechtschaffener Bürger sei, der jeden Tag seiner Arbeit nachgehe (er war Melker von Beruf, hatte diesen von seinem Vater erlernt und war bis zu 7 Tage in der Woche beim Melken großer Bauernhöfe in der südlichen Wetterau tätig). Nach der Heirat hatten er und seine Frau mit dem Bau eines eigenen Hauses begonnen, dies war wohl der Grund für die Beantragung des Ehestandsdarlehens.

41 Götz Aly/Karl-Heinz Roth, Die restlose Erfassung. Volkszählung, identifizieren, aussondern im Nationalsozialismus, überarbeitete Neuausgabe, Frankfurt a.M. 2000, S. 125.

42 Vgl. Gisela Bock, Zwangssterilisation im Nationalsozialismus, in: Christina Vanja/Martin Vogt (Hg.), Euthanasie in Hadamar, Begleitband zur Ausstellung des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen, Katalog Bd. 1), Kassel 1991, S. 69-77.

In den Akten der damaligen Heil- und Pflegeanstalt finden sich Bittbriefe von Bürger seiner Heimatgemeinde, Jakob sei ein grundanständiger und fleißiger junger Mann, den man noch niemals in einer Wirtschaft gesehen hätte und es sei eine große Ungerechtigkeit, die da mit ihm passiere.

Der Doktorand Willers Jessen von der Universität Gießen, der damals eine Dissertation über das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses in der Landesheil- und Pflegeanstalt Gießen anfertigte und der dem nationalsozialistischen eugenischen Programm der Auslese sehr nahestehendem Oberarzt Dr. Frank ,fertigten ein Gutachten über Jakob Schwinn an, in dem sie zu der Beurteilung kamen, dass bei Jakob Schwinn eine leichtgradige Intelligenzminderung vorliege und er durchaus in der Lage sei, seinen Unterhalt und den seiner Familie durchaus selbst zu verdienen. In der Einschätzung der beiden Gutachter seien aber gerade die leichteren bis mäßigen Intelligenzminderungen solche, die sich besonders häufig fortpflanzten und damit eine „Gefahr für den Volkskörper“ darstellen. Aus fachärztlicher Sicht gehöre somit Jakob Schwinn zu der Gruppe von Menschen, die zu sterilisieren seien und diese Sterilisierung wurde dann wenig später in der Landesheil- und Pflegeanstalt Marburg durchgeführt.⁴³

Jüdische Patienten in der Gießener Anstalt und deren Funktion als „Sammelanstalt“ im September 1940

Die Gießener Heil- und Pflegeanstalt (HuP) fungierte im September 1940 als „Sammelanstalt“ für 126 jüdische Patienten und Patientinnen aus verschiedenen Fürsorgeeinrichtungen und anderen Heil- und Pflegeanstalten, bevor diese von dort gewaltsam verschleppt und dann vergast wurden. Trotz der nur spärlich vorliegenden Quellen versucht dieser Abschnitt zum einen die Situation jüdischer Patienten in der Heil- und Pflegeanstalt seit ihrer Gründung im Jahr 1911 zu beschreiben und zum anderen vor allem die Veränderungen und auch die Verschlechterung ihrer Situation durch die nationalsozialistische Verfolgung in den Blick zu nehmen. Außerdem werden die konkreten Vorgänge in der Gießener „Sammelanstalt“ für jüdische Patienten behandelt, worüber lange Zeit kaum etwas bekannt war und des Weiteren wird das Schicksal der jüdischen Patienten beleuchtet.⁴⁴

43 Dokumentation des Falles von Jakob Schwinn in der historischen Ausstellung in der Vitos-Klinik Gießen 1998, Abb. 7, Foto Jakob Schwinn, daneben Abschrift des Beschlusses des Erbgesundheitsgerichtes Gießen zu seiner Unterbringung und Foto von Doktorand Willers Jessen der Universität Gießen in der Landesheil- und Pflegeanstalt Gießen nach 1933 (LWV-Archiv, Fotosammlung).

44 Ernst Klee, „Euthanasie“ im NS-Staat, die „Vernichtung unwerten Lebens“, Frankfurt 1985, besonders das Kapitel: Die Ermordung der jüdischen Kranken, S. 258-263.

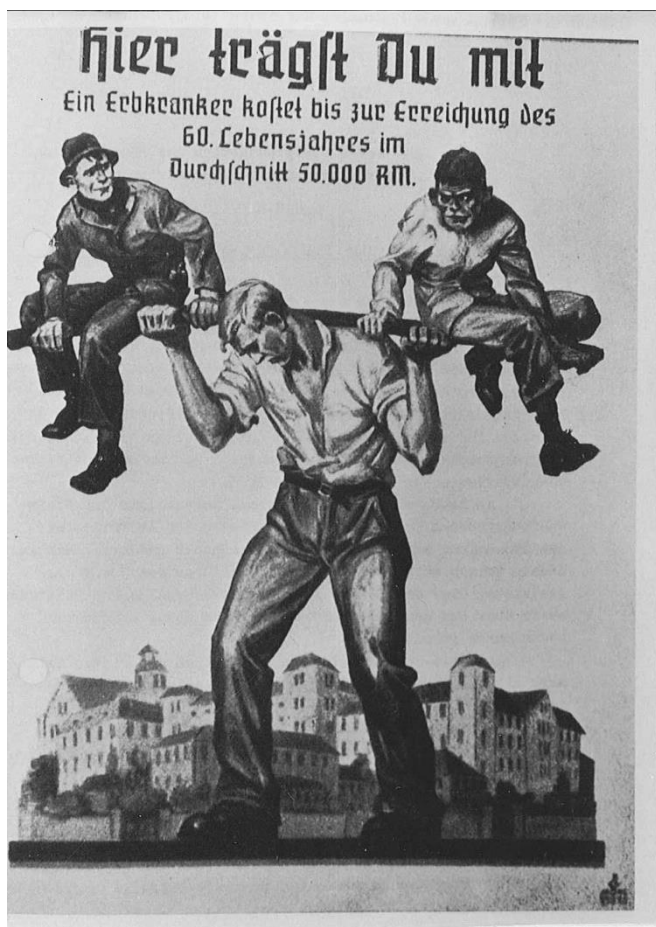


Abb. 7: Hier trägst Du mit

Die Jahre 1911 bis 1933

Als in 1911 für die Provinz Oberhessen des Großherzogtums Hessen eine eigene Heil- und Pflegeanstalt für psychisch Kranke eingerichtet wurde, war dies auch für jüdische Bürger eine wichtige Entwicklung, um erkrankte Angehörige in einer Anstalt ihrer Region unterbringen zu können. Zu dieser Zeit war der Anteil der jüdischen Bevölkerung Oberhessens sehr viel höher als im gesamten deutschen Reich.⁴⁵ Wie viele Patienten der Gießener Anstalt jüdischen Glaubens waren, ist nicht bekannt, da die Statistiken der Anstalt Patienten nicht nach ihrer Konfession erfassten. Einzige Kriterien waren Geschlecht, Diagnose und Verhalten. Man wird

⁴⁵ Im Jahr 1905 betrug der jüdische Bevölkerungsanteil Oberhessens 2,29%, in absoluten Zahlen waren dies 6792 Personen, vgl.: Die Juden im Großherzogtum Hessen. Veröffentlichung des Bureaus für Statistik der Juden (Heft 6), Berlin 1909, S.14.

allgemein annehmen können, dass die Zahl der Erkrankten etwa dem Bevölkerungsanteil entsprach. Zahlreiche Forscher, besonders auch jüdische, haben sich mit dem Vorkommen von Geisteskrankheiten bei Juden beschäftigt und kamen zu der allgemeinen Erkenntnis, so z. B. Gutmann 1920, dass „prozentual nicht mehr Juden geisteskrank werden als Nichtjuden, dass manche Krankheitsformen (Hysterie, Neurasthenie, angeborener Schwachsinn, erworbene geistige Schwachzustände, manisch-depressives Irresein) häufiger bei Juden vorkommen, andere dagegen (Alkoholismus, Epilepsie) seltener“.⁴⁶ Von den namentlich bekannten 20 jüdischen Patienten der Gießener Anstalt, die im September 1940 dort lebten, waren fast die Hälfte in den Jahren 1917 bis 1932 eingewiesen worden, die anderen in den Jahren bis 1938, abgesehen von bis auf zwei Patienten, die erst 1940 in die Anstalt kamen. Fast alle hatten ihren Wohn- oder Geburtsort in Oberhessen, geboren waren sie zwischen 1869 und 1905. Allerdings ist nicht davon auszugehen, dass sich alle geistig und psychisch kranken jüdischen Menschen aus Oberhessen in der Gießener Anstalt befunden haben. Es gab einige jüdische Patienten in der hessischen Anstalt Goddelau als auch in der Anstalt Scheuern bei Nassau sowie in der Landesheilanstalt Marburg. Eine eigene Unterbringungsmöglichkeit für diese erkrankten Menschen in jüdisch ausgerichteten Einrichtungen gab es in Oberhessen nicht. Dies war beispielsweise in der Anstalt in Bendorf-Sayn bei Koblenz möglich, die 1870 für streng nach den religiösen Geboten lebende jüdische Patienten gegründet worden war, oder auch in dem Dauerheim für jüdische „Schwachsinnige“ in Berlin-Weißensee. In Lohr am Main gab es ebenso wie im nassauischen Kalmenhof in Idstein eine rituell geführte Abteilung für jüdische Patienten.

Die jüdischen Patienten hatten – soweit sie dazu in der Lage waren – die Möglichkeit zum Gottesdienstbesuch in der Synagoge. Die jüdische Seelsorge in Heilanstalten war von offizieller Seite garantiert.⁴⁷ Die Kapelle in der Gießener Anstalt als Raum für religiöse Veranstaltungen dürfte auch entsprechend von jüdischen Geistlichen genutzt worden sein. Die Pfleger der Anstalt kamen meist aus der Stadt Gießen oder den Dörfern Oberhessens und dürften mit den religiösen Gepflogenheiten wie Arbeitsverbot am Schabbat, Verbot des Verzehrs von Schweinefleisch, Perücken für verheiratete Frauen, Mazze zum Pessah-Fest (ungesäuertes Brot), dem jüdischen Neujahrsfest vertraut gewesen sein.

Da die antisemitische Bauernbewegung in Oberhessen allerdings relativ stark vertreten war, dürften sich entsprechende Einstellungen auch im alltäglichen Umgang mit den Kranken ausgewirkt haben. „Trotz aller Aufsicht wird es sich nicht immer vermeiden lassen, dass die jüdischen Kranken von weniger gebildeten Kranken und zuweilen wohl auch von Pflegepersonal als Juden verspottet und

46 M. J. Gutmann, Über den heutigen Stand der Rasse- und Krankheitsfrage der Juden ... München 1920, S. 44.

47 Siehe dazu den Briefwechsel der Kassler Landrabbiner, Dr. Robert Raphael Geis, Wolfgang Hirsch und Dr. Walter mit der Anstalt Merxhausen in den Jahren 1931 bis 1938 (LWV-Archiv Bestand 17/8 Bd. 1, Buchstabe B, Nr. 33).

beleidigt oder wegen des jüdischen Namens oder Aussehens gehänselt werden.⁴⁸ In der Krankenakte von Johanna Katzenstein aus Rotenburg an der Fulda, die 1940 in das Sammellager für jüdische Patienten in Gießen verschleppt wurde, findet sich z. B. folgender Eintrag der Marburger Anstalt über die Patientin: „ist vor einer sie neckenden und mit ihrer jüdischen Abkunft beschimpfenden Kranken sehr ängstlich“. Von der Verschlechterung der Lebensbedingungen in den Heil- und Pflegeanstalten während des Ersten Weltkrieges, vor allem der mangelhaften Ernährung, waren die jüdischen Patienten genauso betroffen wie die christlichen.

Nach dem Regierungswechsel im Volksstaat Hessen im März 1933 wurde die Situation jüdischer Patienten durch die allgemeine politisch legitimierte Diskriminierung und Verfolgung auch in den öffentlichen Anstalten schwierig. Im November 1934 bemühte sich der Provinzialverband für jüdische Wohlfahrtspflege in Hessen-Nassau darum, die jüdischen Patienten aus den staatlichen Einrichtungen herauszunehmen und sie in den Jacobysche Heil- und Pflegeanstalt für Nerven- und Gemütskranke (israelitische Kuranstalten) nach Bendorf-Sayn einweisen zu lassen, dem wurde von den Bezirksverbänden nur dann Genehmigung erteilt, wenn u.a. einer Senkung der übernommenen Pflegekosten zugestimmt wurde. Das bis 1933 selbstverständliche Miteinander und Akzeptieren religiöser Verschiedenheit wurde jetzt sukzessive aufgehoben.

Auch für jüdische Patienten begannen mit dem Sterilisationsgesetz Anfang 1934 die zwangsweisen Unfruchtbarmachungen entsprechend den festgelegten Diagnosen. Die Meldungen zur Zwangssterilisation enthielten keine Fragen zur Religion oder zur sog. Rasse. Wurden jüdische Patienten in den Jahren nach 1936/37 in Anstalten eingeliefert, so stellte man dort unmittelbar einen Antrag auf zwangsweise Sterilisation. Niemand sollte entlassen werden, der nicht sterilisiert war.⁴⁹

Im Umfeld der sog. Nürnberger Gesetze und der einsetzenden Binnenwanderung der Juden in die größeren Städte bauten die Ortspolizeibehörden „Judenkarteien“ auf, wo im Sinne der neuen Verordnungen als jüdisch klassifizierte Menschen eingetragen wurden. Erstmals mussten dann auch von den Heil- und Pflegeanstalten für diesen externen Zweck eine Liste ihrer nur als jüdisch klassifizierten Patienten erstellt werden, gesondert wurde auf die rassische und nicht konfessionelle Definition verwiesen, „es ist selbstverständlich, dass unter Juden auch diejenigen aufzufassen sind, die jüdischer Abstammung sind, aber einer christlichen Konfession angehören“.⁵⁰ Vor allem seit dem September 1935, als Juden zu Staatsbürgern zweiter Klasse erklärt worden waren, begannen jüdische Familien sich verstärkt um Fluchtmöglichkeiten ins Ausland zu bemühen. War es schon schwer für

48 S. Behrendt/S. A. Rosenthal, Israelitische Heil- und Pflegeanstalt für Nerven- und Gemütskranke Sayn bei Coblenz, in: Johannes Bressler (Hg.), Deutsche Heil- und Pflegeanstalten für psychisch Kranke in Wort und Bild. Bd. II., Halle 1912.

49 Vgl. Isidor J. Kaminer, Psychiatrie im Nationalsozialismus. Das Philipps-Hospital in Riedstadt (Hessen), Frankfurt a.M. 1996, S. 115.

50 HStA Wi, Abt. 430/ 1-12557, Schreiben des Oberpräsidenten (Verwaltung des Bezirksverbandes Nassau) an die Landesheilanstalt Eichberg (09.12.1937).

gesunde jüdische Familien, ein Zufluchtsland zu finden, so gab es für ihre erkrankten Verwandten wegen der strengen Aufnahmebedingungen keinerlei Möglichkeiten. Bei der Auswanderung versuchten die Angehörigen, soweit es ihnen noch möglich war, den Unterhalt ihrer zurückbleibenden behinderten und kranken Verwandten zu sichern. So überschrieb der Vater von Erna Reis aus Gelnhausen bei seiner Auswanderung der Stadt Gelnhausen sein Haus gegen Zahlung der Pflegekosten für seine Tochter in der Landesheilanstalt in Merxhausen.⁵¹ Aus Herborn liegt das Schreiben des Bürgermeisters vor, der einer jüdischen Familie im Februar 1939 mitteilt, dass „es nicht angängig erscheint, im Fall ihrer Auswanderung ihren minderjährigen Sohn Ludwig hier oder in einer Anstalt für jüdische Schwachsinnige zurückzulassen. Ihr Sohn ist nicht schwachsinnig, da er ja aus der hiesigen Landesheilanstalt als „gesund“ entlassen worden ist.“⁵²

Für die Angehörigen der jüdischen Patienten wurde es, sobald diese auf eigene Kosten in der Anstalt untergebracht waren, zunehmend schwieriger, die Mittel aufzubringen. Häufig konnten jüdische Geschäftsinhaber die ihnen zustehenden Außenstände christlicher Kunden nicht mehr eintreiben, immer mehr jüdische Familien verelendeten, die Patienten mussten dann von öffentlichen Wohlfahrtsträgern (bis 1939) finanziert oder mussten zusätzlich von der jüdischen Wohlfahrt ab 1939 unterstützt werden.

Ab 1937 änderten auch konfessionelle Einrichtungen, die vorher jüdische Patienten aufgenommen hatten, ihre Satzungen dahingehend, jüdische Patienten auszuschließen. Es folgten dann Verlegungen in staatliche Anstalten infolge der Einführung des „Arier-Paragraphen“, dies sollte später den staatlichen Zugriff auf die jüdischen Patienten erleichtern. Mit dem Erlass „Durchführung einer Planwirtschaft“ wurden ab März 1938 sowohl die jüdischen als auch die christlichen Patienten, die in Anstalten außerhalb Hessens untergebracht waren, in staatliche Anstalten des Landes Hessen verlegt. Mit dieser sog. Planwirtschaft sicherte man sich den direkten Zugriff auf die sich schon in Planung befindliche Euthanasie-Mordaktion.

In der Folge kam es in den Anstalten zu Überbelegungen, die Situation der einzelnen Kranken verschlechterte sich durch die massiven Einsparungen: Mangel an Personal, Raumkapazitäten und Lebensmittel, jüdische Patienten waren auch häufiger antisemitisch eingestelltem Personal ausgesetzt, hatte doch der Reichsstatthalter festgelegt, dass Altparteigenossen für eine Entlassung aus dem Pflegedienst nicht in Frage kämen.

Aus dem Reichsministerium des Innern gab es ab Juni 1938 Erlasse, die die Trennung und Isolierung jüdischer Patienten von christlichen Patienten forderte zur Abwehr der Gefahr einer sog. Rasseschändung. Eine solche Trennung stellte alle Anstalten vor große Probleme, da die grundlegende Organisationsform von

51 LWV-Archiv, Bestand 17, Nr. 138 Bl. 85 RS. Schreiben der Bezirksstelle Hessen-Nassau der „Reichsvereinigung der Juden“ in Deutschland an den Direktor der Landesheilanstalt Merxhausen (05.03.1942).

52 Stadtarchiv Herborn, Sammlung zur Verfolgung jüdischer Bürger, Schreiben des Bürgermeisters von Herborn an Hermann Weiler (23.02.1939).

jeher die Trennung von Männern und Frauen, dann die Differenzierung nach Krankheitsformen und nach ruhigem bzw. unruhigem Verhalten der Patienten vorsah. Einzig und allein in der Landesheilanstalt Weilmünster konnte eine solche Trennung weitgehend durchgeführt werden, da es einen höheren Anteil jüdischer Patienten gab.

Am 17.08.1938 war festgelegt worden, dass jüdische Deutsche, um unterscheidbar zu werden gegenüber nichtjüdischen Deutschen, ab dem 01.01.1939 gezwungen waren, den Zwangsvornamen Israel oder Sarah zwischen ihren Vor- und Nachnamen zu setzen. In den Anstalten, so auch in der HuP Gießen, wurden die Zwangsvornamen auf der Akte nachgetragen, nun waren die Patienten verwaltungsmäßig auch als Juden gekennzeichnet, auch die, die christlicher Konfession waren.

Bis zum Erlass der „Verordnung über die öffentliche Fürsorge für Juden“ am 19.11.1938, wenige Tage nach der „Kristallnacht“, waren jüdische und nichtjüdische Patienten in der geschlossenen Fürsorge von Heil- und Pflegeanstalten rechtlich noch gleichgestellt. Die staatliche Fürsorgepflicht wurde den jüdischen Deutschen mit dieser Verordnung aufgekündigt, ab sofort sollten freie jüdische Wohlfahrtsinstitutionen dafür aufkommen. Hierdurch wurden die jüdischen Deutschen völlig aus der staatlichen Fürsorge herausgedrängt. Auch in der Gießener Anstalt wurden mit dem Stichtag 01.01.1939, dem Inkrafttreten der neuen Rechtslage, Listen der jüdischen Patienten im Sinne der sogenannten Nürnberger Gesetze in Verbindung mit dem jeweiligen Kostenträger aufgestellt, diesmal für die Abrechnung der vorgesetzten Behörde.⁵³

Hintergrund dieser Maßnahmen war der politische Wille, dass jüdische Patienten nicht mehr durch die öffentlichen Fürsorgeeinrichtungen des Deutschen Volkes getragen werden sollten, sondern dass dies jetzt die Aufgabe der jüdischen freien Wohlfahrtsorganisationen sei, diese allerdings erklärte sich meistens als zahlungsunfähig. Im Juli 1939 wurde dann die durch die Gestapo kontrollierte Zwangsorganisation der „Reichsvereinigung der Juden“ gegründet. Diese Reichsvereinigung sollte ab Oktober 1939 sämtliche Kosten für alle noch in öffentlichen Kliniken und Anstalten Deutschlands untergebrachten jüdischen Pflegebedürftigen vollständig übernehmen.⁵⁴ Aus den Anstalten Hessen-Nassaus ist mit dem beginnenden Krieg eine erhöhte Sterblichkeit durch bewusst herbeigeführte Mangelernährung bekannt. 20 jüdische Patienten wurden zwischen Mai '38 und Juli 1940 aus Frankfurt/a.M. in die Landesheilanstalt Herborn verlegt, die noch zu dieser Zeit zu den Gemäßigteren zählte im Umgang mit ihren jüdischen Patienten, ein Drittel von diesen Verlegten verstarben nach kurzer Zeit, möglicherweise waren es solche ohne Angehörige.

53 LWV-Archiv, Bestand 18, Verfügung des Reichstatthalters an die Heil- und Pflegeanstalten (09.01.1939).

54 Monika Kingreen in: Jüdische Patienten in der Gießener Anstalt in „Psychiatrie in Gießen“, Bd. 9 der historischen Schriftenreihe des LWV Hessen, S. 261.

Erfassung jüdischer Patienten, die zur Ermordung bestimmt waren im Frühjahr 1940

Die Entscheidung zur systematischen Ermordung aller in öffentlichen Heil- und Pflegeanstalten des Deutschen Reiches lebenden jüdischen Patienten bzw. derjenigen, die als solche galten, war zu Beginn des Frühjahr 1940 gefallen.⁵⁵ Diese Menschen waren als behinderte und jüdische Menschen doppelt diskriminiert, sie wurden als erste zur Ermordung bestimmt. Das Reichsministerium des Innern ordnete ab dem 15.04.1940 die Erfassung aller jüdischen Patienten über die jeweiligen Reichsstatthalter an. Im Juli 1940 begann dann die Mordaktion, zuerst wurden jüdische Patienten aus Berlin und Brandenburg, die in Berlin-Buch konzentriert wurden, ermordet, die Anstalt Gießen war für den nördlichen hessischen und für einen Teil der östlichen Gebiete Westfalens als Sammelanstalt vorgesehen.

In einer letzten Phase wurden dann jüdische Patienten im Februar 1941 nochmals in drei Sammelanstalten zusammengezogen, diese letzteren wurden alle in Hadamar ermordet. Diese gesamte Aktion wurde von der Tötungszentrale der T4 (Tiergartenstraße 4 in Berlin, direkt der Kanzlei des Führers untergeordnet) organisiert in Zusammenarbeit mit der Behörde des jeweils zuständigen Oberpräsidenten. Der Text des Schnellbriefes aus dem Reichsinnenministerium lautete: „Der noch immer bestehende Zustand, dass Juden mit Deutschen in Heil- und Pflegeanstalten gemeinsam untergebracht sind, kann nicht weiter hingenommen werden, da er zu Beschwerden des Pflegepersonals und von Angehörigen der Kranken Anlass gegeben hat. Ich beabsichtige daher, die in den unten bezeichneten Anstalten untergebrachten Juden am 01. Oktober in eine Sammelanstalt zu verlegen“.⁵⁶ Es seien ausschließlich Volljuden deutscher und polnischer Staatsangehörigkeit sowie staatenlose Juden bis zum 25. September 1940 aus den bisherigen Unterbringungsanstalten in die Landesheil- und Pflegeanstalt nach Gießen zu überstellen. Hinsichtlich der Abrechnung der Unterbringungskosten hieß es, dass Unterschiede zwischen dem bisherigen Verpflegungssatz und dem in der HuP Gießen erhobenen von der gemeinnützigen Krankentransport GmbH Berlin W 9, Potsdamer Platz 1, übernommen würden. Diese Gesellschaft war eine Tarnorganisation und Teil der Mordzentrale, zuständig für die Verlegung der Patienten in das jeweilige Mordzentrum. Alle die im Schnellbrief des Reichsministers vom 30.08.1940 aufgeführten Anstalten waren angewiesen, ihre jüdischen Patienten nach Gießen zu verlegen, sie seien spätestens am 25.09.1940 abzuliefern.

⁵⁵ Vgl. Friedlander (Anm. 2), S. 431.

⁵⁶ LWV-Archiv, Bestand 17/138, Abschrift des Schreibens (30.08.1940).

Direktion
der Landes-Heil- und Pflegeanstalt
Gießen.
Tel. 2088

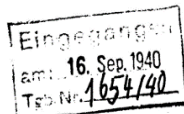
Giessen, den 13. September 1940.
Licherstr. 106

Betr: Verlegung geisteskranker Juden.
Bezug: Schr. d. Reichsministers d. Innern, Berlin NW 7, Unter den Linden 72, v. 2
8.40-IV g 6662/40-

Tgb. Nr. 1654/40 W./Kn. Auf Schreiben vom 12.9.40.

An den

Verein Waldeckische Krüppelhilfe e.V.
Bathildisheim Arolsen



Vom Bahnhof Giessen aus kann die Anstalt erreicht werden durch die elektrische Strassenbahn bis Bergkaserne, von dort 10 Minuten zu Fuss. Sollten die 5 Kranken nicht mit der elektr. Bahn fahren können, so müssten Sie sich am Bahnhof ein Auto nehmen.

Ich bitte Sie ferner, mir umgehend ein Verzeichnis der 5 Jüdi~~n~~en zu übersenden mit Name, Wohnort, Geburtstag, Diagnose, u. zahlende Behörde. Falls für eine Sonderunterbringung (Infektiöse etc.) notwendig sein sollte, bitte ich auch hierüber um Mitteilung.

W. Pörrich

Obermedizinalrat u. Direktor

Abb. 8: Schreiben der Landesheil- und Pflegeanstalt Giessen an das Bathildisheim Bad Arolsen (Archiv, Bathildisheim).

Der Leiter der Gießener Heil- und Pflegeanstalt war verantwortlich für die Organisation der Sammelanstalt und nahm Kontakt mit den in seinem Zuständigkeitsbereich stehenden Anstalten auf. Er bat darum, bei der Überführung der Kranken nach Gießen die Personalakten, die Krankengeschichten, Geld, Wertsachen und alles Gepäck mitzugeben, da dies alles bei dem Weitertransport am 01.10.1940 durch die gemeinnützige Krankentransportgesellschaft vorhanden sein muss. Außerdem solle man für eine gewissenhafte Markierung der Kranken (am besten Leukoplast-Streifen mit Namen auf den Rücken geklebt) Vorsorge treffen. Bei der Ankunft der Kranken am 25.09.1940 um 17.00 Uhr auf dem hiesigen Hauptbahnhof werde ein Omnibus zum Transport in die Anstalt bereitstehen.

Wo das Anstaltssammellager innerhalb der Gießener HuP für 8 Tage vom 25.09. bis zum 01.10.1940 eingerichtet worden war, ist bisher nicht bekannt. Vermutlich wurde es in einem großen Raum mit Strohsäcken oder Strohaufschüttungen hergestellt, möglicherweise aber auch in zwei Räumen nach Geschlechtern getrennt. Anzunehmen ist, dass alle Patienten ohne Rücksicht auf ihren Zustand, zusammen auf beengtem, provisorisch eingerichtetem Raum untergebracht wurden. Im Laufe des Dienstages, des 25.09.1940, kamen aus den auswärtigen Anstalten mehr als 100 zumeist schwer kranke, auch bettlägerige kranke Menschen an.

Name	Vorname	Geburts- name	Geburts- datum	Geburtsort	Letzter Wohnort
Aus der Heil- und Pflegean- stalt Gießen					
Kugelman	Max		*08. 08. 1901	Wohra	Griedel
Lerner	Paul		*25. 05. 1901	Roterjn/ Russland	Friedberg
Marx	Albert		*21. 03. 1885	Gießen	Mainz
Stern	Abraham		*28. 06. 1880	Merlau	Nieder- Ohmen
Traub	Sußmann		*05. 04. 1875	Oberaula	Heldenbergen
Witiwker	Nathan		*11. 07. 1890	Balta	Bad Nauheim
Wolf	Hermann		*01. 10. 1903	Düdelnheim	Düdelnheim
Fröhlich	Berta	Roth	*20. 02. 1874	Nieder- Ohmen	Nieder- Ohmen
May	Bella		*05. 10. 1889	Münster	Münster
Reinhard	Berta Hedwig		*24. 05. 1905	Mühlheim	Jügesheim
Reiss	Berta		*09. 09. 1899	Ulrichstein	Ulrichstein
Reiss	Sara Gretha		*12. 02. 1902	Ulrichstein	Ulrichstein
Schaum- berger	Rosa		*13. 10. 1895	Angenrod	Angenrod
Schloss	Elise		*08. 01. 1886	Frankfurt	Bad Nauheim
Schott	Johanna		*10. 10. 1895	Burggräfen- rode	Burggräfen- rode
Speier	Elise Betty		*07. 05. 1885	Heldenbergen	Heldenbergen
Stern	Lina Karoline	Scheuer	*03. 01. 1889	Gelnhausen	Butzbach
Wertheimer	Klara		*08. 10. 1869	Langen	Friedberg
Schott	Susanne/ Miriam		*19. 03. 1902		Reichels- heim/O
Hausmann	Martha		um 1902		Moelsheim
Aus dem Altersheim Gießen, Licher Straße 74					
Sachs	Ernst		*11. 02. 1892	Pless	Mainzlar
Aus dem Al- tersheim Mar- burg, Kapel- lenstraße 74					
Wagner	Friedrich		*08. 05. 1898	Hanau	Hanau
Aus der Lan- desheilanstalt Marburg					
Goldstein	Adele		*12. 01. 1878	Kassel	Wiesbaden
Kaufmann	Adele		*11. 03. 1890	Frankfurt	Frankfurt
Nossbaum	Fanni		*15. 09. 1881	Schlüchtern	Schlüchtern

Name	Vorname	Geburts- name	Geburts- datum	Geburtsort	Letzter Wohnort
Nussbaum	Ria		*04. 05. 1906	Fulda	Fulda
Rollmann	Frieda		*16. 10. 1875	Hainstadt	Frankfurt
Sommer	Jenny		*04. 10. 1885	Windecken	Windecken
Wallach	Sara Ryka		*18. 08. 1892	Breitenbach a. H.	Breitenbach a. H.
Aus der Heil- und Pflege- anstalt Haina					
Apfel	Ludwig		*16. 02. 1904	Bebra	Bebra
Bär	Siegfried		*14. 05. 1925	Niederaula	Niederaula
Cahn	Naphtali		*24. 09. 1881	Fulda	Fulda
Dörnberg	Bruno		*12. 01. 1888		Kassel
Dilloff	Rudolf		*24. 01. 1892		Frankenberg
Gutheim	Alfred		*26. 11. 1902	Wolfhagen	Wolfhagen
Goldberg	Jakob		*15. 08. 1875	Kassel	Kassel
Heilbrunn	Viktor		*24. 10. 1906	Eschwege	Eschwege
Katten	Simon Arthur		*18. 06. 1912	Halsdorf	Halsdorf
Katten	Siegfried Sigmund		*02. 05. 1908	Halsdorf	Halsdorf
Katz	Jakob		*19. 09. 1872	Kassel	Kassel
Katzenstein	Alfred		*06. 07. 1901	Rotenburg/F.	Rotenburg/F.
Kaiser	Leo		*13. 03. 1909	Hoof	Hoof
Katzenstein	Bernhard		*03. 02. 1909	Rhina	Rhina
Kaschmann	David		*12. 01. 1894	Ungedanken	Netra
Löwenstein	Bernhard		*24. 06. 1915	Korbach	Korbach
Lazar	Edgar		*28. 10. 1867	Mainz	Frankfurt
Lomnitz	Josef Menke		*08. 10. 1879		Witzenhausen
Oppenheim	Moritz		*02. 03. 1895	Erdmannrode	Rotenburg/F.
Pfifferling	Josef		*11. 07. 1870	Datterode	Datterode
Reich	Julius		*25. 12. 1909	Frankfurt	Frankfurt
Rosenthal	Eugen		*06. 01. 1879	Gießen	Gießen
Stiefel	Sigmund		*31. 07. 1879	Hochhausen	Fulda
Wiesner	Julius		*19. 03. 1874		Kassel
Wertheim	Theodor		*26. 06. 1913	Kassel	Kassel
Wertheim	Gerhard		*20. 09. 1914	Kassel	Kassel
Weinberg	Jakob		*09. 06. 1875	Osche (Osie)	Kassel
Löb	Berta		*05. 09. 1872	Montabaur	Montabaur
Löwenstein	Emilie		*12. 06. 1878	Duderstadt	Kassel
Nossbaum	Betti		*08. 12. 1888	Schlüchtern	Schlüchtern
Aus der Heil- und Pflegean- stalt Herborn					
Bartenstein	Robert		*28. 09. 1902	Frankfurt	Frankfurt
Blumenthal	Schemajo		*26. 03. 1871	Lübeck	Frankfurt
Breslau	Ignatz		*03. 04. 1870	Frankfurt	Frankfurt
Herzberg	Max		*11. 01. 1895	Aachen	Frankfurt

Name	Vorname	Geburts- name	Geburts- datum	Geburtsort	Letzter Wohnort
Hofmann	Josef		*20. 06. 1892	Frickhofen	Frickhofen
Homberger	Ernst		*26. 04. 1872		Frankfurt
Koch	Bernhard		*04. 06. 1866	Mainz	Frankfurt
Leopold	Isidor		*06. 05. 1880	Kettenbach	Kettenbach
Levi	Moritz		*12. 02. 1886	Hähnlein	Frankfurt
Levy	Friedrich		*15. 12. 1889	Thalhausen	Linz/Neu- wied/Thal- hausen
Lilienfeld	Isaak		*26. 02. 1876	Dickscheid- Geroldstein	Frankfurt
Mandelbaum	Josef		*28. 12. 1872	Frankfurt	Frankfurt
Dr. Pawel	Martin		*05. 12. 1893	Oppeln	Frankfurt
Pollak	Karl		*29. 06. 1901	Frankfurt	Frankfurt
Schulhaus	Richard		*28. 08. 1887	Hanau	Frankfurt
Weissbecker	Josef		*23. 03. 1876	Romsthal	Frankfurt/ Köppern
Bondi	Sara		*13. 01. 1879	Mainz	Frankfurt
Cloossen	Lieba		*14. 04. 1894	Grodno	Frankfurt
Cohn	B/Herta		*18. 05. 1896	Krohne/ Brache	Frankfurt
Deutsch	Johanna		*05. 07. 1861	Kowno	Frankfurt
Faber	Selma		*18. 02. 1870	Frankfurt	Frankfurt
Frank	Irma		*25. 05. 1908	Frankfurt	Frankfurt
Freundlich	Thea		*01. 11. 1898	Berlin	Frankfurt
Grünglück	Rebekka		*09. 03. 1905	Frankfurt	Frankfurt
Hackel	Dorothee	Siller	*21. 01. 1901	Saarbrücken	Saarbrücken/ Frankfurt
Hayum	Else		*15. 08. 1905	Könen	Frankfurt
Junker	Anna		*03. 8. 1874	Groß-Karben	Frankfurt
Kassel	Klara	Appel	*25. 04. 1881	Friedberg	Wiesbaden/ Friedberg
Langenscheid	Helene	Goldstein	*24. 10. 1896	Warschau	Frankfurt
Loeb	Berta		*07. 12. 1893	Klein- Auheim	Frankfurt
Mahler	Karoline		*07. 02. 1908	Frankfurt	Frankfurt
Simon	Irma		*30. 07. 1911	Bruttig	Wiesbaden
Schiff	Martha		*25. 05. 1908		Frankfurt
Schlamm	Else		*02. 07. 1911	Frankfurt	Frankfurt
Schloß	Meta	vh Klinge- mann	*15. 03. 1891	Frankfurt	Frankfurt
Steinberg	Sessi		*30. 05. 1887	Mainz	Frankfurt
Stern	Hilda		*11. 03. 1904	Hochstadt	Frankfurt
Weiler	Lina	Mayer	*01. 07. 1888	Katzenfurt	Katzenfurt
Aus der Heil- und Pflegean- stalt Hadamar					
Aumann	Sigmund		*26. 11. 1895		Eisenbach

Name	Vorname	Geburts- name	Geburts- datum	Geburtsort	Letzter Wohnort
Fürth	Leopold		*10. 02. 1882	Romsthal	Romsthal
Aus der Heil- und Pflegean- stalt Merx- hausen					
Blach	Berta		*27. 11. 1878	Abterode	Malsfeld
Bloch	Martha		*12. 11. 1897	Sachsen- hausen	Kassel
Einhorn	Sabine	Bletz	*04. 10. 1890	Rzochow	Frankfurt
Goldwein	Toni		*05. 09. 1896	Meimbressen	Meimbressen
Holz	Lisel		*01. 12. 1921	Kassel	Kassel
Isenberg	Hedwig		*05. 06. 1899	Elmhausen	Elmhausen
Katzenstein	Johanna		*19. 03. 1897	Rotenburg/F.	Rotenburg/F.
Kolodkin	Anna		*21. 07. 1907	Lodz	Kassel
Mathias	Franziska		*27. 01. 1894	Deisel	Deisel
Reiss	Erna		*29. 04. 1905	Babenhausen	Gelnhausen
Weinberg	Amalie		*04. 08. 1863	Kassel	Kassel
Weinberg	Mathilde		*23. 06. 1880	Schenklengs- feld	Schenklengs- feld
Weinstein	Johanna		*10. 03. 1890	Altenburg Melsungen	Kassel
Aus dem Bat- hildisheim Neu Berich/ Arolsen					
Löwenstern	Klara		*20. 03. 1904	Affoldern	Neu-Berich
Baruch	Fanny		*25. 05. 1871	Landau	Neu-Berich
Romberg	Anna		*14. 06. 1889	Berlin	Neu-Berich
Schürmann	Klara	Verw. Katz	*01. 05. 1861	Helsen	Arolsen
Loeb	Rosa Hedwig		*18. 10. 1888	Wrexen	Neu-Berich
Aus der Heil- und Pflegean- stalt Eickel- born					
Ladenburger	Adolf		*26. 02. 1892		Benninghau- sen/Ifflingen
Vyth	Sara Ryka		*13. 03. 1864	Hasselt	Bottrop
Aus der Heil- und Pflegean- stalt Marsberg					
Blumenberg	Alfred		*05. 02. 1914	Bad Driburg	Bad Driburg
Speyer	Siegmund		*22. 12. 1886	Steinheim/ Höxter	Steinheim/ Höxter
Mansberg	Emanuel		*17. 09. 1882	Münster/W.	Münster/W.

Name	Vorname	Geburts- name	Geburts- datum	Geburtsort	Letzter Wohnort
Michel	Gerd		*19. 07. 1926	Gelsen- kirchen	Gelsen- kirchen
Cohn	Johanna		22. 07. 1877	Wünnenberg, Kr. Büren	Wünnenberg, Kr. Büren
Bachmann	Selma		17. 05. 1887	Höxter	Nieder Mars- berg

Abb. 9: Liste der verlegten jüdischen Patienten in Monika Kingreens Beitrag in „Psychiatrie in Gießen“ S. 276-279. Alternativ Übersichtsliste S. 269.

Eine polizeiliche Anmeldung in Gießen erfolgte für diese auswärtigen Patienten nicht, ca. 126 schwerkranke Patienten mussten in dem Sammellager fünf Tage und fünf Nächte bleiben. Wir wissen bis heute nicht, wie die Versorgung ausgesehen hat, es waren auch zwei Jugendliche im Alter von 14 und 15 Jahren darunter, mehrere Patienten waren älter als 70 Jahre, die älteste war die 79jährige Klara Schürmann aus Arolsen. Das Sammellager wurde nach dem Abtransport am 01.10.1940 aufgelöst. Die Namen wurden in das Verlegungsbuch der Anstalt mit dem Zusatz „in Sammelanstalt“ eingetragen. Die Patienten wurden mit dem anstaltseigenen Bus vermutlich zum nahegelegenen Kleinbahnhof Licher Straße – mit Anschluss an den Hauptbahnhof – transportiert. Der Transport ging von Gießen aus in das zu einem Mordzentrum umgewandelte alte Zuchthaus in Brandenburg, zwischen Februar und November 1940 wurden dort mehr als 9700 Menschen vergast.⁵⁷ Die Ermordung jüdischer Patienten aus dem Sammellager in Gießen blieb geheim. Anfragen von Angehörigen oder Pflegern, ebenso von Meldebehörden oder Vormundschaftsgerichten, wurden in der Weise beantwortet, die jüdischen Patienten seien ins Generalgouvernement, dem besetzten Polen, verbracht worden. Dort seien die Pflegekosten deutlich niedriger und es gäbe genügend Bettenkapazitäten. Was die angesprochenen Kapazitäten angeht, waren in der Tat viele polnische psychiatrische Heil- und Pflegeanstalten durch die Wehrmacht als auch durch die SS „patientenfrei“ gemacht worden durch Erschießung und Tötung durch den Einsatz von mobilen Gaswagen mit einer hohen Anzahl polnischer Psychiatrie-Patienten.

Fingierte Todesmitteilungen und fingierte „Pflegegelder“

Ab Ende Februar, Anfang März 1941, also etwa 6 Monate nach der geheim gehaltenen Ermordung, trafen bei den Kostenträgern der jüdischen Patienten aus dem Transport von der Gießener Anstalt Schreiben mit dem Briefkopf „Irrenanstalt Cholm, Post Lublin, Postschließfach 822“ ein. Von der Mordzentrale „T4“ (Tiergartenstraße 4 in Berlin) war diese Adresse als Tarnung eingesetzt. Die Briefe wurden in Berlin geschrieben und per Boten regelmäßig von Berlin nach Cholm zur Post gebracht, dort abgestempelt und den jeweiligen Adressaten der Kostenträger der jüdischen Patienten im Deutschen Reich zugestellt.⁵⁸ In aller Regel wurde den

⁵⁷ Vgl. Friedlander, Anm. 2, S. 89 f.

⁵⁸ Vgl. Klee (Anm. 32), S. 258-263.

Kostenträgern der jüdischen Patienten ein überhöhter Pflegesatz berechnet und dies für die Dauer von offensichtlich bis zu 6 Monaten nach ihrer Ermordung. Zusätzlich wurden noch 65 Reichsmark für die angeblichen Einäscherungskosten in Rechnung gestellt. Auf diese Art und Weise wurde durch die angebliche Pflege der bereits Monate zuvor ermordeten jüdischen Patienten eine riesige Summe erwirtschaftet. Insgesamt sind auf diese in mehreren Phasen abgelaufenen Ermordungen der jüdischen psychisch Kranken knapp 6000 Frauen und Männer ermordet worden. Danach wurde vom Reichsinnenministerium festgelegt, dass jüdische Geisteskranke ausschließlich in die israelitische Kuranstalt bei Bendorf Seyn, bei Koblenz aufgenommen werden sollten, im Zuge der systematischen Deportationen wurden 1942 dann auch mehr als 300 jüdische Patienten und Mitarbeiter verschleppt und später in Auschwitz ermordet.

Durch die vielfältigen Verschleierungsmethoden blieben die Morde an den jüdischen Patienten bis heute weitgehend unbekannt. An das Leid und die Ermordung der jüdischen Patienten erinnert seit über 20 Jahren eine Gedenktafel in der Gießener Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie und Psychosomatik. Durch umfangreiche und mühselige Rekonstruktionsprozesse hat Monica Kingreen in dem 2003 herausgegebenen Band *Psychiatrie in Gießen die Identität aller 126 jüdischen Patienten herausfinden können*.

Ab dem Frühjahr 1943 wurden auch minderjährige, sog. „jüdische Mischlinge“ ersten Grades, die in Anstalten, Heim- und auch Pflegestellen lebten, als eigene Gruppe systematisch verfolgt. Auf Anweisung des Innenministeriums seien sie „mit Beschleunigung in die Mischlingsabteilung der Landesheilanstalt Hadamar zu überweisen.“⁵⁹

In Historikerkreisen, die sich schwerpunktmäßig mit der nationalsozialistischen „Gesundheits- und Sozialpolitik“ beschäftigen, wächst zunehmend die Erkenntnis, dass die Ermordung der polnischen Psychiatriepatienten unmittelbar nach dem Überfall auf Polen am 1. September 1939 und die sich anschließende Ermordung der – wie oben beschrieben – deutschen jüdischen Patienten in der Vernichtungsanstalt Brandenburg Hinweise darauf geben, dass „Euthanasie“ und Holocaust in einem engeren Zusammenhang stehen als bisher gedacht. Die „Euthanasie“-Aktion T4 begann zeitlich vor dem systematischen Judenmord, Personal aus den Zentren des Krankenmordes wurde bei der Ermordung der polnischen Juden eingesetzt.

Die Mordmethode, Gas, scheint Verbindungen geradezu anzubieten.⁶⁰

59 Peter Chroust/Herwig Groß, Matthias Hamann, Jan Sörensen, „Soll nach Hadamar überführt werden“. Den Opfern der Euthanasie-Morde 1939-1945, Frankfurt a.M. 1989, S. 96. Dort auch im faksimile Abdruck Schreiben des Reichsministers des Innern an den Oberpräsidenten in Wiesbaden (15.04.1943).

60 Robert Parzer, Vortrag am 24.01.2019 im Rahmen der „Hadamard-Gespräche“ und Jan Erik Schulte, Leiter der Gedenkstätte Hadamar, auf der Tagung – Von der „Euthanasie“ zum Holocaust – 24. bis 26. November 2016.

Do. 1.9.2016, 19 Uhr - Gedenkfeier Euthanasieopfer, Vitos-Kapelle

DIETLIND GRABE-BOLZ

Sehr geehrter Herr Geschäftsführer Engelhardt,
Sehr geehrter Herr Prof. Dr. Müller.
Sehr geehrter Herr Pex,
Meine verehrten Damen und Herren,
Liebe Gäste dieser heutigen Gedenkfeier!

Vor rund 75 Jahren wurde das dunkelste Kapitel in der Geschichte der Gießener Psychiatrie aufgeschlagen. Vom Oktober 1940 bis zum Mai 1941 wurden von diesem Boden aus hier aus der einstigen Heil- und Pflegeanstalt Gießen und der Provinzial-Siechen-Anstalt fast 400 Menschen in den Tod geschickt, weil sie unerwünscht waren, weil sie nicht in das Bild der selbsternannten sogenannten Herrenrasse passten, weil sie psychisch krank oder behindert waren, psychisch kranke Menschen jüdischen Glaubens aus Nordhessen und Westfalen, die hier zentral über eine Woche versammelt wurden, um dann von hier in den Vergasungstod nach Brandenburg verschickt zu werden, um danach von hier über Weilmünster nach Hadamar transportiert zu werden, wo der Vergasungstod am Tag der Ankunft auf sie wartete; darunter rund 30 Kinder Und Jugendliche, denen man den frühen „Gnadentod“ - wie es zynisch hieß - gewähren wollte; kranke Menschen, die mit dem sogenannten „Euthanasie-Erlass“ aus dem Jahre 1940 zu inneren Feinden des deutschen Volkes erklärt wurden.

Es ist ein dunkles Kapitel der ohnehin schwärzesten Zeit der deutschen Geschichte, der wir uns heute hier erinnern. Ich danke den Initiatoren, der Vitos-Klinik und dem LWV als Träger der Klinik, dass sie das Erinnern möglich machen durch die bemerkenswerte Dauerausstellung „Vom Wert des Menschen“, die hier besichtigt werden kann; durch diese heutige Veranstaltung, die sich einem doch auch sehr vernachlässigten Thema des nationalsozialistischen Erbes, widmet: Der Euthanasie, und der Frage, warum plötzlich die Würde des Menschen, die Würde von kranken Menschen nichts mehr wert war.

Wir erinnern uns: Der Deportation aus Gießen vorausgegangen war ein schneller und beispielloser Kulturwandel in den Köpfen der Menschen: die in einem langen Zivilisationsprozess errungene mitmenschliche Fürsorgepflicht gegenüber Kranken, Alten und Schwachen war binnen nur weniger Jahre einer barbarischen Rassenlehre gewichen. Alles von den Nationalsozialisten als minderwertig neu Definierte wurde zunächst der Entrechtung und dann der Vernichtung preisgegeben. Minderwertig waren per se Juden. Und minderwertig waren auch Menschen mit psychischen und geistigen Erkrankungen oder Behinderungen.

Jüdische Menschen mit psychischer Beeinträchtigung hatten doppelten Makel und gingen zu allererst in den Tod. Sie alle waren schutzlos. Schutzlos der Massenvernichtung ausgeliefert. Daran hat auch Gießen seinen Anteil. Auch hier haben

Ärzte daran mitgewirkt, Todesurteile auszustellen, indem sie begutachteten, wer es wert sei, weiterzuleben und wer nicht. Auch hier war die Würde des Menschen antastbar geworden.

Es begann auch hier in Gießen damit, dass Ärzte feststellten, wem der menschliche Wunsch, sich fortzupflanzen, einen Teil von sich in die Zukunft weiterzugeben, per staatlichem Zwang genommen wurde. Psychisch kranke Menschen wurden zwangssterilisiert. Gegen ihren Willen. Auch in Gießen gingen Bürokraten daran, die Akten zu durchforsten und Menschen zu finden, deren Erbgut als schlecht bewertet wurde. Das betraf nicht nur stationär untergebrachte Patienten. Es betraf alle, die den Makel hatten, irgendwann einmal in Behandlung gewesen zu sein.

Dem dunkelsten Kapitel der Geschichte der Psychiatrie, ging eine Zeit voraus, in der systematisch erforscht wurde, wer es wert war, unangetastet zu bleiben und wer nicht. Nach wie vor, meine Damen und Herren, muss ich gestehen: Es ist unfassbar, wie innerhalb weniger Jahre Menschen zu Unmenschen wurden. Schutzbefohlene zu sogenannten Feinden des Volkes, menschliches Leben willkürlich zu unwertem Leben erklärt werden konnte; dass jegliche Zivilisation außer Kraft gesetzt werden konnte.

Dennoch wissen wir, dass Antisemitismus, im Verborgenen immer vorhanden war; dass Antiziganismus, jene Feindlichkeit gegenüber Sinti und Roma, uns bis heute begleitet.

Wir kennen, dass Angst gegenüber Fremden, gegenüber fremden Kulturen, gegenüber Minderheiten geschürt wurde, sie als Sündenböcke für gesellschaftliche Fehlentwicklungen herhalten mussten, leider ein Phänomen, das Rechtspopulisten bedienen, Ängste schüren und daraus politisches Kapital schlagen.

Wir tragen eine große Verantwortung dafür, dass Rassismus und Menschenverachtung keinen Platz in unserer Gesellschaft haben dürfen.

Ich glaube, dass wir unsere Geschichte noch nicht abschließend bearbeitet haben; dass genau diese Opfergruppe des nationalsozialistischen Terrors noch lange nicht die Aufmerksamkeit bekommen hat, die ihr gebührt.

Ich glaube, dass unser Verhältnis, das Verhältnis von uns vermeintlich Gesunden zu psychisch kranken und behinderten Menschen nach wie vor nicht geklärt ist, und dass es eine immer noch große latente Gefahr der Stereotypen-Bildung und der Vorurteile in unserer Mitte gibt, wie sie nach wie vor besteht gegenüber als fremd wahrgenommenen Kulturen und Religionen.

Die Aufarbeitung dieser speziellen Verfolgung und Vernichtung von sogenannten „minderwertigem“ Leben hat es mehr als verdient, beachtet zu werden; weil die Erkenntnis für unser Zusammenleben und unsere Zukunft von zentraler Bedeutung ist.

Die immer noch bestehenden Vorbehalte gegenüber psychischen Erkrankungen, das fehlende Verständnis gegenüber Menschen, deren Leiden sich uns nicht so leicht erschließt wie ein Rippenbruch, sollte uns Auftrag und Mission sein.

Die Tatsache, dass es möglich war, den Zivilisationsbruch vor 75 Jahren fest ohne Widerspruch zu begehen und Kranke und Behinderte bewusst in Entrechtung und dann in den Tod zu schicken, sollte uns aufhorchen lassen.

Es gehört heute unbedingt und unmittelbar zur politischen und zivilisatorischen Bildung, sich um die Menschenwürde jener zu kümmern, die unseres Schutzes bedürfen; jener, die ansonsten rechtlos bleiben.

Gerade in Gießen. Jenem Ort, der in der Psychiatrie-Entwicklung große Meilensteine gesetzt hat, aber nicht in der Zeit, in der das dunkelste Kapitel aufgeschlagen wurde, mittat fast 400 Menschen von hier direkt in den Tod schickte; Ungezählte durch mangelnde Fürsorge an Betreuung und Ernährung nach 1941 sterben ließ; Ungezählte zwangssterilisieren ließ.

Es ist unsere Verantwortung, diesem Leid zu gedenken und die Lehre daraus weiterzutragen.

Die heutige Veranstaltung trägt dazu bei. Ich wünsche mir, dass es noch mehr dieser Anlässe gibt, zu denen wir uns erinnern und daraus ableiten, was heute anders sein muss - damit nicht das wieder geschieht, was in unserer jüngsten Geschichte auch hier in Gießen geschah.

50 Jahre Elefantenklo: ein Gießener Wahrzeichen verändert sein Gesicht

CHRISTIAN DILLER, ANSGAR DORENKAMP, MARIE-LOUISE LITMEYER

1. Einleitung

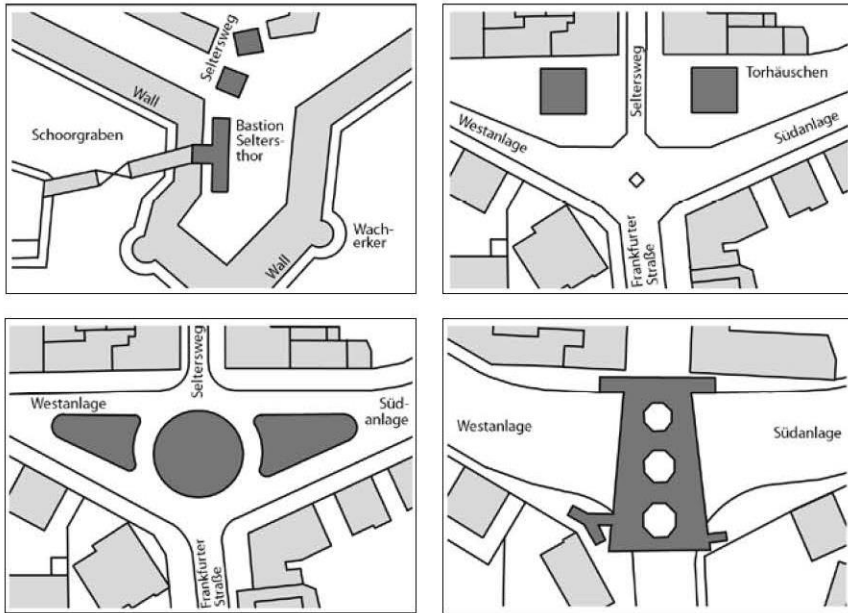
50 Jahre Elefantenklo in Gießen: Am 28. September 1968 wurde dieses unumstrittene Wahrzeichen der Stadt – ursprünglicher offizieller Name: „Fußgängerplattform am Selterstor“ – feierlich eröffnet. Sie ist ein Beispiel des großmaßstäblichen Städtebaus der Spätmoderne, der sich am Leitbild der autogerechten Stadt orientierte, einer Periode in Architektur und Städtebau, die in Deutschland etwa zwischen 1960 und 1975 angesetzt wird. Als kennzeichnend für diesen Zeitraum gilt gemeinhin ein ausgesprochener „Bauwirtschafts-Funktionalismus“: Vor dem Hintergrund anhaltend hoher wirtschaftlicher Wachstumsraten wurden damals bis dahin nicht vorstellbare Großstrukturen geplant und Bauvolumina neuer Dimensionen realisiert. Im avantgardistischen Vokabular des zuweilen als „Betonbrutalismus“ bezeichneten Architekturverständnisses der 60er Jahre standen die bautechnische Struktur, der ökonomische Funktionswert und die Nutzungsanalyse im Vordergrund. Gerade auch im Kontrast zu den „heiteren“ 50er Jahren dominierten jetzt „unbunte“ Farben; der Sichtbeton war – wenngleich auch neue Kunststoffmaterialien hinzukamen – allgegenwärtig. Während nach der klassischen Moderne der 20er und 30er Jahre seit längerem auch der Städtebau der 50er Jahre seine Würdigung nicht zuletzt von Seiten des Denkmalschutzes erfahren hat, ist eine solche für die Spätmoderne – wenn überhaupt – erst in den Anfängen absehbar.

Dieser Geburtstagsbeitrag für das Elefantenklo ist wie folgt aufgebaut: Nach einem Abriss über die Geschichte des Standortes Selterstor (Kap. 2) und die Planungsgeschichte des Elefantenklos sowie die folgenden 40 Jahre (Kap. 3) geht es im vierten Kapitel um die baulichen Veränderungen und die im Umfeld des Elefantenklos durchgeführten Events der letzten zehn Jahre. Im fünften Kapitel werden die Ergebnisse einer jüngeren Passantenbefragung in Gießen vorgestellt, die im Vergleich mit einer älteren Erhebung Aufschlüsse über aktuelle Veränderungen im Meinungsbild der Gießener ermöglicht. Der Beitrag schließt mit einem Ausblick.

In zwei Buchveröffentlichungen (vgl. Diller et al. 2009, Institut für Geographie 2018, hierin insbesondere Dorenkamp 2018 und Litmeyer 2018), wurde das Elefantenklo in den letzten Jahren ausführlich betrachtet. Wertvolle Informationsgrundlagen wurden dabei vor allem aus dem Stadtarchiv Gießen und den Archiven der beiden Lokalzeitungen Gießener Allgemeine Zeitung (GAZ) und Gießener Anzeiger (GA) gezogen.

2. Die Geschichte des Standortes Selterstor

Das Selterstor war eines der vier frühneuzeitlichen Stadttore Gießens. Abbildung 1 zeigt die Entwicklung des Standortes seit dem 17. Jahrhundert bis heute.



*Abb. 1: Entwicklung des Standortes Selterstor seit dem 17. Jahrhundert bis heute,
Quelle: Diller et al. 2009, 21.*

Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts entsprach das Selterstor einer Stadtgrenze in Form eines geschlossenen Stadtwalls mit Schoorgräben, welcher das Stadtgebiet nach Süden hin begrenzte (Abb. 1 oben links). Es entwickelte sich seit dem 18. Jahrhundert von einem Eingangstor in die Stadt zu einem Eingangstor in den Innenstadtbereich. Um das Selterstor herum siedelten sich seit dem 18. Jahrhundert mehrere gastronomische Betriebe an, wie z. B. das „Cafe Hettler“. Mit der Beseitigung der Stadtmauern dehnte sich die neue Stadtanlage vor dem Selterstor in Richtung Seltersberg aus (Brake 1997, 187). Dadurch verlor das Selterstor den Charakter einer Stadtgrenze. Von einer abgeschotteten, nur über Brücken erreichbaren Bastion verwandelte sich das Selterstor in ein Eingangstor mit zwei flankierenden Torhäusern (Abb. 1 oben rechts und Abb. 2).



Abb. 2: Der Standort Selsterstor in den 20er Jahren mit Torhäuschen, dem Cafe Hettler und dem Schubhaus Darré, Blick vom Südwesten, Quelle: Stadtarchiv Gießen

Mit der Stadterweiterung stieg auch das Verkehrsaufkommen. Der Bahnübergang an der Frankfurter Straße führte schon in den 30er Jahren zunehmend zu Staus. Am 12. Juli 1939 wurden daher dem damaligen Gießener Oberbürgermeister Ritter die ersten Pläne zur Umgestaltung des Selsterstors vorgelegt. Für die Umsetzung der Planung war dabei die Anlage des Kreisverkehrs zentral (Abb. 1, unten links), bereits bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges präsentierte sich das Selsterstor damit in einem an moderne verkehrstechnische Anforderungen angepassten Gewand (Abb. 3).



Abb. 3: Der Standort Selsterstor in den 40er Jahren nach dem Bau von Fahrleitungen für Obusse, Blick vom Südwesten, Quelle: Stadtarchiv Gießen

Am Ende des Zweiten Weltkriegs war die Innenstadt Gießens vor allem im östlichen Teil weitgehend zerstört, nur 700 der 5500 Gebäude waren unbeschädigt geblieben (Nipper 1993). Wie in den meisten Städten atmeten die ehrgeizigen Wiederaufbaupläne Gießens den Geist der Moderne, bemerkenswert ist die für das Selterstor skizzierte große Eingangsgeste (Abb. 4).

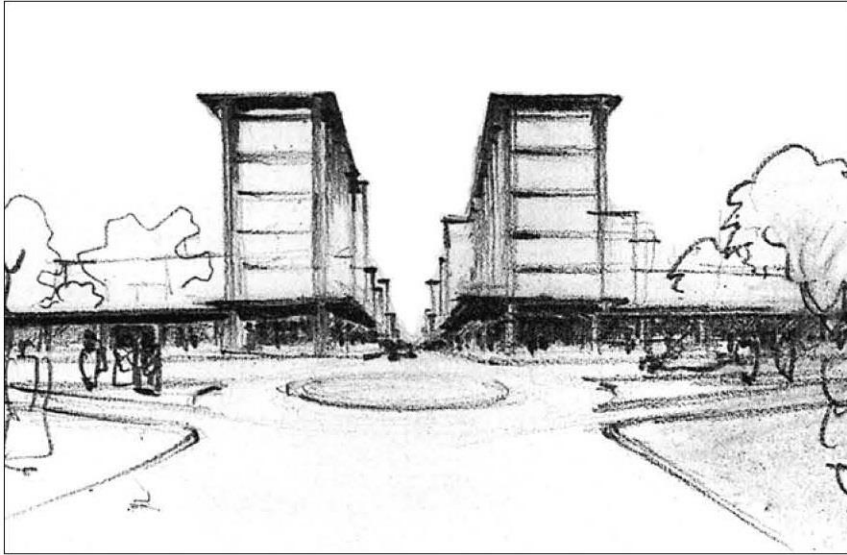


Abb. 4: Vorschlag zur Neugestaltung des Gießener Selterstors 1947 von O.-E. Schweitzer, Quelle: Stadtarchiv Gießen

Diese wurde allerdings so nie realisiert. In den 50er Jahren wies das Selterstor noch eine unregelmäßige, zum großen Teil aus eingeschossigen Behelfsbauten bestehende Baustruktur (Abb. 5) auf. An neuen Gebäuden entstand dann im Laufe der 50er Jahre die Rhein-Main-Bank an der südwestlichen und der Neubau des Schuhhauses Darré an der nordöstlichen Ecke.

Das Problem des durch den Bahnübergang bedingten Rückstaus wurde durch die Straßenbaumaßnahmen allerdings nicht beseitigt. Daher wurde Anfang der 60er Jahre von der sozialdemokratischen Stadtregierung der Bau einer Hochstraße über die Bahn erwogen, von der CDU jedoch als „Tumor in Beton“ abgelehnt. Als größeres Problem stellte sich zunehmend die Querung des südlichen Anlagenrings im Bereich der Frankfurter Straße für die Fußgänger, um den Zugang zur Innenstadt zu ermöglichen, heraus. Zunächst wurde eine Tunnellösung favorisiert, die jedoch am Einspruch der Anwohner scheiterte. So wurde die Idee einer oberirdischen Querung entwickelt. Für die Überführung sprachen die – gegenüber einer Unterführung – deutlich geringeren Kosten und die kürzere Bauzeit.



*Abb. 5: Situation am Selsterstor in den späten 1950er Jahren,
Quelle: Stadtarchiv Gießen*

3. Die Planung der Fußgängerplattform am Selsterstor und die ersten 40 Jahre nach seiner Realisierung

Im Sommer 1967 schrieb die Stadt die Ingenieurleistungen für die Fußgängerüberführung am Selsterstor aus. Als Ergebnis der Ausschreibung beauftragte Baudezernent und Stadtrat Dr. Eickmeier das Gießener Ingenieurbüro Schäfer mit einem Entwurf und bat dabei zu berücksichtigen, dass am Selsterstorplatz zwei Kaufhochhäuser errichtet würden, die durch eine Brückenplatte miteinander verbunden werden sollten. Von vornherein war damit die Aufgabenstellung nicht die einer einfachen schmalen Fußgängerbrücke, wie sie in dieser Zeit in vielen deutschen Städten gebaut wurde, sondern es galt, mehrere gegenüberliegende Ecken miteinander zu verbinden. Entweder hätten mehrere schmale Brücken gebaut werden müssen oder eine einzige Brücke, die daher breiter als gewöhnliche Fußgängerbrücken sein musste. Gleichzeitig galt es aber im Sinne eines reibungslosen Verkehrsflusses, die Zahl der Stützen gering zu halten. Die Planer entschieden sich für eine im Grundriss trapezförmige Massivplatte (vgl. Abb. 6) mit geringer Dicke (75 cm), die aus vorgespanntem Leichtbeton gearbeitet wurde.

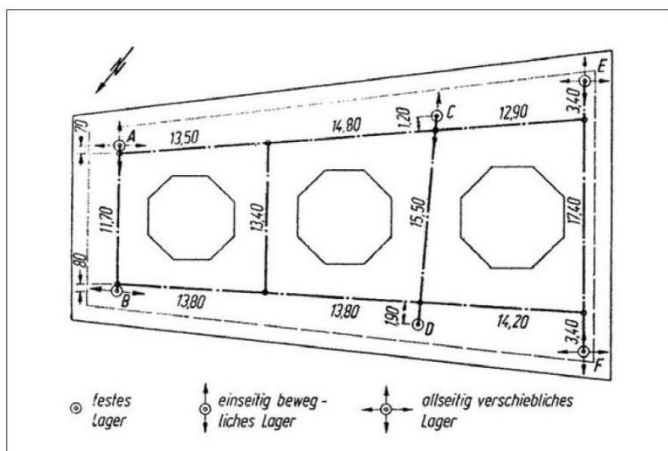


Abb. 6: Die Konstruktion der Fußgängerplattform Selterstor 1967

Quelle: Stadtarchiv Gießen

Das Material zeichnete sich durch ein geringes Gewicht, eine hohe Elastizität und ein günstiges Temperaturverhalten aus und ermöglichte große Spannweiten. Jedoch lagen damals nur erste Erfahrungen mit dem Leichtbeton vor (Alsen/Schäfer 1970, 3). Die Verwendung der Leichtbetonart für diese Aufgabenstellung stellte eine preisgekrönte innovative Ingenieurleistung dar. In der Fachdiskussion wurde die „städtebaulich interessante“ zweite Fußgärebene mit ihrem „advanced design“ gelobt (Dywidag 1968, 7). Sie bestäche „durch Einfachheit in der Konstruktion“ (GAZ 12.5.1967).



Abb. 7: Modell der Fußgängerplattform Selterstor 1967

Quelle: Archiv Gießener Anzeiger

Das Fußgängerplateau am Selterstor wurde im Laufe des politisch in Deutschland bewegten Jahres 1968 bei Kosten in Höhe von einer Million DM erbaut. Parallel dazu wurden die Südanlage und Frankfurter Straße vierspurig ausgebaut. Das 48 Meter lange und bis zu 29 Meter breite Plateau wurde am Samstag, dem 28. September 1968, feierlich eröffnet. Oberbürgermeister Schneider demonstrierte eigenhändig die Funktionalität des Bauwerks, indem er mit einem Kinderwagen die vom Seltersweg aufsteigende Rolltreppe benutzte (Abb. 8).



*Abb. 8: Oberbürgermeister Schneider und Begleitung bei der Eröffnung der Fußgängerplattform Selterstor am 28.9.1968
Quelle: Stadtarchiv Gießen*

Von den politischen Entscheidungsträgern wurde die Fußgängerplattform als Ausdruck wirtschaftlicher Dynamik des in weiten Teilen wiederaufgebauten und nun weiter zu gestaltenden modernen Gießens betrachtet. Trotz des insgesamt positiven Grundtenors, mit dem das moderne Bauwerk betrachtet wurde, wurden jedoch von Anfang an auch kritische Stimmen in der Bevölkerung, aber auch der Fachwelt laut, die das Gebäude vor allem als unproportioniert bezeichneten (Alsen/Schäfer 1970, 2). Im Zusammenhang mit dieser Kritik, die vor allem seiner Überdimensionierung galt, erhielt das Fußgängerplateau am Selterstor auch relativ früh seinen noch heute gültigen Spitznamen. Die Bezeichnung „Elefantenklo“ bezieht sich auf die drei großen achteckigen Öffnungen in der Mitte der Plattform (Abb. 6). Diese hatten mehrere Funktionen: Zum einen sollten sie für eine ausreichende Belichtung für den Verkehr unter der Brücke sorgen, zum andern dienten sie aber auch der Gewichtsreduzierung des Bauwerks.



*Abb. 9: Die Fußgängerplattform Selterstor nach ihrer Eröffnung
Quelle: Stadtarchiv Gießen*

Zur genauen Entstehung des Spitznamens „Elefantenklo“ existieren mehrere Versionen. Der wahrscheinlichsten nach geht der Name auf eine Idee des „Akademischen Micky-Maus-Clubs“ zurück. Dieser offiziell anerkannte studentische Club mit einer Reihe „trinkfester Studenten“ (Diller et al. 2009, 37) sinnierte am Abend vor der Eröffnung der Plattform über einen möglichen Beitrag. Nach einigen Flaschen Bier entstand die Idee, das Bauwerk „Elefantenklo“ zu nennen. Um Mitternacht wurde unter das Enthüllungstuch ein Transparent mit dem Namen „Elefantenklo“ geklebt. Die Presse machte Aufnahmen und so wurde dieser Benennungsvorschlag mit der Eröffnung populär. Der Spitzname wurde dann sehr schnell von einer Politikerin der CDU-Opposition aufgegriffen, die den Namen somit in die offizielle politische Debatte einbrachte.

In den folgenden vier Jahrzehnten war das Elefantenklo immer wieder Gegenstand stadtpolitischer Debatten. Immer wieder wurden auch Umfragen unter den Gießener Bürgern durchgeführt, wie mit dem Bauwerk umzugehen sei. Abrissbefürworter artikulierten ihren Protest gegen das Bauwerk, aber es gab schon immer Stimmen, die das Plateau als einen Teil der Stadt begriffen und Vorschläge zu seiner Verschönerung unterbreiteten. Die gravierendsten und konkretesten Veränderungspläne wurden Mitte der 1980er Jahre vorgelegt, in einer Zeit wo auch die Betonschäden des Bauwerks immer sichtbarer wurden und sich die Frage der Sanierung stellte. 1984 hatte Bautechniker Werner Ortmüller in einer SPD-Zeitung unter der Überschrift „Ein Sommernachtstraum anno 1999“ die erste Vision einer gläsernen und mit Grün versehenen Überbauung der Fußgängerplattform vorgestellt (Gießener Stadtzeitung 11/1989).

Diese Vision erhielt Gestalt als Ende der 1980er Jahre mehrere Investoren auftraten; insbesondere der lokale Gastronom Michael Rosenberg, der ein einstöckiges, aus einer Glas-Aluminium-Konstruktion bestehendes Foyer vorschlug (Abb. 11, GAZ 28.06.1989).

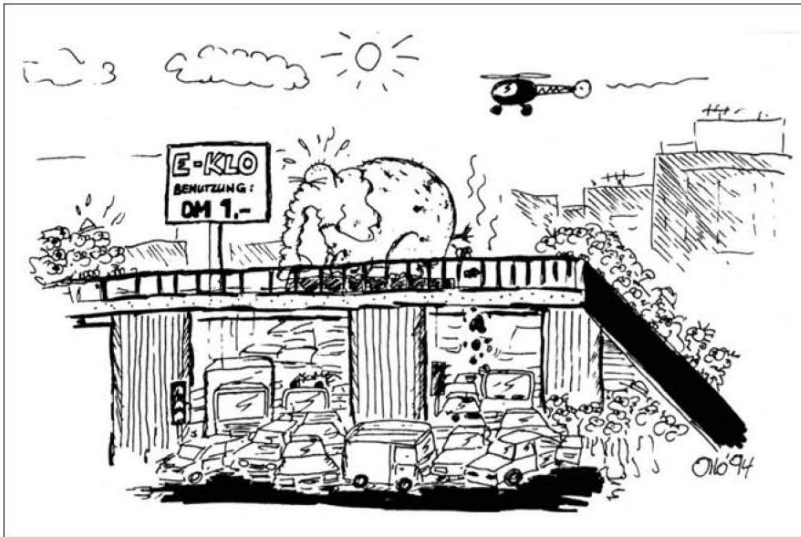


Abb. 10: Karikatur zum Elefantenklo Gießen
Quelle: Archiv Gießener Anzeiger

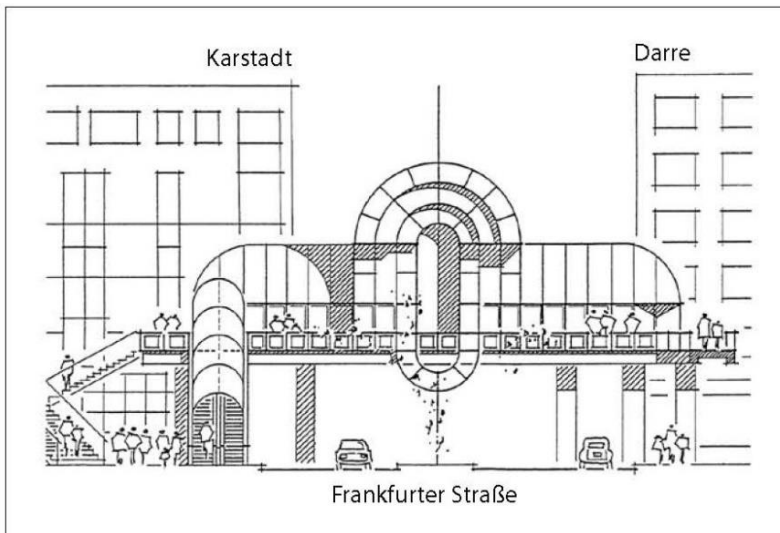


Abb. 11: Der Entwurf zum „Glaspalast“ als Höhepunkt der Umgestaltungsdebatten in den späten 1980er Jahren, Quelle: Archiv Gießener Anzeiger

Diese Pläne lösten zum einen erhebliche Kontroversen im Stadtparlament aus, zum anderen wurden in der Öffentlichkeit zahlreiche Gegenvorschläge zur Zukunft des Elefantenklos formuliert (vgl. dazu ausführlicher Diller et al. 2009, 42 ff.). Nach fast dreijähriger Debatte scheiterte das Projekt jedoch. Letztlich waren es grundlegende Bedenken der Bauverwaltung, die sich durch setzten. Die weitgehende Überbauung des Plateaus mit einem Gastronomiebereich hätten der Hauptfunktion des Bauwerks entgegengestanden: denn noch immer überquerten täglich 12.000 Personen die Fußgängerbrücke. Technische Argumente waren es letztlich auch, die in den folgenden Jahren immer wieder die aufkommenden Debatten um den Abriss des Elefantenklos verstummen ließen. Eine verkehrliche Alternative wäre nur mit der Einrichtung einer weiteren Fußgängerampel gegeben, die aber wiederum den PKW-Verkehrsfluss zu stark beeinflusst hätte.

4. Die letzten zehn Jahre: Bauliche Veränderungen und Eventisierung

Der folgende Abschnitt basiert vor allem auf einer detaillierten Analyse (Dorenkamp 2018) der lokalen Presse aus den letzten zehn Jahren. Insgesamt wurden 170 Presseartikel ausgewertet, durchschnittlich erschien in diesen beiden Medien also etwa alle drei Wochen ein Artikel zum Elefantenklo.

In den letzten zehn Jahren waren in der Gießener Innenstadt erhebliche Veränderungen zu registrieren. Einen Grund dafür stellt sicherlich die gegenüber den Jahrzehnten vorher deutlich verbesserte Aufstellung der Akteure der Innenstadt dar. Mitte der 2000er Jahre wurden – damals bundesweit mit Pioniercharakter – Business-Improvement-Districts für die Innenstadt eingerichtet. Die konzentrierten Aktionen von Stadt, Immobilieneigentümern und Einzelhändlern haben zu sichtbaren baulichen Umgestaltungen (Straßenbelag und -mobiliar, Fassaden) in der gesamten Innenstadt geführt und auch die Ereignisdichte in der Innenstadt hat sich erhöht. Das Elefantenklo ist ein wichtiger Teil dieser Entwicklungen.

Eine bedeutende Maßnahme war die Installation der neuen Rolltreppen im September 2009 (GAZ 18.09.2009). Dass auch die neuen Rolltreppen nicht vollständig wartungsfrei waren, zeigte sich allerdings schon im Februar 2010, als strenge Nachfröste zum erneuten Ausfall der Treppenanlage führten (GAZ 12.02.2010), und im Januar 2013, als starker Schneefall die Rolltreppen außer Betrieb setzte (GAZ 22.01.2013). Zudem war auch mit den neuen Rolltreppen das Überquerungsproblem des Elefantenklos nicht vollständig gelöst: Während der Schließungszeiten des Kaufhauses Karstadt ist die Barriere Elefantenklo für mobilitätseingeschränkte Personen aus Richtung Norden (Seltersweg) nicht überwindbar, da sich der an dieser Bauwerksseite einzige Aufzug innerhalb des Kaufhauses Karstadt befindet und die vorhandenen Rolltreppen grundsätzlich für Rollstuhlfahrer nicht nutzbar sind. Auch der 1983 installierte Außenaufzug an der Frankfurter Straße/Ecke Südanlage erwies sich allerdings mit zunehmendem Alter als immer störanfälliger und musste 2013 ersetzt werden. Rechnet man die geschätzten ca. 300.000 € für vor 2001 erfolgte Reparaturen an den Rolltreppen, die Kosten für den Austausch der Rolltreppen im Jahr 2009 (750.000 €) sowie für den neuen

Aufzug 2013 (150.000 €, s.o.) hinzu, haben die technischen Anlagen damit bis zum Jahr 2015 insgesamt mehr als 1,5 Mio. € verschlungen. Zusammengekommen mit den bereits erwähnten aufwändigen Sanierungsarbeiten im Jahr 1997 (circa 700.000 €) wurden damit bisher mehr als 2,2 Mio. € in die Instandhaltung der Fußgängerüberführung investiert (GAZ 13.11.2012). Es erstaunt daher auch nicht, dass die Stadtverwaltung die Investition von zusätzlichen 600.000 € für einen neuen Aufzug an der Nordwestseite des Bauwerks scheute (GAZ 07.09.2013) und bis heute nicht realisiert hat. Dies hat allerdings gleichzeitig zur Folge, dass es sich beim Elefantenklo keineswegs um eine barrierefreie Überquerung des Gießener Anlagenrings handelt, weswegen es in der Vergangenheit auch vom Arbeitskreis für Behinderte Gießen als eine „einzige Barriere“ (GAZ 10.05.2016) bezeichnet wurde.

Trotz der beträchtlichen Unterhaltungskosten und der funktionellen Mängel des Bauwerks hatte der im September 2008 ergangene Beschluss für den Erhalt des Elefantenklos auch den Effekt, dass die Debatte um einen Abriss der Fußgängerplattform in den folgenden Jahren weitgehend abebbte. Zwar wiederholte Norbert Fischer-Schlemm 2012 nach Bekanntwerden des Totalschadens am südöstlichen Elefantenklo-Aufzug seinen Vorschlag aus dem Jahr 2008, das Bauwerk abzureißen und durch einen angepassten Straßenkreuzungsbau zu lösen (GAZ 14.11.2012), und in den lokalen Medien taten einzelne Gießener Bürger den Wunsch kund, das Elefantenklo zu beseitigen (z.B. GAZ 20.01.2009, 21.11.2012). Jedoch waren diese Stimmen in der Minderheit. Von Seiten der Stadt wurde weiter an dem Standort investiert, so etwa in die Versetzung der Toilettenanlage 2010 (GA 08.12.2012). Auch die Standuhr wurde 2011 von der Stadt ersetzt, finanziert vom BID Seltersweg wurde ein zwei Meter hohe Digitalstele, die aktuelle Informationen zur Innenstadt enthält installiert (GAZ 02.12.2017).

Die wichtigste bauliche Maßnahme stellte aber der 6,2 Meter breite und 4,7 Meter hohe im Dunkeln beleuchtete künstliche Wasserfall dar (GAZ 5.11.2013, 07.06.2014) (Abb. 12). Die Gesamtkosten für die bauliche Maßnahme in Höhe von ca. 150.000 € wurden vollständig vom BID Seltersweg übernommen (GAZ 07.06.2014). War die Einweihung des Wasserfalls im Juni 2014 von der Öffentlichkeit noch mit eher wenig Interesse wahrgenommen worden (bei der Eröffnung waren lediglich ca. zwei Dutzend Zaungäste anwesend, GAZ 07.06.2014), so fand er dennoch zunehmend Beachtung: In den Medien wurde er zur Toilettenspülung des Elefantenklos uminterpretiert („Elefantenklo soll ‚Spülung‘ bekommen“, GA 31.10.2013; „Spülung am Elefantenklo gedrückt“, GAZ online 06.06.2014). Wenngleich der Wasserfall auch vereinzelt Vandalismus provozierte (GAZ 22.04.2015), so brachte er neben der Veränderung des optischen Erscheinungsbildes auch eine neue funktionale Dimension hinzu: So konnte an heißeren Sommertagen beispielsweise festgestellt werden, dass Fahrradfahrer und Fußgänger von der auf diese Weise öffentlich zugänglichen Wasserdusche für eine spontane Erfrischung Gebrauch machten (GAZ 25.09.2015, 24.06.2016).



*Abb. 12: Künstlicher beleuchteter Wasserfall am Elefantenklo im Juni 2014
Quelle: Gießener Allgemeine Zeitung vom 07.06.2014, S. 25.*

Dies fügte sich in die schon länger zu beobachtende Tendenz ein, das Elefantenklo zum Schauplatz sozio-kultureller Inszenierung des Städtischen und damit auch zu einem wichtigen Veranstaltungsort wurde, an dem städtische Identität durch die Bevölkerung und einzelne Organisationen gelebt und auch produziert wurde: Beispielfhaft zu nennen ist das Cage-Soccer-Turnier im Juni 2011, oder die Installation eines großen Basketballs in einem der Elefantenklo-Löcher im Rahmen der Aktionswoche des Basketballklubs der Gießen 46ers 2015 (Abb. 13 unten). Hervorzuheben ist auch die Installation des Modells eines Plateosaurus im Zuge der stadtweiten Dinosaurier-Ausstellung im Frühsommer 2010 (GAZ 23.04.2010, Abb.13 oben), womit das Bauwerk temporär zu einem „Dinoklo“ (GAZ 23.04.2010) wurde, oder des Riesenkrokodils „Sarcosuchus imperator“ im Mai 2012 (GAZ 16.05.2012, 18.05.2012, 21.05.2012).

Das Elefantenklo war Anlaufpunkt für die „Tour der Hoffnung“, eine Fahrradtour, bei der Spenden für krebs- und leukämiekrankte Kinder gesammelt werden, oder das „Tuesday Night Skating“, Nachtanzdemonstrationen und Christopher-Street-Day, wie auch für zahlreiche politische Demonstrationen, kulturelle und Bildungsveranstaltungen (ausführlicher: Dorenkamp 2018).

Neben den baulichen Maßnahmen und Events wird das Elefantenklo auch zunehmend zum Bestandteil des Gießener Marketings. Ein Onlinemagazin in Form eines Blogs hat sich nach der Fußgängerüberführung benannt (www.elefantenklo.com) und führte damit (vermutlich unbeabsichtigt) den Titel eines linkspolitischen Szenemagazins fort, das in der Stadt Gießen zwischen 1977 und 1987

existierte (GAZ 18.08.2017b). Während eine Internetsuche mithilfe der Suchmaschine „Google“ zum Begriffspaar „Elefantenklo Gießen“ mittlerweile ca. 19.500 Ergebnisse liefert, ist das Bauwerk auch mit einem eigenen Eintrag bei Wikipedia sowie in den sozialen Medien präsent.



Abb. 13: Installation eines Plateosnarus 2010 (oben) und eines Basketballs 2015 auf dem Elefantenklo (unten)

*Quellen: Oben: Gießener Allgemeine Zeitung vom 23.04.2010, S. 25;
unten: Gießener Allgemeine Zeitung vom 17.09.2015, S. 20.*

5. Veränderungen im Urteil der Gießener: Ergebnisse einer Besucherbefragung von Passanten der Gießener Innenstadt zum Thema „Elefantenklo“

Anlässlich des 40-jährigen Geburtstages des Elefantenklos war von Studierenden des Instituts für Geographie eine Passantenbefragung unter 780 Besuchern durchgeführt, um ein differenziertes Meinungsbild zum Gießener Elefantenklo zu ermitteln (Diller et al. 2009). Ein zentrales Ergebnis war der Nachweis der hohen Bedeutung als Orientierungspunkt und Wahrzeichen der Stadt. Fast zehn Jahre später wurde eine methodisch praktisch identische Befragung unter 619 Passanten im November 2017 durchgeführt (Litmeyer 2018). Diese Wiederholung ermöglicht es ein repräsentatives Bild der Veränderungen der Wahrnehmungen und Einstellungen der Gießener zum Elefantenklo zu erhalten. Die Altersstruktur der beiden Stichproben veränderte sich und ist im Durchschnitt bei der aktuellen Befragung jünger, was aber der realen Verjüngung der Stadt in den letzten zehn Jahren, die vor allem durch den verstärkten Zuzug von Studierenden zu erklären ist, entspricht.

Für drei Aspekte werden die Antworten der Passanten aus den Jahren 2008 und 2017 miteinander verglichen: Allgemeine Charaktereigenschaften, den Zustand und den Aspekt der Passierbarkeit. Die Bewertung erfolgte in Form von Schulnotenskalen: je niedriger also der Wert, desto besser die Bewertung.

Abbildung 14 macht deutlich, dass sich die Bewertung des Elefantenklos in fast allen der hier abgefragten zehn Adjektiven signifikant verbessert hat.

Arithmetische Mittel für die Charakterisierung des Elefantenklos 2008 und 2017



Arithmetische Mittel für den Zustand des Elefantenklos 2008 und 2017



Arithmetische Mittel für die Passierbarkeit des Elefantenklos 2008 und 2017



Abb. 14: Passantenbewertungen allgemeiner Merkmale des Elefantenklos 2008 und 2017
(arithmetisches Mittel, 1 = sehr gut, 5 = mangelhaft)
Quelle: Litmeyer 2018:52, 56, 57.

Vor allem bei den der Originalität, Einzigartigkeit und Unverzichtbarkeit hat sich die Bewertung des Elefantenklos deutlich verbessert. Keine signifikanten Veränderungen gab es lediglich bei den Adjektiven schön, hässlich und langweilig.

Bei den funktionalen Aspekten ist das Bild etwas differenzierter (Abb. 15 Mitte): Bei den Rolltreppen ist eine sehr starke Verbesserung festzustellen, beim Belag eine deutliche. Geländer und Personenaufzug werden dagegen praktisch unverändert bewertet. Eine Verschlechterung ist bei dem Thema Begrünung festzustellen. Dies ist allerdings vor allem durch den Befragungszeitpunkt erklärbar, der 2017 im November lag, 2008 dagegen im Juni.

Vergleicht man schließlich die Bewertung der Passierbarkeit des Elefantenklos von 2008 und 2017 (Abb. 14 rechts), fällt zunächst auf, dass das Urteil der Passanten über die Passierbarkeit deutlich besser geworden ist. In allen betrachteten Fällen konnten signifikante Unterschiede zwischen 2008 und 2017 festgestellt werden. Dennoch wird die Überquerungsmöglichkeit insbesondere für Fahrradfahrer, Rollstuhlfahrer, Eltern mit Kinderwagen und Menschen mit körperlicher Behinderung negativ eingeschätzt. Untersucht man zusätzlich beispielsweise das Antwortverhalten von Männern und Frauen in Bezug auf die Passierbarkeit mit einem Kinderwagen wird sichtbar (vgl. Abb. 17), dass 193 (31,4%) Besucher der Innenstadt, die Passierbarkeit mit einem Kinderwagen als „mangelhaft“ und 173 (28,2%) als „ausreichend“ bewerteten.

Gefragt nach den zukünftigen Veränderungen zeigte sich, dass 350 (56,5%) Besucher der Innenstadt eine Veränderung für das Bauwerk wünschen. Allerdings kamen ein Abriss, die Errichtung eines Ersatzobjektes, eine Umgestaltung der gesamten Kreuzung und eine Verglasung nur für nur zwischen 6% und 9% in Frage. 21,3% (132 Personen) wünschten sich eine zusätzliche Beleuchtung. Die beliebteste Variante für die Zukunft des Elefantenklos war die Begrünung des Bauwerks, 40,2% (249 Personen) aller Befragten sprachen sich dafür aus. Ein weiterer sehr beliebter Vorschlag war das Elefantenklo zu streichen bzw. zu bemalen 25,5% unterstützten diese Maßnahme.

6. Fazit und Ausblick

Bereits vor dem Bau des Elefantenklos hatte der Standort Selterstor massive Umgestaltungen erfahren, die vor allem verkehrstechnischen Optimierungsbedarfen Rechnung trugen. Sein ursprünglicher Charakter einer Eingangssituation ging damit verloren. Das 1968 eröffnete Elefantenklo war der Versuch der Schaffung einer Eingangssituation in die Innenstadt mit einer in dieser Form in Deutschland einmaligen technische Lösung, die damals den Stand der Ingenieurskunst wieder-spiegelnde und zugleich den Geist der Moderne im fast vollständig neu aufzu-bauenden Gießen atmete. In seiner baulichen Gestalt stand das Elefantenklo von vornherein in der Kritik. Dennoch oder gerade deswegen entwickelte es sich zu einem Ankerpunkt der Debatten um Stadtplanung und Baukultur in Gießen. Das Elefantenklo hat sich als renitenter „Alt-68er“ erweisen und allen Abrissdebatten Stand gehalten. In Abwesenheit von Alternativen an Alleinstellungsmerkmalen wurde, wie Befragungen deutlich machen (Diller et al. 2009) das Elefantenklo sehr schnell nicht nur zum räumlichen Orientierungspunkt, sondern zum Wahrzeichen

der Stadt, vermutlich gerade auch weil es ihren Gesamtcharakter so gut wieder spiegelt: eine Stadt in der sich trotz mancher städtebaulicher Abstrusitäten aus allen Epochen insgesamt sehr gut leben lässt. Im Beitrag wurde weiterhin gezeigt, dass das Elefantenklo in den letzten Jahren verstärkt in die Maßnahmen zur Verbesserung der Innenstadt einbezogen wurde, durch bauliche Umgestaltungen aber auch durch Events. Dies scheint Auswirkungen gehabt zu haben: Die Ergebnisse der Passantenbefragung ergaben signifikante Steigerungen der Zufriedenheitswerte der Gießener mit dem Bauwerk in den letzten Jahren.

Insofern dürften die Argumente der Befürworter eines Abrisses des Elefantenklos in den letzten Jahren an Gewicht verloren haben, wie etwa die 2008 vorgestellte Vision des Gießener Architekten Birger Rohrbach, die den Blick aus der Frankfurter Straße in Richtung Seltersweg ohne das Bauwerk zeigt (Abb. 15, vgl. Dorenkamp 2018). Ob ein Abriss die städtebauliche Qualität dieses Bereichs erhöht, entscheide der Betrachter selbst.



*Abb. 15: Blick von der Frankfurter Straße in den Seltersweg ohne das Elefantenklo
Quelle: Gießener Allgemeine Zeitung 10.09.2008, S. 26.*

Gleichwohl muss bilanziert werden, dass trotz der Verbesserungen weiterhin funktionale Mängel am Elefantenklo fortbestehen, was bei einem vor allem funktional gemeinten Bauwerk natürlich besonders gravierend ist: Neben der mangelhaften Eignung der Fußgängerüberführung für Seh- und Mobilitätseingeschränkte kann das Bauwerk die ihm zugedachte weitere Funktion, nämlich die Realisierung einer fußläufigen und niveaugleichen Verbindung der an den jeweiligen Bauwerksecken ursprünglich angedachten Gebäude, aufgrund davon abweichenden Bauausführungen bis heute nicht erfüllen. Vor dem Hintergrund der Notwendigkeit der zukünftigen Etablierung und Gewährleistung nachhaltiger und sicherer Mobilitätsangebote könnte im Extremfall sogar die Situation entstehen, dass das Bauwerk,

immerhin Ausdruck einer gewollten autogerechten Stadtplanung, aufgrund radverkehrlicher Erfordernisse abgerissen werden müsste (Dorenkamp 2018). Der Austausch dieser Argumente mit Argumenten für den Erhalt des wichtigsten, wenn nicht einzigen, städtebaulichen Wahrzeichens der Stadt austariert, ergäbe einen hochinteressanten stadtpolitischen Diskussionsprozess. Bis dahin kann das Elefantenklo seinen nächsten runden Geburtstagen mit betonbrutalistischer Gelassenheit entgegensehen!

Literatur

Alsen, Klaus; Schäfer, Wolfgang (1970): Die Fußgängerbrücke am Selterstor in Gießen, in: Beton- und Stahlbau, 65. Jahrgang, Heft 6/1970 (Sonderdruck), Berlin, S. 2-5.

Brake, Ludwig (1997): Auf dem Weg zur modernen Stadt, in: Ludwig Brake/Heinrich Brinkmann: 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, Gießen, S. 182-214.

Diller, C., Dorenkamp, A. & Kolloge, C. (2009): Das ‚Elefantenklo‘. Ein Gießener Wahrzeichen in Leichtbeton auf dem Weg ins fünfte Lebensjahrzehnt. Recherchen zur Planungsgeschichte der Fußgängerplattform am Selterstor Gießen und Ergebnisse von Befragungen. Schriften zur Gießener Stadtgeschichte, Band 7, Linden.

Dorenkamp, Ansgar (2018): Die Entwicklungen ab 2009: Das Elefantenklo wird zum (umstrittenen) Bestandteil städtischer Identität, in: Institut für Geographie (Hrsg.): 50 Jahre »Elefantenklo« Recherchen zur jüngeren Planungsgeschichte der Fußgängerplattform am Selterstor Gießen und zu aktuellen Ansätzen der Stadtentwicklung, Gießener Geographische Manuskripte, Band 11, S. 5-42.

Institut für Geographie (Hrsg., 2018): 50 Jahre »Elefantenklo« Recherchen zur jüngeren Planungsgeschichte der Fußgängerplattform am Selterstor Gießen und zu aktuellen Ansätzen der Stadtentwicklung, Gießener Geographische Manuskripte, Band 11.

Dywidag (1968): Zweite Ebene für Fußgänger: Selterstorbrücke in Gießen – Gutes Zusammenwirken von Städteplanern, Wissenschaft und Bauwirtschaft, in: Dywidag-Berichte VII 1968, Nr. 4, S. 6-8.

Litmeyer, Marie-Louise (2018): Eine Besucherbefragung von Passanten der Gießener Innenstadt zum Thema „Elefantenklo“, in: Institut für Geographie (Hrsg.): 50 Jahre »Elefantenklo« Recherchen zur jüngeren Planungsgeschichte der Fußgängerplattform am Selterstor Gießen und zu aktuellen Ansätzen der Stadtentwicklung, Gießener Geographische Manuskripte, Band 11, S. 43-62.

Nipper, Joseph (1993): Zerstörung, Wiederaufbau und Persistenz. Eine Analyse der raum-zeitlichen Entwicklung der Landnutzung der Gießener Innenstadt bis Anfang der 60er Jahre, in: Nipper, Joseph & Nutz, Manfred (Hrsg.): Kriegszerstörung und Wiederaufbau deutscher Städte. Geographische Studien zu Schadensausmaß und Bevölkerungsschutz im Zweiten Weltkrieg, zu Wiederaufbauideen und Aufbaurealität, Köln, S. 131-144.

Schätze für Oberhessen. Der Traum vom Weltbürger sein

VASILIKI BARLOU, DAGMAR SCHWEITZER DE PALACIOS, GEORGIA RAKELMANN

Labor-Gespräch zur ethnographischen Sammlung des Oberhessischen Museums am 12.10.2018 im Netanyasaal im Alten Schloss*

Einführung: Ein Gespräch zur ethnographischen Sammlung des OHM
(Georgia Rakelmann)

Die Gießener ethnologische Sammlung - eine Gail'sche Stiftung und ihr Schicksal
(Vasiliki Barlou)

Die Ethnographische Sammlung der Marburger Philipps-Universität
(Dagmar Schweitzer de Palacios)

Alte und neue Africana - in der Sammlung und im Ausstellungsraum
(Georgia Rakelmann)

Eindrücke von dem Gespräch über die Gießener Sammlung
(Georgia Rakelmann)

Einführung. Ein Gespräch zur ethnographischen Sammlung des OHM (Georgia Rakelmann)

Die ethnographischen Gegenstände des Oberhessischen Museums stammen aus mehreren Kontinenten. Es handelt sich um historische Objekte, die bis auf wenige Ausnahmen, vor weit mehr als 70 Jahren ins Oberhessische Museum gelangten. Sie entstammen zumeist dem Ankauf mit der Unterstützung von Mäzenen, speziell, um in der Frühzeit des Museums die Sammlung zu bereichern. Andere Dinge kamen als Überlassungen von Wissenschaftlern hinzu.

Als „Museum für Völkerkunde der Wilhelm-Gail-Stiftung“ wurde die Sammlung 1910 mit 1600 Stücken im Turmhaus am Brandplatz eröffnet. Nach mehreren Umzügen und Verlusten waren die Überreste in den letzten Jahrzehnten eingelagert, wie Vasiliki Barlou in ihrem anschließenden Beitrag ausführlicher darlegen wird.

Nur wenige Stücke, insbesondere menschliche Körperteile, wurden in den letzten Jahren in einer (nach heutigen Vorstellungen monströsen) Darbietung gezeigt. Trümmer von ägyptischen Mumien und peruanische Trockenmumien -

* Es handelt sich um die Dokumentation der Veranstaltung im Rahmen des Projektes Stadt[Labor]Gießen zur Neukonzeptionierung des Oberhessischen Museums und Gail'sche Sammlungen, Gießen; zum ersten Teil der Dokumentation s. MOHG 102 (2017), S. 15-160.

allesamt ihrer Umkleidung entledigt - waren in einem Kellergewölbe auf einem Brett oder auf Cocktailsesseln drapiert. Ein Tsantsa, ein Schrumpfkopf der Jivaro, und Tiermumien ergänzten das Arrangement, welches außer dem Titel „Totenkult“ sowie Sammlungsnummern und kryptischen Ortsangaben keine weiteren Angaben zur Verfügung stellte. Die Abteilung erfreute sich als Gruselprobe bei Schulkindern durchaus einiger Beliebtheit.¹ Sie lieferte jedoch weder weitergehende Informationen noch Überlegungen zu den ausgestellten Körpern und Körperteilen, den Kontexten, denen sie entstammten, oder über ihre Provenienz, das heißt darüber, wie sie nach Europa, in das Museum und zuletzt in diese unwürdige Lage der Kinderbelustigung gekommen waren. Die konservatorische Situation war vollkommen inakzeptabel; Zerfall, Sporen- und Insektenbefall setzte den Körpern und Körperteilen zu. Im Jahr 2017 wurde die Zusammenstellung aufgelöst und die menschlichen Körper, zusammen mit anderen provisorisch gelagerten Objekten, der fachlichen Erhaltung zugeführt.

Außer den Asiatica (Kunst und Sakralgegenstände) im obersten Geschoss des Wallenfels'schen Hauses ist derzeit in den Häusern nichts zu sehen, was mit einem „Museum für Völkerkunde“ in Verbindung gebracht werden könnte. Gleichwohl verfügt das Museum immer noch über eine vielfältige Sammlung historischer Ethnographica, die im Magazin des Oberhessischen Museums eingelagert ist.

Dass die Ethnographica des Oberhessischen Museum einer Neubetrachtung unterzogen werden müssen, das hängt nicht nur mit konservatorischen Fragen zusammen. Von Museen geht derzeit eine Debatte über den kolonialen Zusammenhang ethnographischer Sammlungen, über die Provenienz der Gegenstände und über die Kooperation mit Partnern aus den Herkunftsgebieten und -ländern der Gegenstände aus. Sie hat inzwischen ihren Niederschlag in fast allen Feuilletons überregionaler Zeitungen gefunden - und macht überdeutlich, dass eine neue Auseinandersetzung mit ethnographischen Sammlungsobjekten überfällig ist. Lange Zeit ist ihr Zusammenhang mit kolonialer Besatzung und mit der Konkurrenz europäischer Mächte um Einflussphären in Übersee nicht beachtenswert gewesen. Das hat sich mit der Globalisierung von Wissensbeständen und Kulturen inzwischen grundlegend geändert. Nicht nur werden geraubte oder auf zweifelhafte Weise erworbenen Gegenstände zurückgefordert; auch die Deutung der Ethnographica ist nicht mehr allein Angelegenheit des europäischen Bildungskanons. Die Stimmen der Nachkommen der ehemaligen Schöpfer und Erzeuger der Objekte oder die Produzenten jüngerer Ethnographica können nicht mehr ausgeblendet bleiben, sondern gelten inzwischen als unverzichtbar, um die Gegenstände und ihre Zusammenhänge zu ergründen und zu verstehen.

Die Gießener Sammlung umfasst keine neuzeitlichen, sondern historische Objekte; jene vom afrikanischen Kontinent entstammen zum überwältigenden

1 Besucherbeobachtungen von Schulklassen, durchgeführt durch Museumsseminare in den Jahren 2008, 2014 und 2015, konstatierten in der Altersgruppe der neun- bis vierzehnjährigen Schulkinder einen schon in der Eingangshalle auf dem Weg zur „Totenkultausstellung“ formulierten Wettbewerb darüber, wer es „aushalten“ würde, so etwas zu sehen. (Seminarunterlagen IFS, WS 2008, WS 2014, SoSe 2015, GR).

Teil der Hochzeit des Kolonialismus Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts.²

Was kann man sich unter einer Neubetrachtung der historischen Sammlung vorstellen und was wäre zu bedenken bei einer Präsentation im Rahmen einer Neukonzeption des Oberhessischen Museums? Mit diesen Fragen befasste sich die Veranstaltung im Rahmen des Stadt[Labors], die als Museums-Gespräch am 12. 10. 2018 im Netanyasaal im Alten Schloss stattfand.

Mit drei Präsentationen wurde das Thema zum Beginn umrissen:

Über die Anfänge, Umzüge und Verluste sprach Dr. Vasiliki Barlou, die Archäologin im Oberhessischen Museum, als sie die Gestalt der Sammlung und ihre wechselvolle Vergangenheit in den letzten 100 Jahren beschrieb.

Vom Forschen und Bearbeiten berichtete Dr. Dagmar Schweitzer de Palacios, die Beauftragte für die Ethnographische Sammlung der Philipps Universität in Marburg, anhand von ausgewählten Gegenständen. Als Vertreterin der benachbarten ethnographischen Sammlung, die als Universitätssammlung kontinuierlich fachliche Bearbeitung erfuh, informierte sie über die Notwendigkeiten, die sich mit der Pflege und Bearbeitung einer derartigen Sammlung verbinden.

Zuletzt schloss Dr. Georgia Rakelmann, Kulturanthropologin vom Verein transit-giessen e.V., an mit den Lebenswelten und Beziehungen, die mit historischen und zeitgenössischen ethnographischen Objekten verbunden sind - und aus denen sich Sammlungsfragen und denkbare Präsentationsweisen ergeben.

Zur Veranstaltung waren Gegenstände auf Podesten ausgestellt; ihre Strahlkraft war auch durch die Plexiglashauben spürbar. Dagmar Schweitzer de Palacios erläuterte im Laufe der Veranstaltung Herkunft und Zusammenhänge der Tontöpfe aus Peru, Georgia Rakelmann stellte am Beispiel des Korbes aus Ruanda Alltags- und Gebrauchsgegenstände vor.

2 Die der Kolonialzeit entstammenden Deutungszusammenhänge änderte sich auch nach dem Ende des deutschen Kolonialismus 1918 kaum. Erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts, bis zu vier Jahrzehnten nach der Dekolonisierung einer wachsenden Anzahl afrikanischer Länder ab den 60er Jahren, rückte bei der Deutung von ethnographischen Gegenständen in europäischen Museen die Stimmen aus den Herkunftsregionen und -ländern in die Wahrnehmung. Erst ein halbes Jahrhundert nach dem Ende der Kolonialzeit beginnen Museen damit, gemeinsam mit Künstlern und Experten aus den Herkunftsländern der Objekte, sich in Pionier-Projekten mit ihnen auseinanderzusetzen.



*Abb- 1: Tierkopfgesäß aus Peru
Oberbessisches Museum (Foto: Knossalla)*



Abb. 2: Korb aus Ruanda Oberbessisches Museum (Foto: Knossalla)

Es wurden außerdem mitgebrachte Gegenstände der Referentinnen gezeigt und zum Teil herumgereicht. Ein typischer gefälschter Schrumpfkopf fand großes Interesse beim Publikum. Als Beispiele zeitgenössischer Ethnographica wurden kleine Shona-Skulpturen des zimbabwischen Künstlers Akuda Fanizani sowie

Alltags- und Haushaltsgegenstände wie eine aus Plastiktüten geknüpfte Fußmatte aus Botswana vorgeführt.



Abb. 3: Fußmatte aus Plastiktüten hergestellt. (Aus der Ausstellung: Beauty and Comfort in Private Homes. SNM, Botswana 2018. Foto: transit)



Abb. 4: „Whistler and Smiler“ von Akuda Fanizani (Foto: transit)

Die Gießener ethnologische Sammlung - eine Gail'sche Stiftung und ihr Schicksal

(Vasiliki Barlou)

Die meisten Gießener kennen die Mumien aus Ägypten und Peru, die bis vor wenigen Jahren in einer inzwischen aus konservatorischen und ethischen Gründen geschlossenen Schau im Kellergewölbe des Wallenfels'schen Hauses ausgestellt waren.³ Viele sind dort auch schon den zahlreichen asiatischen Gegenständen wie den tibetischen Gebetsmühlen, den ostasiatischen Buddhastatuen oder den Rüstungen der Samurai im dritten Obergeschoss desselben Hauses begegnet. Aber existierte jemals eine wirklich umfangreiche ethnologische Sammlung in Oberhessen mit „Schätzen“ aus der ganzen Welt? Geschnitzte Totems aus Nordamerika, Speere und Schilde aus Kamerun, Gefäße, Sandalen und Tanzkostüme der Ureinwohner des Amazonasgebietes, Schiffsmodelle und Schmuck aus Nauru, einem winzigen Inselstaat im Pazifischen Ozean – all das und noch viel mehr gab es bis in die 1980er Jahre hinein tatsächlich in Gießen zu bestaunen und füllte bis zum Zweiten Weltkrieg sogar ein eigenes Museum.

Wie gelangten diese faszinierenden Kunstwerke und Alltagsgegenstände mit ihren unterschiedlichen Geschichten aus entferntesten Gebieten und exotischen Inseln nach Gießen, und was ist aus ihnen geworden? Ihre Herkunft und ihr weiteres Schicksal sollen im folgenden Beitrag näher beleuchtet werden.

Die heutige ethnologische Sammlung geht auf eine Stiftung des bedeutenden Gießener Tabak- und Ziegelwarenfabrikanten Wilhelm Gail (1854-1925, Abb. 5) zurück.⁴



*Abb. 5: Kommerzienrat Dr. h.c. Wilhelm Gail (1854-1925)
(Stadtarchiv, Bildersammlung)*

3 Gießener Anzeiger vom 18. Februar 2017 (gedruckte Ausgabe, unten links Foto der Mumien mit Kommentar). Die Schließung der Schau Anfang 2017 geschah nach internen Diskussionen und Überlegungen, die im Rahmen des Stadt[Labor]Gießen angestoßen wurden. Eine Erklärungstafel dazu ist aktuell in Planung.

4 Zu Wilhelm Gail und seinen Stiftungen siehe Weimann 2006 mit weiteren Verweisen.

Dieser erwarb für seine Heimatstadt zunächst die umfangreiche Sammlung des Lehrers Karl Wohlgemuth aus Bozen, der schon seit dem späten 19. Jahrhundert „völkerkundliche“ Objekte aus aller Welt sammelte. Mit diesen etwa 1600 Objekten öffnete auch das erste „Gießener städtische Museum für Völkerkunde der Wilhelm-Gail-Stiftung“, später meist als „Museum für Völkerkunde“ bekannt, im Turmhaus am Brandplatz (Abb. 6) gegenüber vom Alten Schloss im Jahr 1910 seine Pforten.⁵ Im Jahr 1912 erhielt das Museum im Erdgeschoss Neuen Schlosses seinen festen Sitz.⁶



Abb. 6: Das Turmhaus am Brandplatz (links), erster Sitz des Gießener Museums für Völkerkunde (Stadtarchiv, Bildersammlung)

Wilhelm Gail sorgte auch nach der Eröffnung des neuen Museums mit weiteren Schenkungen und Ankäufen für die Vermehrung der Bestände. Einerseits finanzierte er Expeditionen selbst, wie die Pamirexpedition von Arved von Schultz 1911,⁷ oder gab seine Wünsche Reisenden und Forschern in Auftrag, die sie ihm gegen entsprechendes Entgelt nach Möglichkeit erfüllten. Ein Beispiel hierfür gibt ein geflochtener Korb aus Ruanda (hier Abb. 2), der von Dr. Houy – einem Militärarzt, der 1913 in Kamerun verstarb – zusammen mit anderen Gegenständen aus

5 Gießener Anzeiger vom 29. April 1910 „Das neue städtische Museum für Völkerkunde in Gießen“ (dort ist von 1600 Objekten die Rede). Vgl. Weimann 2006, 412; ders. 2008, 6. 8 (irrig „1000“ Objekte); Häring 1986, 1; Häring 2006, 12-13 (zur etwas verknappten Darstellung Härings siehe die Korrekturen Weimanns 2008, 6).

6 Weimann 2008, 8; Häring 1986, 1. Unzutreffend Krüger 1961, 178 (das Museum wurde nicht 1910 im Neuen Schloss eröffnet, auch geht die Sammlung nicht auf Wilhelm Sievers zurück).

7 Vgl. Jens Ferchland: Die Pamir-Expedition von Arved von Schultz. In: Wulf Köpke, Bernd Schmelz (Hg.): Mit Kamel und Kamera. Historische Orient-Fotografie 1864-1970. Hamburg, Museum für Völkerkunde 2007, 149-165, bes. 150 zur Finanzierung durch die Gail-Stiftung; Markus Hauser, Der Sares-See. Die Reisen des Arved von Schultz im Pamir, ebendort, 169.

dem Fulbe-Gebiet erworben wurde.⁸ Andererseits kaufte Wilhelm Gail auch von anderen Sammlern oder erhielt für das Museum Schenkungen von bekannten Forschern und Gelehrten wie dem Ethnologen Theodor Koch-Grünberg und dem Gießener Geographie-Professor Wilhelm Sievers, der an Expeditionen vor allem nach Peru und Kolumbien teilnahm.⁹ Von Wilhelm Sievers stammen nach Ausweis der erhaltenen Inventarkarten auch die hier im Folgenden besprochenen Vasen der Chimú aus Peru (Abb. 1). Um seine Sammlung weiter zu bereichern, schickte Wilhelm Gail schließlich seinen Sohn Georg (1884-1950) auf Reisen, der im väterlichen Auftrag 1910-11 unter anderem in Südostasien unterwegs war.¹⁰

Auch nach dem Tod Wilhelm Gails 1925 wuchs die Sammlung kontinuierlich und umfasste 1939 Museumsberichten zufolge mehr als 5000 Exponate.¹¹ Nach Ausweis der erhaltenen Inventarkarten im Archiv des Museums stammten diese Objekte wahrlich aus «aller Welt». Einige Beispiele mögen ihre vielfältigen Provenienzen – für deren Aufklärung ein Forschungsprojekt des Oberhessischen Museums angedacht ist – illustrieren: China, Japan, Myanmar, Borneo, Java, Sri Lanka, Indonesien, Indien, Australien, Papua-Neuguinea, die Salomonen, Fidschi, Alaska, USA, Mexiko, Guatemala, Peru, Paraguay, Ecuador, Venezuela, Brasilien, Bolivien, Uganda, Sudan, Ruanda, Namibia, Togo, Nigeria usw. Viele Objekte stammten dabei nicht zufällig aus Gebieten der ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika, wie etwa Ruanda, Togo, Kamerun und Namibia, aus Kolonien im Pazifik, wie die Marshall-Inseln, Samoa, Nauru und die Karolinen, und aus dem ehemaligen Deutsch-Neuguinea in Australien.

Bereits im Laufe der 1930er Jahre ebte jedoch das anfänglich große Interesse an der ethnologischen Sammlung ab, was sich sowohl in der Anzahl der Neuzugänge als auch in den Besucherzahlen widerspiegelte.¹² Im Jahr 1933 zog eine SA-Standarte in das erste Obergeschoss des Neuen Schlosses ein. Das dort eingerichtete Kriegsmuseum musste weichen. Die Militaria wurden zunächst zwischen den Exponaten des „Museums für Völkerkunde“ im Erdgeschoss zwischengelagert. Die ethnologische Sammlung blieb dabei trotz der Einschränkungen offenbar bis zu Beginn des Zweiten Weltkriegs dem Publikum zugänglich.¹³ Das Schicksal des

8 Weimann 2008, 10 sowie Inventarkarten des Museums.

9 Zu den beiden Forschern siehe <https://www.uni-marburg.de/de/fb03/ivk/fachgebiete/kultur-und-sozialanthropologie/ethnographische-sammlung/nachlass-koch-gruenberg> sowie Neue deutsche Biographie 24 (2010) 391-392 s.v. Sievers, Friedrich Wilhelm (Rainer W. Gärtner)

10 StdtAG 7/071, Nr. 155, Tagebuch von Dr. Georg Gail über seine Asienreise (u.a. Indien, Singapur, China, Japan, Indonesien), 1911.

11 Krüger 1953, 6. 9, vgl. auch Weimann 2008, 8 mit Anm. 14.

12 Interne Museumsberichte der Direktoren Kramer und Helmke (vgl. auch Paul Helmke, MOHG 29, 1930, 168).

13 Krüger 1953, 7, Weimann 2008, 8-9 (Bericht W. O. Heß) sowie interner Bericht des Museumsdirektors Helmke von 1933 (Museumsarchiv). Dass die völkerkundliche Sammlung durch die SA-Standarte ebenfalls beschädigt wurde, wie z.B. durch Friedhelm Häring in: Gießen auf den zweiten Blick - Tor zur Wissenschaft 2001, 114-115 (Interview mit Nicole Jankowski) oder Philipp, Heine, Nagel-Geue 2017, 34, vermutet, geht bislang aus den Be-

Museums änderte sich aber schlagartig bei Kriegsende. Die Bombennacht vom 6. Dezember 1944 überstand das Neue Schloss zwar dank ziviler Brandwachen im Gebäude – anders als das Alte Schloss, das fast völlig zerstört wurde. Allerdings waren die wertvollen Bestände des Alten Schlosses schon in Sicherheit gebracht worden. Die ethnologische Sammlung des Neuen Schlosses war dagegen trotz ausdrücklicher Bitten des damaligen Museumspersonals nicht evakuiert worden.¹⁴ Und so fiel sie nicht den Bomben, sondern den Menschen zum Opfer: wie W. O. Heß in seinem Bericht 1969 über das Schicksal des Museums bildhaft schildert,¹⁵ „kämpften“ gegen Kriegsende „zurückflutende Ostarbeiter in der großen Halle und trieben Kurzweil mit den Ausstellungsstücken. Dann ergoss sich das ‚gesunde Volksempfinden‘ der einst 98prozentigen Wähler des Debakels in die Räume der SA-Standarte und demolierte sinnlos ... die Museumsbestände“. Es folgten weitere Beschädigungen der auch durch die Besatzungstruppen ungeschützten Objekte, bis ein amerikanischer Kulturoffizier dem Treiben ein Ende bereitet und die dezimierten Bestände in Sicherheit bringen ließ.¹⁶

Nach einer Zwischenlagerung in den Zeughausbaracken ab Winter 1948/49 wurden die soweit noch erhaltenen Ethnologica kurze Zeit später zusammen mit den anderen Beständen des Oberhessischen Museums in das Dachgeschoß des Liebig-Gymnasiums überführt. Dort richtete der selbst erst 1949 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrte Direktor des Oberhessischen Museums, Dr. Herbert Krüger, ein provisorisches Museum mit Ausstellungs- und Arbeitsräumen ein und begann, mit seinen Mitarbeitern die Schäden zu prüfen und zu dokumentieren.¹⁷ Von den einst 5000 Objekten der ethnologischen Sammlung fehlten schätzungsweise zwei Drittel.¹⁸ Offen bleibt die Frage, ob sie alle endgültig verloren sind, denn nicht selten tauchen verschollene Objekte später im Kunsthandel wieder auf, wie einige Fälle in letzter Zeit wieder zeigten. Sie gelten allerdings als „Beutekunst“, da sie eben in Kriegswirren verschwanden, und sind als weiterhin Eigentum der Stadt zu betrachten, das dem Museum zurückgegeben werden sollte.

Doch zurück zu den Geschicken der ethnologischen Sammlung: Nach dem Krieg scheint das Interesse an ihr deutlich abgenommen zu haben, woran nicht zuletzt die schweren Schäden schuld sein mögen. So erstaunt nicht, dass in der neuen Unterkunft des Oberhessischen Museums im alten Stadtbauamt am Asterweg 9 ab Ende der 1960er Jahre alle anderen Sammlungen untergebracht und gezeigt wurden, die Eröffnung der Abteilung „Völkerkunde“ an diesem neuen Stand-

richten von Zeitzeugen nicht hervor: Nach Szczech 1980, 124 blieb die Sammlung bis 1936 unangetastet.

14 Krüger 1953, 8-9; Szczech 1980, 123.

15 Wilhelm Otto Heß: Museum in Gießen – konkret. Gießener Fenster 9, 1969, Heft 1, 20, zitiert nach Weimann 2008, 9; ähnlich Krüger 1961, 179.

16 Heß a. O. nach Weimann 2008, 9.

17 Krüger 1953, 11-12.

18 Häring 1986, 107.

ort im ersten Stock aber erst 1978 stattfand.¹⁹ Doch auch am neuen Ort währte ihr Glück nicht lange: Die Stadt verkaufte das Gebäude und das Museum musste Anfang der 1980er Jahre seinen Sitz am Asterweg räumen. Ab diesem Zeitpunkt wurde die „Völkerkunde“ magaziniert und nur noch in ganz kleinen Ausschnitten dem Publikum präsentiert – so mit den eingangs erwähnten Mumien und der ostasiatischen Sammlung ab 1987 im Wallenfels'schen Haus.²⁰

Dem Restbestand der einst so umfangreichen Sammlung war auch in den Folgejahren kein günstiges Schicksal beschieden. Fast 30 Jahre lagerten diese wertvollen, aber sehr empfindlichen Exponate im Dachboden des Wallenfels'schen Hauses. Sie blieben dort zwar vor Witterung geschützt und Forschern zugänglich, aber ihr Zustand verschlechterte sich zusehends. Schließlich handelt es sich nicht nur um robuste Keramikgefäße oder Skulpturen aus Stein, sondern vielfach um Artefakte aus organischen Materialien wie Holz, Leder und Pflanzenfasern oder um Stoffe und Federnschmuck, die auch bei besseren Lagerbedingungen periodisch gepflegt und restauriert werden müssen. An solchen Maßnahmen hat es der ethnologischen Sammlung jedoch von Beginn an gemangelt. Die als Nachfolgerin Friedhelm Härings berufene Leiterin des Museums, Sabine Philipp, fand denn auch die Bestände 2014 in desolatem Zustand vor. Zusammen mit dem Kulturrat und mit Unterstützung des Hessischen Museumsverbands initiierte sie ein „Notsicherungsprogramm“, wobei die Objekte gesäubert, mit Stickstoff behandelt und sachgemäß verpackt wurden.²¹ Seit 2018 sind sie endlich auch in einem angemessenen Depot mit Klimatisierung gelagert.

Die Aufgabe des Museums und der Stadt als Eigentümerin ist damit aber noch lange nicht beendet. Die vielfältigen und faszinierenden Exponate befinden sich nun zwar in einem klimatisierten Magazin, ihre wissenschaftliche Aufarbeitung nach heutigen Ansprüchen steht aber noch aus. Damit diese stattfinden kann, müssen weitere restauratorische Maßnahmen den Bestand weiter sichern, um überhaupt den Zugriff und das Hantieren mit den fragilen Objekten zu ermöglichen und die Inventarisierung abzuschließen. Erst nach der vollständigen Sicherung und Erfassung der Gießener ethnologischen Sammlung kann eine tiefere wissenschaftliche Erschließung erfolgen. Im Rahmen laufender Untersuchungen sollen allerdings zeitnah ausgewählte Exponate im Rahmen von Sonderausstellungen dem Publikum wieder zugänglich gemacht werden.

19 Weimann 2008, 9. Eine Übersicht über diese Sammlung gibt der kleine Museumsführer „Gießen-Information – Oberhessisches Museum“ von W. O. Heß, der als Sonderheft des Gießener Fensters um 1979 publiziert wurde.

20 Nach der Beschreibung Härings 1986, 107-112 war wohl eine umfangreichere Präsentation der ethnologischen Sammlung im 2. Obergeschoß des Wallenfels'schen Hauses geplant (sein Text wiederholt im Wesentlichen denjenigen des Museumsführers von 1982, mit geändertem Standort). Bei der Neueröffnung des Hauses im November 1987 war die Ethnologie allerdings der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität gewichen. Im 3. Obergeschoß verblieben nur noch Teile der ostasiatischen Sammlung.

21 Philipp, Heine, Nagel-Geue 2017.

Literatur in Auswahl:

Häring, Friedhelm: 125 Jahre Oberhessisches Museum. Altes Schloss 1980-2005. Gießen 2006.

Häring, Friedhelm: Die Museen in Gießen. 2. Aufl. 1986.

Krüger, Herbert: Vom Schicksal der städtischen Sammlungen in Gießen. MOHG 39, 1953, 5-11

Krüger, Herbert: Das Neue Schloss in Gießen. Nachrichten der Gießener Hochschulgemeinschaft (NaGiHo) 30, 1961, 165-179.

Philipp, Sabine; Heine, Hildegard; Nagel-Geue, Julia: Notsicherung von ethnographischen Objekten am Oberhessischen Museum. Mitteilungen. Journal des Hessischen Museumsverbandes 52, 2017, 34-37.

Szczecz, Hans: Das Oberhessische Museum vor einem halben Jahrhundert. Erinnerungen und Erfahrungen, Vergleiche und Ausblicke. MOHG 65, 1980, 115-145.

Weimann, Hans-Joachim: ... und Gail'sche Sammlungen!?. MOHG 91, 2006, 407-417.

Weimann, Hans-Joachim: Sechs Fragen zum Oberhessischen Museum und den Gail'schen Sammlungen. MOHG 93, 2008, 5-28.

Für vielfache Hinweise sowie für die Abbildungen dankt die Verfasserin dem Stadtarchivar Dr. Ludwig Brake.

Fortsetzung der Einführung

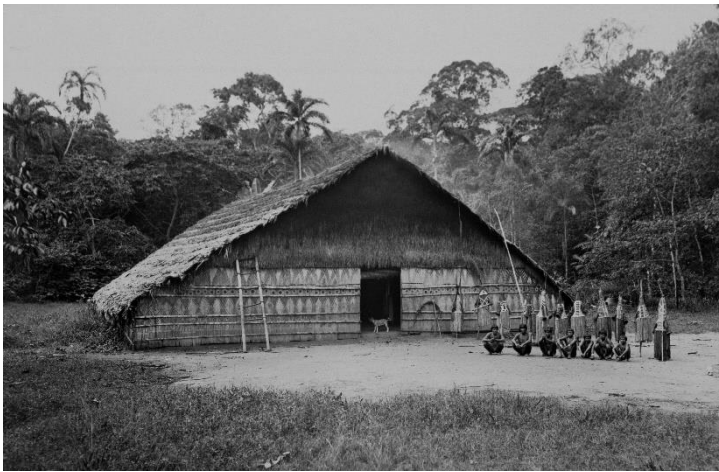
(Georgia Rakelmann)

Über die Gießener Ethnographica ist, wie aus Vasiliki Barlous Ausführungen deutlich wird, seit mehr als einem halben Jahrhundert nicht mehr systematisch ethnographisch oder ethnologisch gearbeitet worden. Der Kenntnisstand zu einzelnen Objekten entstammt demnach der Kolonialzeit um die Jahrhundertwende und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wenn die Dinge nicht aus Sammlungen angekauft waren (wie bei der Sammlung Wohlgemuth aus Bozen), dann wurden die Informationen zu den Gegenständen häufig von Geographen übermittelt, die sie auf Forschungsreisen gewonnen hatten. Das war durchaus zeitgemäß, wies doch das Fach Geographie damals zu Teilen Überschneidungen mit der Völkerkunde auf. Anders als in Marburg hat sich in Gießen ein eigenständiges Fach Ethnologie nicht etabliert, so verwaiste die Sammlung buchstäblich mit der Entwicklung der Schwerpunkte der modernen Geographie.

Die Gegenstände haben als fachliche und historische Isolate die Dekolonisierung ihrer Produzenten und vorherigen Benutzer überdauert. Die Veränderung der Perspektiven, die aus Exotika zuerst Zeugen für den Wandel anderer Leute Lebensverhältnisse machte und sie dann als Kunst deutete, mit diesen tektonischen Verschiebungen der Postkolonialen sind die Gießener Ethnographica bislang noch nicht in Berührung gekommen. Anders als die Marburger Sammlung, an der fortlaufend Generationen von Studierenden die Recherche zu Objekten erlernten, zu der ungezählte Examen- und Forschungsarbeiten neue Informationen beitrugen, und in der nicht zuletzt in Lehrausstellungen die sich immer wieder verschiebenden Deutungshorizonte bearbeitet wurden. Welche Forschungs- und Recherche-tätigkeiten von Nöten sind, um die Dinge zum Sprechen zu bringen, darüber sprach die Verantwortliche der Marburger Sammlung.

Die Ethnographische Sammlung der Marburger Philipps-Universität (Dagmar Schweitzer de Palacios)

Die Marburger Ethnographische Sammlung (ehemals Völkerkundliche Sammlung) gehört zum Fachgebiet Kultur- und Sozialanthropologie (ehemals Völkerkunde) des Instituts für Vergleichende Kulturforschung. Sie umfasst etwa 6000 Alltags- und Kunstgegenstände, die aus allen Teilen der Welt stammen. Die meisten Objekte gehen auf rezente Forschungen zurück, ein kleiner Teil ist älter. Einzelstücke datieren sogar bis in das Alte Ägypten. Dem regionalen Schwerpunkt des Faches in Marburg entsprechend sind die meisten ethnographischen Objekte der Sammlung in den Ländern Lateinamerikas gesammelt worden, weiterhin gibt es viele Objekte aus Afrika. Die anderen Kontinente sind in ihren materiellen Zeugnissen nicht so stark vertreten.



*Abb. 7: Foto einer Maloka mit Maskentänzern, Nordwestbrasilien.
Nachlass Theodor Koch-Grünberg. II, 62*

Neben Objekten gehören etwa 12 000 Dias, Photographien und Bilder zur Ethnographischen Sammlung, darüber hinaus auch der Wissenschaftliche Nachlass von Theodor Koch-Grünberg (1871-1924), einem frühen Südamerikaforscher aus dem hessischen Grünberg. Dort stellt das Museum am Spital von dem Forscher gesammelte Objekte aus.²² In Marburg befinden sich neben Tagebüchern, Korrespondenzen und wissenschaftlichen Artikeln Koch-Grünbergs auch einige Tonträger mit Aufnahmen indigener Sprachen.

Geschichte und Aufbau der Ethnographischen Sammlung

Die Ethnographische Sammlung mit ihren Objekten dient vorwiegend der universitären Lehre. Marburg ist eine der wenigen Universitäten in Deutschland, an wel-

²² http://www.gruenberg.de/inhalt/Stadt+Stadtteile/Kultur/Museum_im_Spital.html (14.1. 2019)

chen das Fach Kultur- und Sozialanthropologie Ethnographica in die Lehre mit einbindet. Seit Bestehen des Faches haben die Studierenden die Möglichkeit, sich in museumsrelevanten Bereichen auszubilden.²³

Der als notwendig erachtete Umgang mit Gegenständen fremder Kulturen führte in den 1920er Jahren zur Entstehung der Sammlung: im Kontext ethnologischer Lehrveranstaltungen, die damals im Fach Geographie abgehandelt wurden, wollte man über entsprechendes Anschauungsmaterial verfügen. Dieses Anliegen war eng verknüpft mit theoretischen Ansätzen der beginnenden Ethnologie oder Völkerkunde, die die Verbreitung von vergleichbaren Gegenständen über geographische Räume hinweg betrachtete und „materielle Kultur“ als Zeugnis kulturhistorischer Entwicklung auffasste. „... ohne Museum geht es nicht“ heißt denn auch der Titel eines Sammelbandes und eines darin befindlichen Artikels²⁴ zur Geschichte der (damals noch) Völkerkundlichen Sammlung in Marburg, der zugleich die Geschichte des Faches in Marburg abbildet.

Über das genaue Gründungsjahr der Sammlung liegen keine genauen Daten vor. In dem erwähnten Artikel wird das Jahr 1925 als Entstehungsdatum genannt. Der Autor stützt sich dabei auf die Auswertung von Akten und Schriftverkehr zwischen der Universität und dem seinerzeit zuständigen preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung im Hessischen Staatsarchiv Marburg.²⁵ Als erste Gegenstände zur Gründung der Sammlung trafen 1929 Leihgaben aus dem Bestand des Berliner Museum für Völkerkunde (jetzt Ethnologisches Museum) ein, daher könnte auch dieses Jahr als Gründungsjahr geltend gemacht werden. 1930 erschien die Sammlung als Völkerkundliche Sammlung im Vorlesungsverzeichnis, das Fach Völkerkunde wurde darin als Zweig der Geographie aufgeführt. Die Entwicklung des Faches in Marburg und damit der Sammlung wurde ein Jahr später allerdings durch personelle Veränderungen in der Universität unterbrochen und fand erst nach dem Zweiten Weltkrieg seine Fortführung.²⁶

In den 1950er Jahren erfolgte die Institutionalisierung der Sammlung als eigenständige universitäre Einrichtung verbunden mit einer ersten Völkerkunde-Professur. Seitdem erweiterte sich der damalige Bestand der Sammlung von 600 Objekten fortlaufend, selbst als sich die Perspektiven kultur- und sozialanthropologischer Forschung von der so genannten materiellen Kultur zeitweise abwandten. Mit der Übernahme der Lehrtätigkeit durch Horst Nachtigall (1963 - 1988) wurde ergänzend zur Sammlung das Völkerkundliche Seminar eingerichtet.²⁷

Lange Zeit waren Sammlung und Seminar im so genannten Kugelhaus untergebracht (1971-2014). Dort wurden seit 1979 fortlaufend wechselnde Ausstellungen präsentiert und auf diese Weise ein Teil des Bestandes der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die damit etablierte Tradition fand unter der Leitung von Mark Münzel (1989-2008) Fortführung und Ausbau.

23 Scholz 2009. Zur Lehre s.u.

24 Kraus 2001.

25 Kraus 2001: 44-45.

26 Kraus 2001: 45 ff.

27 Nachtigall o.J.: 4.

Seit 2008 hat Ernst Halbmayer die Leitung der Ethnographischen Sammlung inne und setzt die Arbeit seiner Vorgänger fort. 2014 erhielt die Sammlung im Zuge des Umzugs des Instituts neue Räumlichkeiten. Der Großteil des Bestands der Ethnographischen Sammlung ist in einem Magazin untergebracht. Ein dort eingerichteter Schauraum erlaubt einen Einblick in die Vielfalt der Sammlung und präsentiert einige ihrer Highlights. Im Gebäude des Fachgebiets Kultur- und Sozialanthropologie finden weiterhin Wechselausstellungen und Fotoausstellungen statt, die unter Mitwirkung von Studierenden entstehen.

2018 erhielt die Sammlung ihren jetzigen Namen. Durch erneute Hinwendung des Faches zu Objektforschung und durch aktuelle öffentlich geführte Museumsdebatten in den letzten zwei Jahrzehnten rückt auch die Sammlung mit ihren Gegenständen wieder stärker in den Blickpunkt des wissenschaftlichen Interesses.

Erfolgte der Aufbau der Sammlung in ihrer Anfangsphase durch Leihgaben aus dem Berliner Museum für Völkerkunde (die Objekte sind bereits zurückgegeben worden), kam es unter den verschiedenen Leitungen zu einer Reihe von Ankäufen und Schenkungen sowie der Übernahme wissenschaftlicher Nachlässe wie den bereits erwähnten Nachlass Theodor Koch-Grünberg.



Abb. 8: Kokrit-Maske „Tokaivú“, Canela, Nordostbrasilien

Hervorzuheben ist die Wiesbadener Sammlung Nassauischer Altertümer, die 1965-67 von Marburg gekauft worden ist, als alle nichteuropäischen Objekte von Wiesbaden abgestoßen wurden (Korrespondenzen Archiv Ethnographische Sammlung).

Die mehr als 1000 Objekte dieser Sammlung stammen größtenteils aus ehemaligen deutschen Kolonialgebieten Afrikas, Ozeaniens und Ostasiens.

Andere Objekte sind archäologische Funde aus Südamerika, wieder andere stammen aus dem Kunst- und Antiquitätenhandel, wie z.B. eine Mumie aus Ägypten („Marburger Goldmumie“).

Für alle Objekte der Wiesbadener Sammlung gilt, dass – mit Ausnahme der Mumie – nur sehr wenig Dokumentationsmaterial über diese Objekte in Marburg vorhanden ist, d.h. die genaue Herkunft, die zeitliche Einordnung und die Sammler oder Zwischenhändler, wie sie im Fachjargon genannt werden, sind vielfach ungeklärt. Es existieren wohl noch einige Unterlagen zu einzelnen Stücken oder Teilsammlungen im Stadtmuseum von Wiesbaden, doch müssten hier weitere Nachforschungen durchgeführt werden. In der Vergangenheit hat sich gezeigt, dass ein Interesse beider Institutionen an Aufarbeitung besteht, die bislang durch fehlende Mittel nicht durchgeführt werden konnte.

In dieser Hinsicht erweist es sich als besonders interessant, dass bei einem Vergleich der Objekte mit Objekten aus der Gießener ethnographischen Sammlung Ähnlichkeiten auffallen, die ihre regionale und zeitliche Einordnung betreffen, so zum Beispiel bei einem Lederschild mit der Aufschrift Ostafrika. Das lässt vermuten, dass diese Objekte auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen. Provenienzforschungen könnten auch hier Aufschlüsse geben.



Abb. 9: Wollbild der Wixárika (Huichol), Nordwestmexiko

Von den anderen Teilsammlungen, die in die Marburger Ethnographische Sammlung als Schenkungen eingegangen sind, sei hier stellvertretend die Sammlung der nordwestbrasilianischen Canela genannt, die in Lehre und Forschung am Marburger Institut eine große Rolle spielt.

Von mehreren Forschern vorwiegend in den 1990er Jahren zusammengetragen, besteht sie neben einer Vielzahl von Gegenständen, aus Ton-, Bild- und Filmmaterial, und stellt die umfangreichste Sammlung einer Ethnie in der Marburger Ethnographischen Sammlung dar. Die Canela als Gesellschaft zwischen „Tradition und Moderne“ mit Fokus auf ihren Umgang mit Entwicklungshilfeprojekten waren Thema eines Dissertationsprojekts;²⁸ ihre Objekte wurden vielfach in Ausstellungen präsentiert. Außerdem gestalteten Studierende im Rahmen eines Lehrforschungsprojektes eine Website.

Eine Vielzahl an Objekten der Ethnographischen Sammlung wurde von ethnologischen Feldforschungsaufenthalten bei indigenen Ethnien und marginalen Bevölkerungsgruppen mitgebracht, die Untersuchungsgegenstand der Kultur- und Sozialanthropologie in Marburg darstellten und darstellen. Die Kombination Forschen und Sammeln ist wohl die für eine Sammlung günstigste Sammelpraxis, da sie in der Regel Informationen zu den Objekten mitliefert, die weit über die lokalen und zeitlichen Herkunftsangaben hinausgehen. Außerdem ist ein legitimer und „ethisch korrekter“ Eingang der Objekte in die Sammlung gewährleistet, denn neben den Daten sind auch die Umstände des Sammelns bekannt. Dies ist ein sehr wichtiger Punkt, sind doch gerade die frühen ethnologischen Sammlungen mit dem Vorwurf der unrechtmäßigen Aneignung des Sammelguts in das Kreuzfeuer der postkolonialen Kritik geraten.

Schließlich gibt es in der Ethnographischen Sammlung auch Einzelobjekte und Objektgruppen aus dem Kunsthandwerk, die entweder direkt bei den HerstellerInnen oder über den Kunsthandel bezogen worden sind.



Abb. 10: Keramikfiguren der Purhépecha, Nordwestmexiko

28 Kowalski 2004.

Eine Sammlung der Huichol (Wixárika) sowie eine Sammlung der Purhépecha, beide aus Nordwestmexiko, weichen von den üblichen Teilsammlungen ab.

Es handelt sich jeweils um eine einheitliche Objektgruppe mit einer Vielzahl an Einzelobjekten – 82 Wollbilder bzw. 54 Keramikfiguren. Beide Sammlungen sind zudem in den 1980er Jahren für die Ethnographische Sammlung angefertigt worden. Inwieweit der Ankauf dieser Sammlungen mit fachgeschichtlichen Richtungen der Zeit auch außerhalb Marburgs in Verbindung stand, wird derzeit untersucht.

Insgesamt betrachtet sind es viele Wege, auf denen die Objekte nach Marburg gelangten. Bleibt festzuhalten, dass für den Großteil Herkunft und Anschaffungsmodalitäten dokumentiert sind. Für die übrigen Objekte, insbesondere für die Wiesbadener Sammlung Nassauischer Altertümer, wäre es wünschenswert, durch gemeinsame Projekte mehr Aufschluss zu erlangen. Damit könnte man auch ehemalige Beziehungen zwischen verschiedenen ethnographischen Sammlungen auf regionaler Ebene feststellen.

Die Ethnographische Sammlung in der Lehre

Die Ethnographische Sammlung der Marburger Kultur- und Sozialanthropologie bietet in der Lehre methodische und theoretische Herangehensweisen zu dem Fach, die den allgemein gängigen textlichen Zugang ergänzen. Die Einbindung der Sammlung erfolgt auf zwei Ebenen:

Nach wie vor sollen sich die Studierenden am Objekt Kenntnisse über „fremde“ Gesellschaften und Kulturen in Zusammenhang mit theoretischen Ansätzen zu materieller Kultur erschließen. Außerdem werden sie in aktuelle Richtungen der Museumsethnologie und des Ausstellungswesens eingeführt.

Die Auseinandersetzung mit Materialien und Techniken, die in den Anfängen des Faches zu Theoriebildung führte, ist immer noch wesentlicher Ansatzpunkt zur Klassifizierung und Kategorisierung von Objekten. Die Herstellung eines Objekts beginnt bei der Gewinnung der/s Rohstoffe/s und der Aufbereitung des Materials und setzt bei allen Produktionsschritten Kenntnisse und handwerkliche Fertigkeiten voraus. Das gilt für Ethnographica aus einem natürlichen Werkstoff wie Stein, Holz oder Pflanzenfasern ebenso wie für komplexere Stoffe, die aufwendigere Gewinnungs- und Verarbeitungsmethoden notwendig machen, wie Keramik, Textilien und insbesondere Metalle. Bei rezenten Ethnographica sind Recyclingprozesse von Interesse, man denke z.B. an Gerätschaften aus alten Blechdosen oder Plastikmüll.

Die „handgreifliche“ Arbeit mit Objekten spricht durch das Berühren und Ertasten sinnliche Wahrnehmungen an, die über die rein visuelle Betrachtung hinausgehen und eine intensive Form der Annäherung auslösen. Sie verhilft zum Nachdenken über die Beschaffenheit des Materials und zum Verständnis der Herstellungsprozesse und der Formgebung, außerdem lenkt sie die Aufmerksamkeit auf Details. Sie weckt das Interesse an übergeordneter Bedeutung und stellt eine wichtige Grundlage zur Herstellung von kulturellen Kontexten von Objekten dar.

Damit sind zum einen wirtschaftliche und soziale Aspekte gemeint. Denn Material und Form lassen Rückschlüsse auf den Gebrauch eines Objekts zu und die Art seiner Herstellung deutet bestimmte Arbeitsweisen an. Zum anderen fallen darunter Religion und Weltbild, denn nicht alle Objekte haben einen erkennbaren funktionalen Charakter, sondern stehen in Verbindung mit rituellen Praktiken und kosmologischen Vorstellungen. Schließlich gehören dazu auch zeitliche und regionale Einordnung, die insbesondere durch Elemente wie Stilmerkmale und Ikonographien, d.h. Motiven auf Gegenständen, möglich werden.

Im Großen und Ganzen geht es also um die Feststellung von Zusammenhängen. Die Studierenden sollen sich nicht nur mit Fragen beschäftigen, woher und aus welcher Zeit ein Objekt stammt, sondern auch welche weiteren Aussagen sich durch das Objekt über die Herkunftskultur machen lassen. Neben dem Erkenntnisgewinn fördert der direkte Umgang mit dem Objekt dabei den Respekt vor der handwerklichen Geschicklichkeit der HerstellerInnen. Dies ist in Zeiten der Entfremdung zur unmittelbaren Herstellung von den Dingen, wie sie in den heutigen westlichen Gesellschaften vorherrscht, ein sehr bedeutender Faktor.

Die Beschäftigung mit den Objekten dient zugleich der Ausbildung in praktische museale Arbeitsbereiche, zu denen ihre Kategorisierung (z.B. ob Hausrat, Kleidung, sakrales Objekt etc.), ihre Inventarisierung und Archivierung gehört. Die Studierenden lernen die Tragweite von Musealisierung kennen, denn mit dem Erwerb, sei es durch Kauf oder durch Schenkung, wird aus dem Gegenstand ein Museumsobjekt, für dessen Erhalt und Wertschätzung Verantwortung übernommen werden muss.

Wie in jeder ethnologischen Sammlung (und anderen natur- oder religionskundlichen Sammlungen auch), gibt es in der Ethnographischen Sammlung eine Reihe von Objekten, denen emotionale, religiöse oder spirituelle Bedeutung zugeschrieben wird.

Der Umgang mit diesen so genannten sensiblen Objekten wirft ethische Fragestellungen im Hinblick auf die Sammel- und Ausstellungspraxis auf. Denn zum Teil sind die Gegenstände den Herkunftskulturen ohne rechtliche Grundlagen entzogen worden, zum Teil waren sie dort mit bestimmten Tabus belegt und waren in rituelle Praktiken eingebettet, die nicht öffentlich stattfanden. Ein weiterer Teil besteht aus menschlichen Überresten. Die Sammlung solcher Gegenstände führte mitunter zu Verwerfungen in den Herkunftsgesellschaften, denn diese begannen entsprechende Objekte zu produzieren, um den Markt zu bedienen. Am Erwerb eines Objekts hängt folglich eine Kette von Umständen und Ereignissen, die auf den ersten Blick nicht ersichtlich sind.

In der Marburger Kultur- und Sozialanthropologie finden zu diesen Themen fortlaufend Lehrveranstaltungen statt. Das kritische Hinterfragen von Objektbiographie und Sammlungsgeschichte berührt grundsätzliche ethische Werte und macht eine Bewertung von Ausstellungen sensibler Gegenstände möglich. Gerade beim Thema menschliche Überreste bestehen in der Öffentlichkeit, aber auch in den verschiedenen universitären Fachrichtungen sehr unterschiedliche Auffassungen, wie eine Gruppe von Studierenden im Rahmen eines Lehrforschungsprojektes herausgefunden hat. Die Ausstellung von Mumien und menschlichen

Knochen wirkt immer noch als Publikumsmagnet und wird vielfach unbedacht praktiziert.



Abb. 11: Teilansicht Schrein der Afrokubanischen Santería Religion, Kuba

Aktuelle ethnologische Perspektiven fordern dagegen Respekt vor dem Menschen und dem Gegenstand ein. Sie tragen ihre Bedenken an das Publikum weiter und weisen diesem damit eigene Verantwortung zu. Sie ermuntern zur Reflektion und suchen den Dialog.

Die Arbeit mit den Sammlungen gilt in erster Linie der Sensibilisierung der Studierenden und über diese der Öffentlichkeit für einen angemessenen Umgang mit den ethnographischen Objekten. Viele schwierige und aktuelle Themen wie Kolonialismus, Aneignung, Raubkunst, Ausstellungspraxis bei sensiblen Objekten und Repatriierung lassen sich an den ethnographischen Sammlungen festmachen.

Die Geschichte der „Anderen“ und der Umgang mit ihnen ist immer auch „unsere“ Geschichte, zudem leben viele „vergangene“ Kulturen und Gesellschaften in der Gegenwart fort. Es ist und bleibt also ein Anliegen, die Verbindungen zwischen dem „Fremden“ und dem „Eigenen“, zwischen dem „Gestern“ und „Heute“ herzustellen und auch in der Öffentlichkeit zu vermitteln.



Abb. 12: Plakat der aktuellen Ausstellung: Die Wirklichkeit des Mythos - Mythen der Yukpa aus Kolumbien und Venezuela

Verwendete Literatur:

- Ahle, Tatjana et al. 2015: Darf das in die Vitrine? Ethische Fragestellungen und ethnologische Ausstellungspraxis. Lehrforschungsprojekt zur Museumsethnologie.
- Kraus, Michael (2001): „... ohne Museum geht es nicht“. Zur Geschichte der Völkerkunde in Marburg. In: Stéphane Voell (Hg.): „... ohne Museum geht es nicht“. Die Völkerkundliche Sammlung der Philipps-Universität Marburg. Marburg: Curupira; Förderverein Völkerkunde in Marburg (Curupira-Workshop, 7), 31–65.
- Kowalski, Andreas 2004: „Tu és quem sabe“ – „Du bist derjenige der es weiß“: Das kulturspezifische Verständnis der Canela von Indianerhilfe. Ein ethnographisches Beispiel aus dem indianischen Nordost –Brasilien. Marburg: Curupira; Förderverein Völkerkunde in Marburg (Curupira, 18).
- Nachtigall, Horst (o.J.): Die Völkerkundliche Sammlung Marburg. Marburg.

Voell, Stéphane (Hg.): „... ohne Museum geht es nicht“. Die Völkerkundliche Sammlung der Philipps-Universität Marburg. Marburg: Curupira; Förderverein Völkerkunde in Marburg Curupira-Workshop, 7)

Scholz, Nathalie 2009: Völkerkundliche Sammlungen an deutschen Universitäten und ihr Einsatz in der Lehre. Magisterarbeit. Unveröffentlichtes Manuskript.

Korrespondenzen und Akten aus dem Archiv der Ethnographischen Sammlung. Marburg.

Alte und neue Africana - in der Sammlung und im Ausstellungsraum

(Georgia Rakelmann)

Im letzten der Beiträge an dem Abend ging es um die Fragen, die sich mit ethnographischen Objekten verbinden, und um Überlegungen zur Präsentation derartiger Sammlungen.

Große Themen in der Provinz

Als die Gegenstände der Gießener völkerkundlichen Sammlung angekauft und zusammengesammelt wurden, zeugten sie von Weltläufigkeit der Gießener Unternehmerfamilien und von dem Streben des kleinstädtischen gebildeten Bürgertums, die großen Themen der Zeit aufzugreifen. Internationale Handelsbeziehungen und das Projekt der Besetzung und Unterwerfung von außereuropäischen Gebieten im Konkurrenzkampf der europäischen Mächte um Kolonien - diese Themen bewegten auch in der Provinz. Zur Eröffnung des Museums für Völkerkunde am Brandplatz im Jahr 1910 freute sich ein Autor in der lokalen Presse „... daß die seit 25 Jahren begonnene Weltpolitik des deutschen Reiches allmählich auch in Oberhessen Früchte zu tragen beginnt ...“.²⁹

Von Beginn an war mit den Gegenständen ein Blick zurück verbunden; sie wurden nicht als Dinge von Zeitgenossen gelesen, sondern als Überbleibsel vergangener oder verschwindender Kulturen. Wie derselbe Verfasser es an anderer Stelle des Artikel ausdrückt: „Ist doch die Zerstörung des Besitzes der Naturvölker und nichteuropäischen Kulturvölker an ethnographischen Wertgegenständen infolge des rapiden Vordringens der sogenannten europäischen Kultur eine leider nicht zu leugnende Tatsache ...“.³⁰ So beinhalteten die Objekte Weltwissen, das dazu beitragen konnte, die für internationalen Handel gefragten Wissensbestände zu erweitern. Sie sprachen auch für die Großzügigkeit und geistige Aufgeschlossenheit des lokalen Bürgertums - und sie schlossen die Provinzstadt an das an, was die Zentren bewegte und dort Institutionen wie Völkerkundemuseen hervorbrachte.

Fragen an die Herkunft der Gegenstände und an die Lebenswelten, aus denen sie stammen

Ethnographica, historische wie neuzeitliche, tragen jedoch nicht allein eine Bedeutung an den Orten, an denen sie als solche präsentiert werden. Sie tragen zuerst eine eigene Bedeutung, die sie an dem Ort hatten, wo sie hergestellt wurden und Verwendung fanden.

29 Gießener Allgemeine 29.4.1910 (StdAG//071-Nr.364)

30 Ebd.

In dem Zeithorizont der Sammlungsentstehung in Gießen wurde nicht danach gefragt (oder Informationen sind nicht erhalten geblieben). Heute jedoch sind die Zusammenhänge, denen die Dinge entstammen, von größtem Interesse. Wenn heute Ethnographica erworben werden, Sammlungen also bis in die Jetztzeit ergänzt werden, dann interessieren bei der Erfassung ihrer Bedeutung von Anfang an ihre Produktions- und Gebrauchsumstände - beispielsweise:

- Wer hat den Gegenstand für wen gemacht?
- Welche Materialien kamen zum Einsatz und wie wurden diese gewonnen?
- In welchem Maße waren Form und Ornament allgemein üblich oder in welchem Maße sind sie der Gestaltungskraft der herstellenden Person zu verdanken?
- Gehört der Gegenstand in den sakralen oder den alltäglichen Bereich und warum und wie wurde er weggegeben?
- Wurde er in einem korrekten Handel erworben oder geraubt oder wurde er speziell für den Markt der Ethnographica produziert?

In den letzten 20 Jahren ist in ethnologischen Ausstellungen die Autorenschaft immer weiter in den Vordergrund gerückt. Bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhundert bediente man sich bei Ethnographica - Objekten oder Fotos - ohne Zögern kategorisierender Sammelbezeichnungen: als Zulu-Tracht, Pygmäen-Jäger oder Buschmann-Speer wurden Bilder und Objekte betitelt.



Abb. 13: Die Korbmacherin Stella Sarangwe in Seronga/Botswana erläutert die Herstellung eines bauchigen Korbes mit Deckel aus harten Gräsern. Der Korb ist als Geschenk für ihre Schwiegertochter gedacht, für die Aufbewahrung von kleinteiligen Alltagsgegenständen, die nicht mit Sand in Berührung kommen sollen, wie Ladegeräte für Mobiltelefone, Stifte, Schmuck und kleine Musikinstrumente. Zu dem Muster erläutert sie, dass es das Dach des Küchenrundhauses darstellt. (Aus der Ausstellung: Woven Stories. Baskets of the North West. Botswana 2008. Foto: transit)



Abb. 14: Die Korbmacherin zeigt die einzelnen Schritte des Flechtens. (dito)



Abb. 15: Der zuvor erwähnte zimbabwische Skulpteur Akuda Fanizani erzählt seinen künstlerischen Werdegang von seiner Zeit als Gastarbeiter auf einer Tabakfarm bis zu seinen Ausstellungen in der Nationalgalerie in Harare und im Museum of Modern Art in New York. (Foto: transit)

Die Sammelbegriffe haben sich als unbrauchbar erwiesen, schwerer wiegt jedoch, dass die Personen, die sich als Informanten zur Verfügung stellten, nicht als Persönlichkeiten, sondern lediglich als Gattungsvertreter erscheinen.

Wenn man heute also einen Korb wie den oben genannten Korb aus Ruanda erwerben würde, dann würde man sehr genau nach der Provenienz fragen: wo kommt er her, wer hat ihn wofür gemacht. Im besten Falle würde man sich bis zur Produktionsstelle durchfragen und dann die Produzentin befragen:

Woher kommen die Materialien, wer hat sie geerntet und vorbereitet? Wo hat die Person gelernt so etwas herzustellen, wird das alleine oder mit anderen zusammen gefertigt, für wen ist der Korb und wofür wird er verwendet werden? Was macht man mit alten abgenutzten Körben - gibt es Folgeprodukte? Was kann man über das Muster sagen?

Nach den Informationen zum Objekt und den Umständen der Herstellung ist die Lebenssituation der Produzenten, Künstler oder Erzähler ebenso wichtig, um den Gegenstand später in anderem Kontext zum Sprechen zu bringen. Künstlerinnen, Handwerker, Priesterinnen, Musiker oder Bäuerinnen werden zu ihrer Lebenswelt befragt und um Interpretation der von ihnen oder mit ihrer Vermittlung erworbenen Objekte gebeten.

Zeitgenössische Ethnographica

Die Objekte, die zur Sammlungsergänzung zur Gegenwart erworben werden, sind nicht unbedingt große Kunstwerke, besonders kunstvolle Gegenstände oder Dinge, die ausschließlich zu bestimmten außereuropäischen Lebenswelten gehören. Auch banale Alltagsgegenstände sind als zeitgenössische Ethnographica Erwerbungen, mit deren Hilfe in Ausstellungen von anderen Alltagswelten und Horizonten erzählt werden kann. Das können hausgemachte Fußmatten sein, die aus gefundenem Material wie Plastiktüten gewirkt werden, oder Mobiltelefone, mit denen Bäuerinnen in entlegenen botswanischen Dörfern sich fortlaufend mit einem über das Land verteilten Netz von Verwandten über agrarische Fragen beraten können.

Das letzte Objekt macht deutlich, dass die Beziehungen, die hinter den historischen Objekten der Gießener Sammlung stehen, gemeint sind die Beziehungen zwischen den ursprünglichen Besitzern der Objekte und den auswärtigen Sammlern und Betrachtern, im Vergleich mit der Zeit von vor 100 Jahren grundsätzlich andere geworden sind.

Es lag damals außerhalb der Vorstellung, dass die Welten einmal derart verbunden sein könnten, dass nicht nur europäische Reisende nach Übersee gelangen, sondern dass auch Reisende aus Übersee dorthin gelangen könnten, wo Gegenstände aus ihrer Welt deutlich gezeigt werden.

Inzwischen dreht es sich nicht allein um eine globalisierte materielle Kultur wie ein Mobiltelefon, bei dem nicht mehr das Objekt selbst, sondern seine Bedeutungen und Verwendungsweisen Unterschiede aufweisen. Das Monopol der Deutung liegt nicht mehr in den europäischen Zentren. Nicht nur die Gesellschaften und Kulturen außerhalb Europas werden gesehen und gedeutet; in gleichem Maße unterliegen inzwischen die Zentren Deutungen von Seiten der Peripherien. Nicht

nur die aktuelle Debatte über die Rückgabe von Ethnographica, die im Zuge der kolonialen Expansion nach Europa gelangten, sondern auch die Skandalisierung der Bestände von menschlichen Körperteilen aus ehemaligen Kolonien in Sammlungen und Archiven zeigen die veränderten Beziehungen.³¹ Das, was hier gesammelt und präsentiert wird, befindet sich auch unter der Beobachtung derer, deren nahen oder fernen Vorfahren die menschlichen Körperteile entstammen oder entstammen könnten. Jüngere Nationalstaaten und kulturelle Minderheiten fordern die Dinge zurück, die im Zuge der Kolonisierung oder den Kämpfen um die Dekolonisierung aus ihren Gebieten nach Europa abtransportiert wurden. Eine isolierte Deutung, die sich nur aus europäischen Wissensbeständen und europäischer Selbstrepräsentation speist, ist schon lange nicht mehr angemessen.



Abb. 16: Die Bäuerin und Priesterin Wondle Nganunu zeigt beispielsweise, dass sie in ihrer Rocktasche auch auf dem Feld immer ihr Mobiltelefon mit sich führt, um sich bei Bedarf mit entfernt lebenden Verwandten über Erntezeitpunkte oder den Einfall von Insekten und Vogelschwärmen zu beraten. (Aus der Ausstellung: A Pattern of Little White Dots. Sekaelo sa maronthotho a maswen. Francistown 2012. Foto: transit)

31 Die Kulturseiten der überregionalen Zeitungen wie die der Süddeutschen Zeitung, der ZEIT, der Frankfurter Allgemeine, der Frankfurter Rundschau, der Tageszeitung, der Züricher Zeitung oder LE MONDE diplomatique greifen in der Folge der Auseinandersetzung um die Präsentation von Ethnographica im Berliner Humboldtforum regelmäßig, zur Zeit wöchentlich, die fragwürdige Provenienz zahlreicher Ethnographica, Rückgabeforderungen und Präsentationsfragen auf.



Abb. 17: Zum Aufladen des Telefons benutzt sie Batterien und ein Solarmodul. (dito)

Neue Präsentationsweisen

Nach Fragestellungen bezüglich historischer und neuzeitlicher Ethnographica, nach Alltagsobjekten, Kunstmarkt-Objekten und modernen Ethnographica soll zum Abschluss die Rede sein von Präsentationsweisen von Ethnographica, die sich mit den angesprochenen Fragestellungen auseinandersetzen.

Viele ethnologischen Museen gestalten ihre Ausstellungen seit einiger Zeit in Zusammenarbeit mit Künstlern und Spezialisten aus den Ländern, aus denen die präsentierten Objekte stammen. Damit wird das Deutungsmonopol abgelöst durch multiperspektivische Zugangsweisen. Das Museum der Weltkulturen in Frankfurt verfolgt diesen Ansatz seit 2010, auch das Grassi Museum in Leipzig nimmt seit 2018 hier eine Pionierposition ein.³²

Andere Häuser nehmen ihre ethnographischen Sammlungen zum Anknüpfungspunkt für die museale Kulturarbeit mit Minderheitengruppen, deren Herkunftsregion eine Verbindung zu den ethnographischen Objekten im Museum hat, und entwickeln gemeinsam Themen und Präsentationsweisen. In Hessen hat das Deutsche Ledermuseum in der Zusammenarbeit mit afrikanischen Gemeinschaften in Offenbach dieses Konzept entwickelt.³³

Viele Häuser konzentrieren sich auf die Geschichte der Objekte seit ihrer Entstehung und machen die Objektgeschichte zum Ausstellungsgegenstand. Mit der Rekonstruktion der Wege der Objekte geraten die Beziehungen in die Aufmerksamkeit, die den Gegenstand zu einem musealen Objekt werden ließen.

³² <https://www.weltkulturenmuseum.de/> (14.1.2019); <https://grassi-voelkerkunde.skd.museum/> (14.1.2019)

³³ <https://www.ledermuseum.de/> (14.1.2019)

Überlegungen zur Rolle der ethnographischen Sammlung im Zusammenhang der Neukonzeption

- Eine historische oder eine weitergeführte Sammlung?

Bei einer Neukonzeption des Oberhessischen Museums stellt sich für die ethnographische Sammlung zuerst einmal die Frage, ob sie als historische Sammlung verbleiben soll (eingelagert oder präsentiert) oder ob sie weitergeführt werden soll in die Gegenwart. (Angesichts der gegrenzten Ressourcen und dadurch, dass das entsprechende einschlägige Fach in Gießen nicht an den Hochschulen vertreten ist, erscheint das letztere vorerst unwahrscheinlich.)

- Forschungen zur Provenienz

Angesichts der bewegten Geschichte der Sammlung erfordert es nachgerade detektivischer Recherchen, um Informationen aus den verstreuten und diversen Unterlagen zusammen zu suchen und mit externen Informationen abzugleichen. Bei Universitätsammlungen sind solche Recherchen kontinuierlich von Generationen von Studierenden unternommen worden. Hier sind mindestens 70 Jahre Arbeit an den Objekten aufzuholen. Eine Sisypheusarbeit, zugleich bedarf es jedoch einer Klärung, ob man ausschließen kann, dass Objekte mit kolonialen Plünderungszügen oder Massakern in Verbindung stehen.

- Vernetzung

Im Zuge der Vorbereitung dieses Museumsgesprächs wurde deutlich, dass ein Lederschild, welches im Magazin mit der Information „Fundort: Ostafrika“ versehen ist, täuschende Ähnlichkeit mit einem Lederschild der Marburger Sammlung aufweist, das der Gruppe der Zulu zugeordnet wird. Das verweist auf die Chancen der Vernetzung: wo gibt es Ähnliches und vielleicht Wissensbestände zu Objekten, die man ergänzen oder austauschen kann?



Abb. 18: Lederschild aus der Gießener Sammlung mit der Herkunftsbezeichnung: „Ostafrika“, Oberhessisches Museum (Foto: Knossalla)

- **Kontakt und Kommunikation**

Was Künstler oder Fachleute aus den Herkunftsregionen der Gegenstände zu ihnen sagen, das kann dazu beitragen, die Sammlung aus ihrer historischen Erstarrung zu lösen und sie als Anknüpfungspunkt für Austausch zu machen. Weiterhin bieten sich museumsbezogene Kulturprojekte mit Gießener Minderheitengruppen an, die mit den Herkunftsregionen der Objekte in Verbindung stehen. Aus derartigen Kontakten und Projekten können Themen entwickelt werden, die die Objekte in neuem Licht zeigen.

Eindrücke von dem Gespräch über die Gießener Sammlung

(Georgia Rakelmann)

Ausstellen, ergänzen oder einlagern?

Zum Abschluss kamen aus dem Publikum Fragen zur ausstehenden Konzeption des Oberhessischen Museums, die seit geraumer Zeit erwartet wird. In einer solchen Konzeption würde auch zu klären sein, ob die ethnographische Sammlung Teil von der Museumspräsentation sein soll, ob sie durch die Ergänzung mit zeitgenössischen Objekten fortgeführt werden soll - oder ob sie - wie in den letzten 50 Jahren - magaziniert bleiben soll.

Eine Sammlung als historisches Relikt?

Einige Zuhörende wünschten sich, dass die Sammlung- als historische Sammlung, die aus Gießener Mäzenatengeschichte hervorgegangen ist - so wie sie ist, dem Publikum zur Verfügung gestellt werden soll. Der Zustand der Gegenstände und die großen Lücken in den Informationen zu ihnen stehen dem jedoch vorerst entgegen, wie Vasiliki Barlous und Georgia Rakelmanns Ausführungen deutlich machten.

Objekte und Kontakte

Viele Museen mit ethnographischen Sammlungen haben in den letzten Jahren Kontakte zu den Regionen aufgenommen, aus denen die Gegenstände stammen; Künstler und Wissenschaftler oder Zeitzeugen wurden von dort eingeladen und mit ihnen gemeinsame Austauschveranstaltungen entwickelt. Andere Museen haben sich auf afrikanische Gemeinschaften an ihren Standorten konzentriert und ausgehend von ihren Museumsobjekten Festivals und Kulturveranstaltungen mit afrikanisch-stämmigen Bürgerinnen und Bürgern ihrer Stadt organisiert.

Solche Gedanken scheinen (nach Wahrnehmung der Verfasserin) in Gießen noch im frühen Embryonal-Stadium zu sein. Für viele Anwesende sprach die Sammlung am deutlichsten für Gießener Geschichte, für Mäzenaten und Schätze vergangener Zeiten. Dass sie mit Lebenswelten woanders oder gar mit Mitbürgern der Jetztzeit verbunden sein könnte, schien ein völlig neuer Gedanke.

Warum nicht Dauerleihgaben?

Zuletzt kam aus dem Publikum der Vorschlag, die Sammlung als Dauerleihgabe an andere (hessische) Museen bereitzuhalten, bei denen Expertise für die Objekte und ihre kulturellen Zusammenhänge vorhanden ist.

„Sieht aus wie Latein, ist aber keines.“ Zur Hausinschrift in Hadamar, Neugasse 1

MARC STEINMANN

Da *fake news* heutzutage (leider) in aller Munde sind, ist als Überschrift für diese Miszelle die hochdeutsche Variante eines Ausspruches in *fake*-Latein gewählt worden: SITA VSVI LATE IN ISTA PER CANES, was unter Missachtung der Wortgrenzen und dialektal ausgesprochen den entsprechenden Sinn ergibt.¹ Einen ebensolchen lateinisch-hehren Eindruck vermittelt eine Inschrift, die sich im Türsturz eines 1684 errichteten ehemaligen Bürger- und späteren Pfarrhauses in 65589 Hadamar², Neugasse 1, findet, die aber – wohl infolge einer jüngst erfolgten Restaurierung – genauso wie obiger vermeintlich lateinische Ausspruch kein korrektes Latein (mehr) darstellt.³ Doch zunächst kurz eine Beschreibung des repräsentativen Hauses, an dem sich die Inschrift befindet:⁴

„Als Achsenbau an der unteren Schmalseite des Platzes und als Pendant zum alten Rathaus von platzprägender Wirkung. Das wieder freiliegende Fachwerk-OG ist 2-zonig mit vergrößerten Fenstern, schlanken, hohen Mann-Formen und geschnitztem Eckständer. Vom einst reichen Portal ist der Sturz erhalten, auf dem zwei Ornamentmasken einen lateinischen Sinnspruch mit der Jahreszahl rahmen.“

Dieser zweizeilige, aus zwei Hauptsätzen bestehende Sinnspruch lautet nach Abb. 1 wie folgt:

SINCERO SIT PORTA PATENS
SIT CLAVSA BILINOVI

-
- 1 Jedes Wort für sich ist zwar gut lateinisch, die Zusammenstellung jedoch völlig ungrammatisch und (deshalb) sinnlos. Von diesem pseudolateinischen Satz existieren noch mehrere Abwandlungen mit demselben Sinn. Diese und viele weitere lateinische Sprachspielereien finden sich gesammelt bei Weis (1951: hier 199).
 - 2 Für einen Abriss der Geschichte und Ortsentwicklung Hadamars siehe Lehmann (1994: 243–247). Ausführlicher z.B. bei Stahl (1974; auf S. 88 wird dort das Haus Neugasse 1 infolge eines Zahlendrehers irrtümlich auf 1648 statt auf 1684 datiert).
 - 3 Mir ist die Inschrift nur durch das beigegebene Photo vom April 2016 bekannt (s. Abb. 1), nicht durch Autopsie. Wann die „Verschlimmbesserung“ durchgeführt oder ob sie inzwischen wieder korrigiert worden ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Stutzig macht ggf. – vielleicht nicht beim ersten Lesen, aber bei etwas genauerem Hinschauen – bereits die Tatsache, dass das *O* von *bilino*vi etwas kleiner bzw. eine andere Schrifttype als die übrigen Buchstaben zu sein scheint.
 - 4 Lehmann (1994: 297); auch abrufbar unter <<http://denkxweb.denkmalpflege-hessen.de/>> [14.06.2018].

Die erste Zeile mit ihrer doppelten Alliteration⁵ (*sincero sit porta patens*) bietet noch keinerlei Probleme: Auf einen initialen *dativus commodi* (*sincero* = „dem Rechtschaffenen“) folgt zunächst ein Jussiv (*sit* = „sei“) und dann als semantisches Zentrum dieses ersten Hauptsatzes sein Subjekt, die *porta*, die Haustür, der sich in finaler und dadurch ebenfalls hervorgehobener Stellung das Prädikatsnomen (*patens* = „offen[stehend]“) anschließt.⁶ In deutscher Übersetzung also: „Dem Ehrlichen stehe die Haustür offen.“

Im parallel konstruierten zweiten Hauptsatz in der zweiten Zeile ist natürlich dasselbe Subjekt, die *porta*, (gedanklich) zu ergänzen. Der Unterschied zum ersten Satz ist jedoch, dass hier ein *dativus incommodi* in betonter Satzendstellung steht, die Dative beider Sätze also einerseits insgesamt einen Rahmen des Ganzen bilden, andererseits an den Extrempositionen des Sinnspruches auch maximal voneinander entfernt sind – sowohl hinsichtlich ihrer Stellung⁷ als wahrscheinlich auch hinsichtlich ihrer Bedeutung. Beginnt der zweite Satz doch wie folgt: „Sie sei verschlossen dem ...“ Der hierzu vorgegebene Dativ aber ist problematisch: Das Kompositum *bilinovi* müsste aus den Bestandteilen *bilis* („Gallensaft“) und *novus* („neu“) bestehen, passt jedoch aus mehreren Gründen nicht in den Kontext, obwohl *bilis* nach dem 1. Jh. n. Chr. i.d.R. nicht mehr in seiner ursprünglichen Bedeutung,⁸ sondern im übertragenen Sinne von „Zorn“/„Streit“/„Verbitterung“ und weiteren negativen Affekten verwendet wird und damit den von unserer Inschrift geforderten Sinn hätte. Allerdings müsste der regelgerechte Dativ des Kompositums *bilinovi* heißen und *-novus* in einer anderen als seiner Grundbedeutung vorliegen.⁹ Darüber hinaus ist unser Sinnspruch offensichtlich metrisch abgefasst und stellt einen Hexameter dar: *Sinceró sit pórtā paténs, sit cláusa ...* Die Silbe nach *clausa* muss folglich kurz sein – eine Bedingung, die *bilis* mit seiner naturlangen ersten Silbe jedoch nicht erfüllt¹⁰. Benötigt wird also ein Dativ, dessen erste Silbe kurz ist und der inhaltlich die Negation von „ehrlieh“/„rechtschaffen“ ausdrückt. Daraus folgt, dass der Sinnspruch in der derzeit dargebotenen Form nicht korrekt sein kann.

5 Die hier und im Folgenden verwendeten notwendigen Fachbegriffe werden in einem Glossar am Ende des Beitrages erklärt.

6 Die in der lateinischen Literatur häufiger vorkommende alliterierende Verbindung von *porta* und einer Form von *patere* ist u.a. durch eine berühmte Stelle aus Ciceros erster Catilinaren Rede bekannt (Cic., *Cat.* 1, 10: *patent portae; proficiscere*) und besonders bei Vergil und Livius frequent.

7 Die beiden Dative *sincero* und *bilinovi* sowie die Prädikatsnomina *patens* und *clausa* sind zudem chiasmisch angeordnet.

8 Siehe TLL II 1987, 31f.: *vocabulum per totam habetur Latinitatem, sed perraro post Plin. nat. sensu proprio*. So findet sich z.B. in Grabinschriften laut TLL II 1988, 59f. häufig die Formel *sine bile* („kummerfrei“/„ohne Sorgen“).

9 Ein Wort *bilinovus* ist zudem – obwohl regelkonform gebildet – weder in den Standard- noch in Spezialwörterbüchern zur lateinischen Sprache verzeichnet.

10 Das viersilbige *bilinovi* wäre außerdem zu lang, denn nach *clausa* „passen“ nur noch drei Silben in den Hexameter.

Ein Wort, das sowohl die geforderten semantischen als auch prosodischen Bedingungen erfüllt und sich zudem nur in einem einzigen Buchstaben von *bilinovi* unterscheidet, ist *bilingui*.¹¹ *Bilinguis* hat zwar die Grundbedeutung „zwei Sprachen sprechend/beherrschend“, wird jedoch später hauptsächlich im übertragenen Sinne von „listig“/„betrügerisch“ verwendet.¹² Zudem erhält durch dieses Wort die hexametrische Inschrift ihre regelgerechte Silbenfolge (zurück): *sinceró sit pórtā paténs, sit cláusa bilingui* („Dem Ehrlichen stehe die Haustür offen, verschlossen sei sie dem Doppelzüngigen“). Dass diese Fassung die richtige sein muss, zeigt auch ein älteres Photo, auf das ich bei meinen Nachforschungen zur Hadamarer Inschrift in der Neugasse 1 bald stieß und das meine oben dargelegten Ausführungen bestätigt.¹³

Die hexametrische Fassung des Sinnspruches nun könnte einem poetischen Werk entnommen sein; eine zugrundeliegende Vorlage ließ sich bis jetzt aber noch nicht eruieren.¹⁴ Das Bild, auf das der Spruch zurückgeht, ist jedoch bekannt aus der Beschreibung des neuen Jerusalems in der biblischen Offenbarung des Johannes,¹⁵ besonders aus dem Kommentar des Heiligen Beatus dazu, der auch im Wortlaut teilweise ähnlich ist,¹⁶ oder weiteren christlichen Schriften.¹⁷

Als in einem dem Hadamarer „Inschriften-Fall“ recht ähnlichen Vorfall ein Mönch im Sinnspruch eines Klosterportals ein Satzzeichen falsch gesetzt und damit die intendierte Aussage in ihr Gegenteil verkehrt hatte, wurde der vorgesetzte Abt seines Amtes enthoben und seines Klosters verwiesen.¹⁸ Was hingegen mit

11 Das je nach lautlicher Umgebung bald vokalische, bald konsonantische *U* wird in Inschriften (in Großbuchstaben) i.d.R. als *V* geschrieben. Folglich ist lediglich das ursprüngliche, korrekte *G* in *BILINGVI* zu einem *O* in *BILINOV* verderbt worden – ein relativ leichter paläographischer Fehler.

12 Vgl. TLL II 1986, 38–84. Das Lexikon des mittellateinischen Lateins von Niermeyer/van den Kieft (2002: 130) führt für das zugehörige Substantiv *bilinguitas* überhaupt nur (noch) die Übersetzungen „tromperie, mystification – take-in, foolery – Betrug, Täuschung“ an.

13 Siehe Lehmann (1994: 297), wo das Schwarzweiß-Photo sehr kleinformatig abgedruckt, das *G* aber noch gut erkennbar ist.

14 Das weite Meer der mittellateinischen und frühneuzeitlichen lateinischen Literatur ist bisher nur gerade ansatzweise befahren und erforscht, so dass das Original dieses Hexameters durchaus noch zutage treten könnte. Allerdings kann andererseits auch nicht ausgeschlossen werden, dass es sich um einen speziell für das Haus Neugasse 1 in Hadamar verfassten Vers handelt.

15 Vor allem *Apoc.* 21, 12–14 und 21, 25.

16 Beatus Liebanensis, *Comm. in apoc.* 12, 5, 18 (p. 643 Sanders = p. 422 Romero-Pose): *Per portas has non intrat mendacium, nisi solum veritas; quia mendacibus clausae sunt* („Durch diese Türen tritt keine Lüge ein, sondern allein die Wahrheit; sie sind nämlich verschlossen den Lügern“).

17 Etwa Hieronymus, *In die dom. Paschae* (p. 546 Morin): *[porta] clausa est peccatoribus et incredulis, reserata est iustis et credentibus* („Verschlossen ist die Tür den Sündern und Ungläubigen, entriegelt für die Gerechten und Gläubigen“) oder *Hymnodia Hispanica* 187, 9–10 (p. 673 Castro Sánchez): *Porta hic caeli pateat redemptis, clausa damnatis, reserata iustis* („Hier stehe die Himmelpforte den Erlösten offen, [sei] verschlossen den Verdammten, entriegelt den Gerechten“).

18 Siehe Wander (1873: 1424f.); auch abrufbar unter <<http://www.zeno.org/Wander-1867/A/Punkt>> [14.06.2018]: Ein italienischer Abt namens Martin „hatte folgenden Vers

dem „Restaurator“ der Hadamarer Inschrift passiert ist oder ob der Sinnspruch inzwischen wieder seine korrekte Form erhalten hat, ist mir leider nicht bekannt.

GLOSSAR DER VERWENDETEN FACHBEGRIFFE

Alliteration/alliterierend: Die A. ist innerhalb des Redeschmuckes bzw. der Stilistik eine Klangfigur, bei der aufeinander folgende Wörter mit demselben Anlaut beginnen; z.B. *mit Kind und Kegel* oder *Milch macht müde Männer munter*.

Chiasmus/chiastisch: Der Ch. ist eine Stellungsfigur, bei der sich entsprechende Satzteile kreuzweise/spiegelbildlich angeordnet sind (benannt nach dem griechischen Buchstaben *Chi*: X/χ); z.B. *Die Kunst ist lang und kurz ist unser Leben* oder *Ihr Leben ist dein Tod, ihr Tod dein Leben*.

dativus (in)commodi: Der *d. commodi* gibt an, zu wessen Gunsten oder Vorteil etwas geschieht, der *d. incommodi*, zu wessen Nachteil/Schaden.

Hexameter/hexametrisch: Der H. ist eine bestimmte Abfolge von sechs (*hexa*) Versfüßen, die im Griechischen und Lateinischen nach Längen und Kürzen, im Deutschen nach Betonung und Nichtbetonung gemessen/bestimmt werden. Zur einfacheren Notierung ist in der Hadamarer Inschrift im Text oben die erste Länge eines jeden Versfußes mit einem Akzent (also eigentlich sprachwidrig mit einem Betonungszeichen) versehen worden. Nach Längen und Kürzen gemessen, ergäbe sich: *sincero sit porta patens, sit clausa bilingui* → -- | -- | -UU | -- | -UU | --

Jussiv: Der J. ist ein in der lateinischen Sprache durch den Konjunktiv Präsens ausgedrückter Befehl; im Deutschen nur (noch) rudimentär vorhanden und eher mit den Modalverben *sollen/mögen* ausgedrückt/umschrieben; z.B. *Er lebe hoch* oder *Man höre und staune* oder *Sie soll(en) verschwinden*.

Kompositum: Das K. ist ein aus mehreren Bestandteilen zusammengesetztes Wort; z.B. *Haustür*, *zusammenbrechen*.

Metrik/metrisch: Die M. ist die Verslehre, die Lehre von den Versfüßen/-maßen.

Paläographie/paläographisch: Die P. ist die Lehre von den verschiedenen Formen und der Entwicklung von Schrift(arten).

Prosodie/prosodisch: Die P. ist die Lehre von den lautlichen Strukturen der Sprache bzw. der Lautmelodie, in der Metrik das Messen von Silbenlängen.

Semantik/semantisch: Die S. ist die Lehre von den (Wort-)Bedeutungen.

LITERATUR

Lehmann, Falko (Hg.) 1994. *Kulturdenkmäler in Hessen. Landkreis Limburg-Weilburg, Teil 1. Bad Camberg bis Löhnberg*. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg & Sohn.

Niermeyer, Jan F. und Co van de Kieft 2002. *Mediae latinitatis lexicon minus*. Zweite, überarbeitete Auflage von J.W.J. Burgers. Leiden: Brill.

Stahl, Karl Joseph 1974. *Hadamar. Stadt und Schloß. Eine Heimatgeschichte [...]*. Limburg: Pallottinerdruck.

über die Thür seines Hauses [...] schreiben lassen: *Porta patens esto, nulli claudatur honesto*.“ Der beauftragte unwissende Schreiberling jedoch hatte „den Punkt nach statt vor *nulli* gesetzt, was dem Verse einen ganz entgegengesetzten Sinn gab“, nämlich: „Die Pforte stehe niemandem offen. Verschllossen sei sie dem Ehrenmann“ (statt: „Die Pforte stehe offen. Keinem Ehrenmann sei sie verschlossen.“). Ganz so wie in jener Anekdote steht der Spruch – freilich mit der korrekten Interpunktion – auch am Eingangstor des Benediktiner-Stiftes Kremsmünster in Österreich.

TLL = *Thesaurus linguae Latinae*. Editus auctoritate et consilio academicarum quinque Germanicarum [...]. Lipsiae et alibi: Teubner etc., 1900 ff.
 Wander, Karl Friedrich Wilhelm 1873. *Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk*. Band 3. Leipzig: Brockhaus.
 Weis, Hans 1951. *Bella bulla. Lateinische Sprachspielereien*. Bonn: Dümmler [mehrere Nachdrucke].

Abb. 1 (Ausschnitt)



© wiki commons <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hadamar,_Neugasse_1-20160324-003.jpg> [14.06.2018]

Stephan Brakensiek/Anja Eichler (Hrsg.), Mythos Wille. Johann Georg Wille/Jean Georges Wille (1715-1808). Ein deutscher Kupferstecher in Paris, Petersberg: Imhof, 2018 (22 x 29 cm, 360 Seiten, 269 Farb- und 15 S/W-Abbildungen, Klappenbroschur; ISBN 978-3-7319-0725-1) 39,95 Euro

Wetzlar ist – um ein wunderbares Bonmot des Wiener Schriftstellers, Philosophen, Essayisten und begnadeten Grantlers Franz Schuh zu paraphrasieren¹ – Wetzlar ist eine Stadt in der Nähe von Gießen, während Gießen eine Stadt in der Nähe von Wetzlar ist. Weil aber die Obermühle bei Bieber, wo Johann Georg Wille am 5. November 1715 zur Welt gekommen war, zwischen² Wetzlar und Gießen liegt, liegt der Geburtsort von Wille wahlweise, je nach Zugehörigkeit des schreibenden Subjekts, „bei Wetzlar“ oder „bei Gießen“. Und so können denn beide Städte Wille als ‚ihren Sohn‘ für sich beanspruchen.

Beiden Städten gemeinsam ist aber auch, dass sie (beziehungsweise ihre Museen), obwohl sie gute bis sehr gute Wille-Bestände ihr Eigen nennen, den 300. Geburtstag des Künstlers verschlafen haben. In der Tat: „Städte gibt es!“³ In Gießen war ein vom Schreiber dieser Zeilen Anfang Oktober 2014 unternommener Vorstoß für eine Ausstellung, den er auf Anregung eines aus Gießen stammenden Heidelberger Wille-Sammlers gemacht hatte, zwar beim Kulturrat auf offene Ohren und auf die Zusicherung tatkräftiger Unterstützung gestoßen – dann aber, eine Ebene in der städtischen Verwaltung tiefer, im Museum, ins Leere gelaufen. Eine späte und, bezogen auf den Geburtstag, leicht verspätete Ehrenrettung hatte schließlich der Oberhessische Geschichtsverein Gießen mit einer Veranstaltung am 22. April 2016 im Netanya-Saal des Oberhessischen Museums unternommen, die in zwei Beiträgen im 101. Band der Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins ihren Niederschlag gefunden hat.⁴

Die Untätigkeit des Oberhessischen Museums Gießen bot wiederum Wetzlar die Chance, wenigstens drei Jahre *post festum* eine umfassende Wille-Ausstellung auszurichten⁵ und zu dieser Ausstellung einen Katalog zu publizieren. Ausstellung und Publikation waren entstanden in Kooperation mit der Graphischen Sammlung des Fachs Kunstgeschichte der Universität Trier, deren Kustos Stephan Braken-

1 „Weitra ist eine Stadt in der Nähe von Gmünd, während Gmünd eine Stadt in der Nähe von Weitra ist. Städte gibt es!“ (Franz Schuh, *Schwere Vorwürfe, schmutzige Wäsche*, Wien: Zsolnay, 2006, S. 170).

2 Präziser gesagt: Die Verbindungslinien Wetzlar-Obermühle, Obermühle-Gießen und Gießen-Wetzlar bilden ein annähernd gleichschenkliges Dreieck, dessen rund 8 km nördlich der Verbindungslinie Gießen-Wetzlar liegende Spitze die etwas abseits der L3474 zwischen Rodheim-Bieber und Königsberg gelegene Obermühle bildet.

3 Wie Anm. 1.

4 Élisabeth Décultot, „Johann Georg Wille: ein europäischer Kunstvermittler“, in: MOHG 101, 2016, S. 83-91; Marcel Baumgartner, „Johann Georg Wille (1715-1808) – ‚Kupferstecher‘ aus Oberhessen und „Gestalt der europäischen Geistesgeschichte“: Rezeptionsgeschichte. Probleme und Perspektiven der Forschung“, in: MOHG 101, 2016, S. 93-120.

5 Stadtmuseum Wetzlar, 15. Oktober 2018 bis 24. März 2019.

siek im Wintersemester 2017/18 und Sommersemester 2018 ein studentisches Team geleitet hatte, mit dem er das Projekt erarbeitete. Diese Kooperation war sinnvoll nicht nur deshalb, weil die beiden „umfangreichen [...] Sammlungsbestände an Graphiken und Zeichnungen des Künstlers in beiden Häusern“ sich „gegenseitig ideal ergänzen“ (Vorwort, S. 9),⁶ sondern auch, weil dadurch die fachliche Kompetenz zu Wille ins Haus geholt werden konnte. Bei den Aufsätzen für die Publikation handelt es sich denn auch fast ausschließlich um Texte von Mitgliedern des Fachs Kunstgeschichte der Universität Trier. Ausnahmen bilden nur eine lediglich sprachlich in Teilen umformulierte Neuauflage ihres ursprünglich für die MOHG 101, 2016, geschriebenen Artikels von Élisabeth Décultot⁷ und ein Beitrag von Anton Würth (einem Künstler, der sich in seinem Werk ganz dem Kupferstich verschrieben hat) zur Technik und zu den spezifischen Anforderungen und Qualitäten des Kupferstichs.⁸

Bei der von Stephan Brakensiek und von Anja Eichler, der Leiterin der Städtischen Museen Wetzlar, gemeinsam herausgegebenen Publikation zur Ausstellung handelt es sich um die opulenteste je zu Willes Werk erschienene Veröffentlichung. Für deren Ausstattung scheinen Herausgeber und Verlag keinen Aufwand und keine Mühen gescheut zu haben. Alle Wille-Stiche sind ganzseitig – ein halbes Dutzend davon sogar zweimal – farbig in hervorragender Qualität gedruckt. 18 randabfallende Tafeln mit zum Teil extremen Vergrößerungen von Details vermitteln einen Eindruck von der stupenden Präzision, mit der Wille seine Kupfertafeln bearbeitet hat. Eine Fülle von Vergleichsabbildungen weiten den Blick in erfreulicher Weise über Wille hinaus; zu bemängeln ist dabei höchstens, dass bei diesen Vergleichsabbildungen in den meisten Fällen die Besitzangaben fehlen, Besitzangaben, die nicht nur von Interesse gewesen wären bei der – wenn sie denn tatsächlich von Willes Hand stammen sollte⁹ – sensationellen Zeichnung Willes nach

6 Der Wetzlarer Bestand umfasst 92 druckgraphische Blätter und 6 Zeichnungen (oder sind es? Auf S. 237 ist die *Ansicht eines Bauernhauses* und auf S. 244 ein *Bauernhaus* als Besitz der Städtischen Museen Wetzlar ausgewiesen; in der ‚Bestandsliste‘ S. 348 werden diese beiden Blätter jedoch nicht aufgeführt; dafür erscheint das Wetzlarer *Bauernhaus in Sceaux-les-Chartreux* [Kat. Nr. 87] auf S. 245 fälschlicherweise mit der Besitzangabe „British Museum, London“). – Trier besitzt 108 druckgraphische Blätter. – Von dem 175 Nummern umfassenden druckgraphischen Gesamtwerk Willes (nach dem immer noch maßgeblichen, 1847 publizierten *Catalogue de l'œuvre de Jean Georges Wille graveur* von Charles Le Blanc) konnten in der Ausstellung 123 Blätter gezeigt werden. Davon sind 77 in beiden Sammlungen vertreten. Wetzlar konnte 15 in Trier nicht vorhandene, Trier 31 in Wetzlar nicht vorhandene Druckgraphiken beisteuern.

7 Élisabeth Décultot, „Das Netz als Werk. Johann Georg Wille als europäischer Vermittler“ (S. 51-58); allerdings gibt es weder einen Hinweis auf die ursprüngliche Fassung in den MOHG (wie Anm. 4), noch ist der Artikel aus den MOHG im Literaturverzeichnis nachgewiesen.

8 Anton Würth, „Der Kupferstich – eine Innenansicht“ (S. 328-337).

9 Die Zeichnung ist, soweit man auf der Abbildung erkennen kann, beschriftet (nicht signiert) mit: „des. par J. G. W. d'après M. Rigaud / 1739“. Das „Werkverzeichnis der Zeichnungen von J. G. Wille“ von Hein-Thomas Schulze Altcapenberg (Hein-Thomas Schulze Altcapenberg, *„Le Voltaire de l'art“: Johann Georg Wille (1715-1808) und seine Schule in Paris. Studien*

Hyacinthe Rigauds Porträt des Grafen Philipp Ludwig Wenzel von Sinzendorf (S. 225, Abb. 4).¹⁰

Der blendenden äußeren Erscheinung entspricht leider nur sehr bedingt die Qualität des inneren Gehalts. Den Auftakt zu den wissenschaftlichen Beiträgen, zwischen die von Fall zu Fall Katalogteile zu einzelnen Werkgruppen eingeschoben sind,¹¹ macht Stephan Brakensiek mit seiner „Annäherung an einen längst bekannt geglaubten Künstler“. ¹² Er beginnt seine Ausführungen mit einer Dekonstruktion der von Wille selbst im hohen Alter geschriebenen, die Zeit von der Geburt bis in die ersten Pariser Jahre umfassenden Memoiren.¹³ Irritierender Weise trägt er diese Dekonstruktion so vor, dass sie dem nicht mit der Materie vertrauten Leser als neue Erkenntnis erscheinen muss. An keiner Stelle ist nämlich davon die Rede, dass schon Hein-Thomas Schulze Altcapenberg in seiner vor dreißig Jahren erschienenen bahnbrechenden Studie zu Wille in dessen Konstrukt aus Dichtung und Wahrheit jenes „Stereotyp der Künstlerlegende“ erkannt und analysiert hat, „das sich bis in die antike Biographik zurückverfolgen läßt“. ¹⁴

Im Übrigen wird Brakensieks Argument auch durch Übertreibungen nicht stärker. Zum ‚Beweis‘, dass Willes Memoiren „nur so [strotzen] von Superlativen bezüglich der Genialität und des Talents des jungen Wille“ (S. 14), werden ihm Aussagen unterstellt, die bei ihm so gar nicht zu finden sind. So wird aus Willes: „Im

zur Künstler- und Kunstgeschichte der Aufklärung. Mit einem Werkverzeichnis der Zeichnungen von J. G. Wille und einem Auswahlkatalog der Arbeiten seiner Schüler von Aberli bis Zingg, Münster: Lit, 1987, S. 285-307) kennt nichts auch nur entfernt Vergleichbares. Das gleiche gilt von Schulze Altcapenbergs jüngstem (im Wetzlarer Katalog nicht rezipierten) Beitrag zum Thema, der den Anspruch erhebt, „de montrer le dessinateur Wille dans toutes ses dimensions“ (Heinrich Thomas Schulze Altcapenberg, „Jean-Georges Wille dessinateur. La collection du Kupferstichkabinett de Berlin“, in: Élisabeth Décultot/Michel Espagne/François-René Martin (Hrsg.), *Johann Georg Wille (1715-1808) et son milieu. Un réseau européen de l'art au XVIII^e siècle*, Paris: École du Louvre, 2009, S. 21-35, zit. S. 23).

10 Der Bildnachweis „Prometheus. Bildarchiv für Kunstgeschichte“ (S. 360) führt ins Leere (<https://www.prometheus-bildarchiv.de>, abgerufen am 28.11.2018).

11 Stephan Brakensiek, „Johann Georg Wille – verehrt, verkannt, vergessen? Annäherung an einen längst bekannt geglaubten Künstler“ (S. 11-39).

12 Die einzelnen Abschnitte sind: „Johann Georg Wille im Porträt“, Kat. 1-5 (S. 41-49); „Porträtstiche“, Kat. 6-56 (S. 85-155); „Historien- und Genrestiche“, Kat. 57-86 (S. 171-217); „Landschaftszeichnungen“, Kat. 87-92 (S. 252-259); „Landschaftsradierungen und Grotesken (Recueil von 1801)“, Kat. 93-123 (S. 261-295); „Landsknechte und Reiter“, Kat. 124-135 (S. 313-327).

13 Georges Duplessis (Hrsg.), *Mémoires et journal de J.-G. Wille, graveur du Roi, publiés d'après les manuscrits autographes de la Bibliothèque Impériale*, avec une préface par Édmond et Jules de Goncourt (2 Bde.), Paris: Renouard, 1857. In deutscher Übersetzung: Herbert Krüger/Peter Merck/Charlotte Klein, *Die Memoiren des Kupferstechers Jean Georges Wille, 1715-1808, übersetzt nach Georges Duplessis, Mémoires et Journal de J. G. Wille, 2 Bde., Paris 1887 [sic], nebst Auszügen aus dem Œuvre-Katalog J. G. Willes und der biographischen Einleitung von M. Charles Le Blanc, Leipzig 1847*, überarbeitete Buchausgabe der in den MOGH 51, 1966, und MOHG 52, 1967, erschienenen Teilbeiträge, Gießen: Mittelhessische Druck- und Verlagsgesellschaft mbH, 1968.

14 Schulze Altcapenberg 1987 (wie Anm. 9), S. 15-16.

Alter von zwei bis drei Jahren war es mein höchstes Glück, mit einem Kreidestück bewaffnet auf dem Fußboden des Zimmers Vögel, Bäume und andere Dinge, die ich gesehen hatte, zu zeichnen¹⁵ bei Brakensiek: „Mit zwei[!] Jahren habe er mit Kreide Vögel und andere Dinge, die er gesehen hatte, täuschend echt[!] auf die Fußböden der Mühle gezeichnet.“ Und aus Willes Bericht über seine selbständige Erfindung eines Grabstichels („Glücklicherweise erinnerte ich mich an kleine Gegenstände aus Messing in unserem Haus, auf denen Ornamente eingraviert waren. Ich untersuchte diese Gravierung und sah überrascht, daß die Einschnitte dreieckig waren; also mußten die Grabstichel diese Form haben und auch sehr scharf sein. Nach dieser Entdeckung stellte ich ein Modell in Buchsbaumholz her, nach welchem der Messerschmied aus der Nachbarschaft mir zwei Stichel aus Stahl von ausgezeichnete Härte machte“)¹⁶ macht Brakensiek: „Selbst Drucker-schwärze habe er selbst hergestellt und aus der Beobachtung der graphischen Strukturen einer Bibelillustration[!] aus dem Besitz seines Vaters einen Grabstichel entworfen, sowie von diesem Stichel eine detaillierte Konstruktionszeichnung[!] angefertigt und dieses Instrument sodann von einem Schmied aus der Nachbarschaft anfertigen lassen“ (beide Stellen S. 14). Bei den „Superlativen“ handelt es sich also nicht um Imponiergehabe Willes, sondern um freie Erfindungen Brakensieks.

Befremdlich ist auch, dass Brakensiek den Einstieg in seinen Text über die Gedenktafel am Hauptgebäude der Obermühle wählt und darauf hinweist, dass deren Angaben sich zum „größte[n] Teil [...] aus dem Reich der Legenden speis[en]“ würden (S. 11) – es aber unterlässt, jenen (im Literaturverzeichnis dennoch angeführten) Beitrag in den MOHG 100, 2015, zu nennen, der zuletzt und am ausführlichsten auf die fehlerhaften Informationen dieser Tafel aufmerksam gemacht hat.¹⁷

In den folgenden Abschnitten des Beitrags von Brakensiek wird eine Reihe von Aspekten des Lebens und des Werks von Wille beleuchtet – „Paris als Ziel und Voraussetzung für Willes Aufstieg und Karriere“; „Willes Karriere und sein Netzwerk in Paris“; „Der Pariser Graphikmarkt im 18. Jahrhundert“; „Wille in der Bewertung der zeitgenössischen Kritik“; „Der Reproduktionsgraphiker – ein Künstler? Die Positionen der Reproduktionsgraphik in der zeitgenössischen Druckgraphiktheorie“; „Der Künstler als Unternehmer“; „Willes Kunst in der Kritik der Nachwelt“ –, ohne dass diese Aspekte sich zu einer stringenten und geschlossenen

15 MOHG 51, 1966 (wie Anm. 13), S. 36-74, 145-151, zit. S. 50. Im französischen Original bei Duplessis 1857 (wie Anm. 13), Bd. 1, S. 2.

16 Ebd., S. 67. Im französischen Original bei Duplessis 1857, Bd. 1, S. 30.

17 Tjark Bergmann, „Zum 300. Geburtstag des Kupferstechers Johann Georg Wille (1715-1808)“, in: MOHG 100, 2015, S. 294-303. Es handelt sich dabei um den einzigen im Gießen-Wetzlarer Kontext rechtzeitig zum Geburtstag erschienenen wissenschaftlichen Beitrag. – Der Aufmerksamkeit von Tjark Bergmann entgangen war der interessante heimatkundliche Aufsatz von Jürgen Steinmüller, „Mühlen des Biebertals: Die Obermühle“, in: Nachrichten. Heimatverein Rodheim-Bieber e. V., Jg. 2003, Dezember 2003, Nr. 13, S. 3-9 (http://www.heimatverein-rodheim-bieber.de/nachrichten/zeitschrift_13.pdf, abgerufen am 25.11.2018).

Darstellung fügen würden, die man sich als Einführung gewünscht hätte. Seine (eher knapp gehaltenen) Ausführungen über Wille als Unternehmer verbindet Brakensiek aber mit der Forderung nach einer Akzentverschiebung in der Forschung, wenn er schreibt: „Es wird Zeit, Wille nicht nur vornehmlich als Kommunikator und Kulturvermittler zwischen Frankreich und Deutschland zu verstehen, wie dies in den letzten Jahren hauptsächlich geschehen ist, sondern ihn auch als das zu begreifen, was er ab den späteren 1750er Jahren primär war: ein gewiefter Geschäftsmann im Bereich der Künste“ (S. 34). Abgesehen davon, dass ein nicht unbeträchtlicher Teil des gestochenen¹⁸ und fast das gesamte gezeichnete Werk (das zumindest Schulze Altcappenbergs Einschätzung zufolge Willes prägenden Beitrag zur Kunstgeschichte bildet)¹⁹ in der Zeit nach der Mitte der 1750er Jahre entstanden ist, und abgesehen auch davon, dass die Bereiche ‚Kommunikator‘ und ‚Geschäftsmann‘ kaum zu trennen sind, ist schwer verständlich, warum hier (wie auch in der gesamten Publikation) mit keinem Wort der wahrscheinlich gewichtigste und aufregendste Beitrag zur Wille-Forschung der letzten Jahre auch nur einer knappen Erwähnung wert zu sein scheint: Christoph Franks Untersuchungen der Geschäftsbeziehung zwischen Jean Georges Wille und Karoline Luise von Hessen-Darmstadt, Markgräfin von Baden.²⁰

-
- 18 Ab dem dritten Zustand „avant la lettre“ der Platte von *La mort de Cléopâtre* (1754) findet sich seitenverkehrt links im oberen Rand die Bezeichnung „meine erste historische Platte“ (Le Blanc 1854, Nr. 5, S. 9). In der Folge versah Wille seine Stiche ausnahmslos mit einer laufenden Nummer bis zum 1790 erschienenen *Le Maréchal des Logis* nach einer Vorlage seines Sohnes Pierre Alexandre Wille („28^{te} Pl.“). Man braucht nicht Schulze Altcappenbergs These beizustimmen, dass Wille diese Numerierung vorgenommen hätte, um damit „sein eigentliches Werk“ zu kennzeichnen, das „vor der Geschichte bestehen“ könne (Schulze Altcappenberg 1987 [wie Anm. 9], S. 177), um zu erkennen, wie zentral die künstlerische Praxis für Wille auch nach den „späteren 1750er Jahren“ war.
 - 19 „Ces dessins [i. e.: „les paysages“] constituent sans doute le domaine qui a permis à Wille de marquer l’histoire de l’art“ (Schulze Altcappenberg 2009 [wie Anm. 9], S. 21).
 - 20 Siehe dazu: Christoph Frank, „In der Tat hätte ich keinen besseren Agenten wählen können“ – Johann Georg Wille“ und ders., „Die Sammlung des Comte de Vence und ihre Versteigerung 1761“, in: Holger-Jacob Friesen/Pia Müller-Tamm (Hrsg.), *Die Meister-Sammlerin. Karoline Luise von Baden* (Katalog zu den Ausstellungen *Die Meister-Sammlerin. Karoline Luise von Baden*, Große Landesausstellung Baden-Württemberg, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, 30.5.-6.9.2015, und *En Voyage. Die Europareisen der Karoline Luise von Baden*, Generallandesarchiv Karlsruhe, 17.6.-16.10.2015), Berlin/München: Deutscher Kunstverlag, 2015, S. 182-186 bzw. S. 192-197. – Christoph Frank, „Kunst, Korrespondenz und Marktgeschehen – Karoline Luise von Baden, der Comte de Vence und die ‚République européenne des Arts‘“, in: Christoph Frank/Wolfgang Zimmermann (Hrsg.), *Aufgeklärter Kunstdiskurs und höfische Sammelpraxis. Karoline Luise von Baden im europäischen Kontext* (Aufsatzband), Berlin/München: Deutscher Kunstverlag, 2015, S. 36-65. – Auf den Karlsruher Ausstellungskatalog wird in der Wetzlarer Publikation nur dreimal in marginalen Kontexten verwiesen. Der Aufsatzband erscheint zwar im Literaturverzeichnis, auf ihn wird aber in keinem der Beiträge Bezug genommen. – Siehe ferner Christoph Franks Rezension von Elisabeth Décultot/Michel Espagne/Michael Werner (Hrsg.), *Johann Georg Wille (1715-1808). Briefwechsel* (Frühe Neuzeit – Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext 44), Tübingen: Niemeyer, 1999 (rezensiert von Christoph Frank, in: *Das achtzehnte Jahrhundert. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts* 26, Heft 1, 2002,

Auf den bereits erwähnten Beitrag von Élisabeth Décultot folgt ein Beitrag von Lisa Lütgenau, die dem Künstler wohl doch etwas zu viel der Ehre erweist, wenn sie in ihm einen Philosophen – einen „Philosophen der neuen Zeit“ als Gegenstück zu dem von Wille 1782 nach einer Vorlage seines Sohnes Pierre-Alexandre gestochenen Philosophen *du temps passé* (Kat. 85) – zu sehen meint.²¹ Dass Wille ein neugieriger und vielseitig interessierter Mensch war, steht außer Frage, doch machen ihn seine Sammlung naturwissenschaftlicher Instrumente und seine rege Teilnahme am literarisch-geistigen Leben gleich zum Philosophen? Das einschlägige Selbstzeugnis in einer gegen Ende seines Lebens verfassten Kürzestbiographie – „il a vécu en philosophe“ – ist, im Kontext gelesen,²² doch wohl eher als Ausdruck von Altersweisheit zu lesen. Die weiteren, von einzelnen Mitgliedern des studentischen Teams verfassten Aufsätze behandeln auf unterschiedlichem, aber durchweg beachtlichem Niveau einzelne Aspekte des künstlerischen Werks von Wille,²³ seiner Tätigkeit als Lehrer²⁴ und seiner Passion als Sammler.²⁵

Je näher man nun, die Publikation im Detail in den Blick nehmend, hinsieht, umso weniger gereicht sie den Herausgebern, dem fünfköpfigen Redaktionsteam und schließlich auch dem Verlag zur Ehre. Druckfehler – beginnend im Inhaltsverzeichnis S. 5 und endend erst im Bildnachweis auf S. 360 – sind (ich übertreibe nicht) Legion. Und wenn sie auch gelegentlich Anlass zum Amüsement geben (etwa wenn Wille gleich zweimal als „Donjon“ statt als „Doyen“ des Kupferstichs bezeichnet wird), so sind sie doch ein großes Ärgernis – bei weitem nicht nur, aber doch fast regelhaft in den französischen Zitaten, in denen es von ihnen, nicht selten den Sinn vernebelnd und sie bis zur Unkenntlichkeit entstellend, nur so wimmelt.²⁶ An der gebotenen Sorgfalt mangelt es auch an anderer Stelle. Im Literaturverzeichnis fehlen rund zwei Dutzend Literaturangaben, zu denen in den An-

S. 107-113). Hier gibt Frank sehr substantielle Hinweise auf Briefbestände, die den Herausgebern des Briefwechsels entgangen sind, darunter eben die bedeutende Korrespondenz Willes mit der Markgräfin von Baden.

21 Lisa Lütgenau, „Der Philosoph der neuen Zeit. Die Rezeption zeitgenössischer Tendenzen der Philosophie, Naturwissenschaft und Literatur in den Werken und Schriften Johann Georg Willes“ (S. 60-69).

22 „Veuf depuis plusieurs années, il a vécu en philosophe, remplissant avec plaisir les devoirs, autant que possible, d'un bon patriote françois“ (Duplessis 1857 [wie Anm. 13], Bd. 2, S. 391-392, zit. S. 392).

23 Holger Hadwiger, „Porträtstecher wider Willen – Johann Georg Wille und das Porträt“ (S. 70-83); Stefanie Schmidt, „Von bleibenden Titeln und moralischer Ermahnung. Johann Georg Wille und die Genremalerei“ (S. 156-169); Ruben Brück, „Holland an der Seine – eine neue Idee der italianisierenden Landschaft?“ (S. 234-251).

24 Selina Wernstedt, „Wille und die *Teutsche Zeichenschule* – Künftlerausbildung aus Kalkül?“ (S. 218-233) – der ‚handwerklich‘ beste, im Umgang mit dem Stand der Forschung mustergültige, insgesamt souveränste unter den studentischen Beiträgen.

25 Raymond Keller, „Johann Georg Wille – Der Künstler als passionierter Sammler“ (S. 297-311).

26 Ein besonders groteskes Beispiel liefern die zwei Transkriptionen der aus lediglich zwei Zeilen bestehenden Inschrift unter dem Porträt von François Quesnay (Kat. 41, Transkriptionen S. 132 und S. 343), bei denen sich die unterschiedlichen – zugegeben: zum Teil, aber eben nur zum Teil, marginalen – Fehler auf knapp zwanzig addieren.

merkungen nur Siglen gegeben werden. Und weil die Anmerkung 86 im Beitrag von Stephan Brakensiek eigentlich Teil von Anmerkung 85 sein müsste, laufen im zweiten Teil seines Beitrags die Anmerkungsnummern im Text und die Nummern der Anmerkungen im Anmerkungsteil aus dem Ruder (zur Anmerkungsnummer 86 gehört Anmerkung Nummer 87 usw., bis zur letzten Anmerkung 160, die sich auf die Ziffer 159 im Text bezieht).

Um aber auf das Eingangszitat zurückzukommen: „Städte gibt es!“ – Im Januar 2003 hatten Gießen und Wetzlar zum Abschluss eines von August 2001 bis Januar 2003 dauernden Projekts im Rahmen des vom Bundesforschungsministeriums durchgeführten wissenschaftlichen Forschungswettbewerbs ‚Stadt 2030‘ einen umfangreichen Abschlussbericht mit dem schönen Titel *Gießen-Wetzlar 2030. Von Konkurrenz durch Kooperation zu Konsens. Strategie kooperativen Handelns für die Stadtregion. Stadtinitiative 2010* publiziert, der auch Ausführungen zur ‚Kulturregion‘ enthält.²⁷ In der Folge war 2004 zur Behebung der offensichtlichen Defizite die Bildung einer „kommunalen Arbeitsgemeinschaft gemäß §§ 3-4 KGG“ beschlossen worden.²⁸

Auch, aber nicht nur vor diesem Hintergrund ist völlig unverständlich, warum nicht zusätzlich zu den Wetzlarer und Trierer Beständen auf die Sammlung des Oberhessischen Museums Gießen zurückgegriffen wurde. Sie ist mit Abstand die umfangreichste von den dreien.²⁹ Gießen hätte nicht mehr und nicht weniger als 42 weder in Wetzlar noch in Trier befindliche Blätter beisteuern können.³⁰ Es wäre dann bis auf 10 Blätter³¹ das gesamte im Katalog von Le Blanc verzeichnete druckgraphische Werk in der Ausstellung versammelt gewesen. In der Publikation hätten diese 10 Blätter aus dem Besitz beispielsweise des British Museum, welches die

27 In These 12 ‚zur ‚Kulturregion‘ wird als ein Defizit festgehalten: „Die beiden Städte werden [...] trotz ihrer geografischen Nähe bisher kaum als gemeinsamer kultureller Aktions- und Angebotsraum wahrgenommen“ (S. 21). Als ein Anknüpfungspunkt zur Überwindung der misslichen Situation wird „insbesondere“ auch die „Museumsinfrastruktur“ genannt (S. 38).

28 <https://www.giessen.de/index.phtml?La=1&sNavID=684.153&mNavID=640.1&object=tx,1894.137.1&kat=&quo=1&sub=0>, abgerufen am 28.11.2018; dort sind auch der erwähnte ‚Abschlussbericht‘ und der 2004 geschlossene Vertrag zu finden.

29 Wetzlar: 92 druckgraphische Blätter und 6 (?; vgl. Anm. 6) Zeichnungen; Trier: 108 druckgraphische Blätter; Gießen: 157 druckgraphische Blätter, 6 Zeichnungen (dazu 8 Briefe von und ein Brief an Wille).

30 Le Blanc 7, 9, 10, 19, 32, 33, 37, 39, 47, 106, 110, 111, 112, 112bis, 113, 113bis, 114, 116, 117, 124, 126, 132, 135, 136, 137, 139, 140, 141, 142, 143, 146, 147, 147bis, 148, 150, 152, 153, 158, 161, 162, 164, 170.

31 Le Blanc 3 (Le Christ en croix); Le Blanc 6 (Grande Galerie de Versailles: Jonction des deux mers); Le Blanc 11 (Grande Galerie de Versailles: L'Europe chrétienne en paix); Le Blanc 12 (Titre historié pour la bataille de Fontenoy); Le Blanc 13 (Fonte de la statue de Louis XV); Le Blanc 106bis (Le Comte de la Marche); Le Blanc 123 (Charles, Comte d'Aumale); Le Blanc 131bis (Jean-Baptiste Rousseau, poète); Le Blanc 134 (François Marie Arouet de Voltaire, poète et littérateur); Le Blanc 160 (Henri Benoist, évêque de Bâle).

vielleicht umfangreichste Wille-Graphik-Sammlung besitzt,³² abgebildet werden können. Der Forschung hätte damit ein vollständiges illustriertes Verzeichnis zur Verfügung gestanden, und der selbsternannte „Anspruch, Grundlagen zur weiteren Erforschung des Künstlers [...] zu legen“ (S. 9), wäre wenigstens in dieser Hinsicht in weit höherem Maß eingelöst worden, als dies nun der Fall ist.

So steht am Ende ein höchst zwiespältiges Fazit. Ein unbestreitbares und kaum hoch genug einzuschätzendes Verdienst der Publikation besteht darin, dass sie Wille erstmals in angemessener Weise sichtbar macht. Der Verzicht auf die Zusammenarbeit mit Gießen, aber auch das Fehlen eines Textes, in dem die unterschiedlichen Facetten Willes nach dem heutigen Kenntnisstand zusammengefasst werden, müssen als vertane Chance gewertet werden. Was aber die Texte betrifft, hätten sie so, wie sie vorliegen, niemals in den Druck gegeben werden dürfen.

Marcel Baumgartner

32 Digitalisiert zugänglich auf der Website des British Museum (http://www.britishmuseum.org/research/collection_online/search.aspx). Die meisten Wille-Graphiken besitzt das British Museum in mehreren Zuständen.

XIV. Neue Publikationen

Anne C. Nagel:

Ein Mensch und zwei Leben: Erwin Stein (1903 - 1992)

Köln 2019

Cornelia Naumann:

Ich hoffe noch, dass aller Menschen Glück nahe sein muß ... Fragmente eines revolutionären Lebens der Sarah Sonja Rabinowitz

edition av Cornelia Naumann (Hg.) ISBN 978-3-86841-190-4, 2018

Herbert Zielinski (Hg.):

Johannes Haller und Karl Straube. Eine Freundschaft im Spiegel der Briefe

Edition und Kommentar, Hildesheim 2018 (Studia Giessensia Neue Folge Bd. 5)

David Schnur:

Die Juden in Frankfurt am Main und in der Wetterau im Mittelalter. Christlich-jüdische Beziehungen, Gemeinden, Recht und Wirtschaft von den Anfängen bis um 1400

Wiesbaden 2017 (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 30)

XV. AUS DEM VEREINSLEBEN

Zusammengestellt von Dagmar Klein (Presse und Öffentlichkeit)

1. OHG-VORTRÄGE 2017/18

Verantwortlich Manfred Blechschmidt

Jeweils mittwochs um 19 Uhr, im Netanya-Saal des Altes Schlosses am Brandplatz

2017:

25. Okt.	Klimakatastrophe 1817	Prof. Dr. Jürg Luterbacher, Universität Gießen
08. Nov.	Die Anfänge des Turnens in Gießen vor 200 Jahren	Prof. Dr. Norbert Gissel, Universität Bochum
22. Nov.	Die Entschleierung der Peripherie: Zur Bedeutung der Entdeckungreisen der Brüder Schlagintweit in Hochasien für die Hochgebirgsgeographie	Prof. Dr. Andreas Dittmann, Universität Gießen
13. Dez.	Ernst Dieffenbach und die Erforschung Neuseelands 1839-1841	Peter Mesenhöller, Rautenstrauch-Joest-Museum Köln

2018:

17. Jan.	Johannes Haller als Ordinarius an der Gießener philosophischen Fakultät (1904-1913)	Prof. Dr. Herbert Zielinski, Universität Gießen
31. Jan.	Ausländer in Gießen während des Ersten Weltkrieges	Dr. Ludwig Brake, Stadtarchiv Gießen
14. Febr.	„Villa Arnesburg“ - Eine mittelalterliche Siedlung in der nördlichen Wetterau	Michael Gottwald M.A., Landesamt für Denkmalpflege Wiesbaden
28. Febr.	150 Jahre Ökologie - Gießen, Deutschland und die Welt	Prof. Dr. Volkmar Wolters, Universität Gießen

2. EXKURSIONEN 2018

23. Juni	Kassel Landesmuseum: Sammlung der Vor- und Frühgeschichte	Verantwortlich Barbara Steuernagel und Susanne Gerschlauer
22. Sept.	Frankfurt: Historisches Museum und neuerbautes „Altstadt“-Quartier	Verantwortlich Dr. Eva-Marie Felschow, Dr. Carsten Lind
10. Nov.	Hof Grass und das Limesinformationszentrum bei Hungen	Verantwortlich Susanne Gerschlauer, Manfred Blechschmidt
20. Jan. 2019	Wallenfelsches Haus: Führung durch die vor- und frühgeschichtliche Abteilung des Oberhessischen Museums Gießen	Verantwortlich Susanne Gerschlauer, Manfred Blechschmidt

3. MITGLIEDERVERSAMMLUNG MIT VORSTANDSWAHL

Die MV fand am 25.4.2018 im Netanya-Saal statt. Alle Vorstandsmitglieder wurden wiedergewählt, ein neues kam dazu: Erster Vorsitzender Dr. Michael Breitbach, Zweiter Vorsitzender Manfred Blechschmidt, Schatzmeister Burkhard Holderer, Schriftführerin Sabine Raßner; Beirat: Dr. Eva Marie Felschow, Susanne Gerschauer, Dr. Carsten Lind, Dagmar Klein, Karin Bautz, Jürgen Dauernheim, neu dazu gewählt Klaus Storbakken.

EHRUNGEN FÜR LANGJÄHRIGE MITGLIEDSCHAFT

Seit der Mitgliederversammlung am 2003 wird die langjährige Mitgliedschaft mit einer Urkunde gewürdigt. 2018 waren neun Mitglieder für 25 Jahre Mitgliedschaft zu ehren: Claus-Dieter Cornus, Joachim Daniels, Kurt Herber, Christel Kaiser, Jürgen Kaiser, Theo Keup, Rolf Mank-de Vries, Anna Dorothea Gräfin Schwerin, Vertreter Kulturkreis Klein-Linden.

4. BESONDERES

Der Geschichtsverein ist an der Präsentation der Wanderausstellung „Vernichtungsort Malyj Trostenez. Geschichte und Erinnerung“ und am Begleitprogramm beteiligt gewesen mit der Filmaufführung „Die Jüdin und der Hauptmann“ von Ulrich von Mechow am 8. Januar 2019.

Die Ausstellung wurde vom 4.12.2018 bis zum 17.1.2019 in der alten Kunsthalle in der Kongresshalle Gießen gezeigt.

VI. PRESSEBERICHTERSTATTUNG

Über die OHG-Vorträge im Winterhalbjahr 2017/18

Vulkanausbruch mit Folgen

Jürg Luterbacher spricht beim Oberhessischen Geschichtsverein

Erfreut über die hohe Besucherzahl war am Mittwochabend im Netanyasaal des Alten Schlosses Manfred Blechschmidt, 2. Vorsitzender des Oberhessischen Geschichtsvereins, der mit dem Geografen Prof. Jürg Luterbacher einen Referenten mit einem faszinierenden Thema vorstellte. Er sprach über den Vulkanausbruch auf der indonesischen Insel Sumbawa im April 1815, der bis heute als das bedeutendste natürliche Ereignis mit weitreichenden globalen Folgen gilt. Die Auswirkungen waren nicht zuletzt für Mitteleuropa katastrophal, gelten doch die Folgejahre 1816 und 1817 als „Jahre ohne Sommer“, bescherten den Menschen Missernten und Hunger - nicht zuletzt auch in seiner Heimat Schweiz, stellte der Referent mit Wort und Bild eingangs dar.

Laut Luterbacher, der seit 2005 an der Justus-Liebig-Universität lehrt, dauerte der eigentliche Ausbruch vom 5. bis 11. April 1815 und verursachte eine Rauchsäule von bis zu 43 Kilometern Höhe. Über Wochen und Monate wurde der Tag zur Nacht, wobei viele zunächst eine kriegsartige Ursache vermuteten. Je näher jemand am Ereignis war, desto stärker war er von der Asche und den gesundheitlichen Folgen betroffen.

„Für die Region war das eine Riesenkatastrophe, über 100 000 Tote sind belegt,“ unterstrich Luterbacher. Der Tambora habe durch den Ausbruch 1500 Meter an Höhe eingebüßt, die Caldera des Tambora sei sieben Kilometer breit und 1000 bis 2000 Meter tief gewesen. Riesige Mengen Schwefeldioxid wurde in die Atmosphäre abgegeben.

Wie der Geograf weiter ausführte, konnten auch Jahresringe von Bäumen und historische Wettermessungen, beginnend mit Galilei, und Aufzeichnungen wie die des britischen Professors Manley weitere Erkenntnisse liefern. Der hatte 1913 festgestellt, dass fast alle Sommer zwischen 1810 und 1820 zu kalt waren. Luterbacher stellte zwar klar, dass von einer Monokausalität des Tambora-Ausbruchs keine Rede sein könne, da sich verschiedene Faktoren vermischten, aber erkennbar sei: „Die Winter waren viel zu feucht und zu warm, die Sommer eher kühl und nass.“ Mitteleuropa hatte damals, in den „Jahren ohne Sommer“, extreme Niederschlagsmengen von Mai bis Oktober zu verkraften. Spanien und Portugal wurden von solcher Dürre heimgesucht, dass Bittprozessionen stattfanden, in den man Gott um Regen anflehte. Osteuropa blieb weitgehend verschont, aber Nordamerika und Kanada sowie das vom Monsun abhängige Asien waren stark betroffen.

Intensiv beschäftigte sich der Wissenschaftler mit der Situation in Europa, wo auf Missernten Hunger und Teuerung folgten. Im Vergleich zu heute mussten die Menschen, so Luterbacher, 85% des Lohnes für Lebensmittel ausgeben. Viele konnten nichts mehr kaufen, manche versuchten sich wie das Vieh von Gras zu ernähren, wie Bilder aus der Bodenseeregion belegten. Die Sterberate stieg, Geburtenrückgang kam hinzu, in einzelnen Gebieten sei die Bevölkerung um zehn Prozent geschrumpft. Für viele sei die Auswanderung als letzte Chance erschienen, Russland habe damals gezielt um Zuwanderer

geworben. Nothilfe durch den Staat sei erfolgt, aber es habe auch Spenden der Wohlhabenden gegeben. Sozial und politisch seien Schuldige gesucht worden, die man wie schon seit dem Mittelalter unter anderem bei „den Juden“ gesehen habe. Justus Liebig habe damals, unter dem Eindruck seiner Erlebnisse als Jugendlicher, den Kunstdünger entwickelt.

Einen besonderen Reiz hatte die Frage des Referenten, wie man denn heute auf

eine solche Katastrophe reagieren würde, denn ein Vulkanausbruch sei global alle 100 bis 200 Jahre möglich. Dabei zeigte der Gießener Wissenschaftler Möglichkeiten und Grenzen auf, stellte aber auch klar: „Die Natur spielt eine Rolle, sie ist aber nie allein verantwortlich.“

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 27. Oktober 2017 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Bewegen für die Revolution

Vortrag: Die Anfänge des Turnens 1816 in Gießen. Mehr als nur Körperertüchtigung

Interessante Erkenntnisse über das Turnen in Gießen gab es bei einem Vortrag des Oberhessischen Geschichtsvereins (OHG). Professor Norbert Gissel von der Ruhr-Universität Bochum sprach am Mittwochnachmittag zu den „Anfängen des Turnens in Gießen vor 200 Jahren“ und stellte das Thema in den historischen und politischen Zusammenhang.

„Was ist der Geist des Turnens? Es ging vor allem um Politik und politische Zielsetzungen“, sagte Gissel, der 2011 vom Gießener Sportinstitut an die Ruhr-Universität Bochum wechselte und dort Professor für Sportwissenschaft und -didaktik ist. Die Voraussetzungen für die Entstehung des Sports seien die Trennung von Lebens- und Arbeitsraum gewesen.

Vor 201 Jahren, im Jahre 1816, wurde in Gießen ein erster Turnplatz auf dem Trieb errichtet. Die „Gießener Schwarzen“ war eine Gruppe revolutionärer Studenten, die sich schwarz kleideten und um ihren charismatischen Anführer Karl Follen gruppierten. Sie folgten damit dem Vorbild des Pädagogen Friedrich Ludwig Jahn, bis heute bekannt als „Turnvater Jahn“. Nach den Anleitungen aus dessen Werk „Die deutsche Turnkunst“ wurden Kletter- und Turngeräte und Gräben für das Weitspringen errichtet. Diese Gruppe wirkte von 1814 bis zu ihrem endgültigen

Verbot 1819; sie entwickelte sich von einer öffentlichen „Lesegesellschaft“, über die Organisationsform einer Burschenschaft (Germania) bis hin zu einem radikalen politischen Geheimbund (die „Unbedingten“).

Turnen, ursprünglich nur für Männer und zur kriegerischen Ertüchtigung gedacht, bedeutete damals nicht nur eine bestimmte Form der Körperübungen, Es stand für eine politisch-kulturelle Revolution. Und die „Gießener Schwarzen“ bildeten den radikalen Teil dieser Jugendbewegung. Das Turnen muss vor dem Hintergrund ihrer politischen Zielsetzungen gesehen werden: Revolution. Es war für Karl Follen das systematisch eingesetzte Mittel zur Politisierung der Jugend. Flankiert wurde es von Turnliedern, Flugschriften, Ausflügen und politischer Demagogie. Das alles ausgehend von einer Zeit, in der die deutschen Fürsten ihre Macht erhalten wollten, während das Deutsche Reich zerfiel. Zugleich bildete sich eine deutsche Nationalbewegung. 1811 wurde in der Hasenheide bei Berlin der erste Turnplatz angelegt. Es gab Barren, Pferd, Bock, Balken als Geräte. Als Spiele kamen Jagen und Fangen hinzu. Man wollte „Herrscher über den Körper“ sein und strebte die

„Mannesbildung“ an. Frauen wurden erst seit etwa 1850 einbezogen.

„Turnen diene im Gegensatz zum Sport nicht dem Wettkampf, sondern der allgemeinen Ertüchtigung“, sagte Gissel. Die Bewegung sei auch aufgrund ihrer emotionalen Ziele (etwa „Bewahrung der

Jugend vor Schlafheit und Ausschweifung“) ideologisch leicht vereinnehmbar gewesen. Ursprünglich wurden jedoch liberale, ja demokratische Ziele angestrebt.

Heiner Schultz, erschienen am 10. November 2017 im Gießener Anzeiger

Wer war Robert Schlagintweit?

Einst erforschten die Brüder Adolf, Hermann und Robert Schlagintweit den Himalaya. Heute sind sie fast vergessen. Doch damals waren sie Pioniere auf dem Dach der Welt. Ein Vortrag im Geschichtsverein erinnerte an sie – und besonders an Robert Schlagintweit, der in Gießen Professor war und auf dem Alten Friedhof begraben ist.

Ein universitätsgeschichtliches Thema stand am Mittwoch auf dem Vortragsprogramm des Oberhessischen Geschichtsvereins (OHG). Referent Andreas Dittmann, Professor für Humangeografie an der Uni Gießen, sprach über „Die Entdeckungsreisen der Gebrüder Schlagintweit und ihre Bedeutung für die Hochgebirgsgeografie“.

Dittmann hat selbst in den fernen asiatischen Gegenden geforscht, wohin die Brüder aus München 1854 bis 1858 die erste Forschungsexpedition unternahmen. Daher lebte sein Vortrag von aktuellen Bezügen und Vergleichen. Der Vortrag war nicht streng historisch angelegt, dafür lernten die Besucher eine Menge über die ethno- und geopolitische Situation in Zentralasien, genauer gesagt in Ladakh und Kaschmir.

Aber warum darüber ein Vortrag in Gießen? Weil der jüngste der Schlagintweits, Robert (1833 bis 1885), anno 1864 einen Lehrstuhl für Geografie in Gießen annahm und dadurch der Begründer dieses Fachs an der Ludoviciana ist. Gießen gilt darüber hinaus als Keimzelle der wissenschaftlichen Hochgebirgsgeografie. Robert hatte bald nach der Rückkehr von der Forschungsreise mit Vor-

trägen begonnen, womit er den hessischen Großherzog so stark beeindruckte, dass dieser ihm eine Stelle an seiner Universität anbot. Eine außerordentliche Professur allerdings, was bedeutete, sie war unbezahlt. Robert Schlagintweit musste also weiter Vorträge halten, um sein Geld zu verdienen – daher war er beständig auf Reisen, bis in die USA und nach Russland. Er wurde auf dem Alten Friedhof in Gießen bestattet, wo Spaziergänger seinen Grabstein jederzeit besuchen können.

Die Forschungsergebnisse von Hermann, Adolf und Robert Schlagintweit sind in der aktuellen Wissenschaft kaum rezipiert. Dittmann führte dafür vier Gründe an: Ihre im Humboldt'schen Sinne enzyklopädische Art des Forschens und Sammelns war eigentlich damals schon überholt und einer thematischen Konzentrierung gewichen; die Methode des Dokumentierens per Handzeichnung wurde just in dieser Zeit vom Fotografieren eingeholt; die vollständige Auswertung der unter großem Aufwand mitgebrachten Stücke ist nicht gelungen, auch wegen fehlender Finanzierung und weil sie, wie alle Forschungsreisenden, zum Spielball der politischen Interessen wurden.

Wieder aufmerksam wurde die Fachwelt durch die „grandiose Ausstellung“ 2015 im Alpinen Museum München, die durch die Übergabe von Expeditionszeichnungen durch die Nachfahren in Gang kam. Und einige der ästhetisch ansprechenden Ansichten von Hochgebirgszügen und Gletschern verglich der Referent mit aktuellen Fotografien. Selbst die damaligen Kartierungen können mit heu-

tigen Satellitenaufnahmen mithalten, so genau haben die drei gearbeitet. Darüber kann man nur staunen.

Dittmann konstatierte, dass auch heute die politische Situation in Kaschmir, Ladakh, Tibet und den Nordgebieten von Pakistan derart unsicher ist, dass Forschungsreisen schwierig bis unmöglich sind. Erst kürzlich sei eine Reise abgesagt worden, weil die Überlebenschancen für Europäer gering seien.

Die Schlagintweits sind in damals völlig unbekannte Regionen gereist, Adolf bezahlte seinen Wagemut mit dem Tod. Er wurde für einen Spion gehalten und geköpft. Das Denkmal, das für ihn später nach langem diplomatischen Tauziehen errichtet wurde, existiert schon lange nicht mehr.

Dagmar Klein, erschienen am 24. November 2017 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Anwalt der Ureinwohner Neuseelands

„Ich bin jetzt unter den wilden Menschenfressern und habe mich selten so wohlgefühlt.“ So äußerte sich der in Gießen geborene und hier 1855 verstorbene Ernst Dieffenbach über einen Aufenthalt bei den Maori. Sein Leben war nun Thema beim Oberhessischen Geschichtsverein.

Auf Ernst Dieffenbachs Spuren durch Neuseelands Nordinsel begab sich Peter Mesenhöller beim letzten Vortrag des Oberhessischen Geschichtsvereins in diesem Jahr. Mesenhöller leitet die Abteilung Bildung und Vermittlung im Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln und beschäftigt sich seit 1990 mit dem Nachlass Dieffenbachs, aus dem er zunächst die Briefe aus dem Exil in Straßburg und Zürich 1833-36 veröffentlichte. Nach Gießen kam der Referent bereits 2016 in Sachen Dieffenbachs, als er anlässlich der Re-Lokalisierung des Grabes des Neuseelandforschers auf dem Alten Friedhof und der Errichtung einer Gedenktafel den in seiner Heimatstadt eher weniger bekannten Naturforscher ehrte.

Mesenhöller, der selbst dreimal auf den Spuren Dieffenbachs in Neuseeland unterwegs war, zeichnete mit vielen Bildern den Weg eines Mannes nach, dessen Biografie einige Übereinstimmungen mit Georg Büchner aufweist, wie etwa das Studium in Gießen, das Aufbegehren gegen die Restaurationspolitik und die Flucht ins Ausland. Man könne auch davon ausgehen, dass Dieffenbach an der Vorberei-

tung des Frankfurter Wachensturms beteiligt gewesen sei. Als Mitglied der Burschenschaft „Germania“ galt er seit 1829 als verdächtig und ertrug disziplinarische Maßnahmen. So fehlt er im Verzeichnis der Studenten von 1831. Aber: „Dieffenbach und Büchner sind sich nie persönlich begegnet.“

In Zürich konnte Dieffenbach zwar sein Medizinstudium mit der Promotion abschließen, wurde aber steckbrieflich gesucht und musste als Sekundant bei einem Duell 1836 für zwei Monate ins Gefängnis. In London sorgten zwei renommierte Wissenschaftler dafür, dass der damals mittellose Forscher als „Naturalist“ für die zwecks Landkauf neu gegründete Kolonisationsgesellschaft „New Zealand Company“ verpflichtet wurde.

Mit seinen Reisen auf Neuseelands Nordinsel erwarb sich Dieffenbach in wenigen Jahren seit der Abfahrt mit der „Plymouth“ im Mai 1839 derart profunde Kenntnisse von Land, Leuten und Sprache, dass er gerade bei der indigenen Bevölkerung und der neuseeländischen Geschichtsschreibung bis heute unvergessen ist, betonte Mesenhöller. Er stellte Dieffenbach unter anderem mit der Lithografie vor, die Louis Hays 1841 nach einer Zeichnung von J. J. Merrett anfertigte, und die Dieffenbach bei einem Prozess, den ein Maori-Chief gegen seine Tochter anstrengte, zeigt. Der Kölner Kulturanthropologe verwies auch darauf, dass die Maori

schlitzohrig genug waren, um die Engländer beim Landkauf übers Ohr zu hauen. Aber auch ihnen blieb nicht erspart, mit ansehen zu müssen, wie die weißen Siedler heilige, unter Tabu stehende Stätten wie etwa ein Mausoleum vernichteten und beispielsweise eine Skaterbahn an dem Ort errichteten.

Dieffenbach habe seine Reisen hervorragend dokumentiert, nicht zuletzt durch die jetzt zur Veröffentlichung vorgesehenen „Sketches and Views from New Zealand 1841“. In dem Pazifikstaat gelte Dieffenbach als Anwalt der „Ureinwohner“ und als Erstbesteiger des Vulkans Taranaki. Ein Berg und Straßen sind nach ihm benannt und ein Vogel, die Dieffenbachralle, die er 1840 katalogisierte und die 1872 ausstarb.

Viele Veröffentlichungen über seine Neuseelandstudien folgten, machten ihn

aber nicht reich. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland und nach Gießen gründete der ehemalige Schüler von Justus von Liebig als Redakteur die hier erscheinende revolutionäre „Freie Hessische Zeitung“, konnte dann als Privatdozent ab 1849 an der Universität und ab 1851 als außerordentlicher Professor an der Gießener Hochschule arbeiten.

Mesenholler verstand es, das Auditorium für Dieffenbach und Neuseeland zu begeistern. Dagmar Klein vom Geschichtsverein kündigte für Juni 2018 den Besuch von Thom Conroy an, der Dieffenbachs fiktiver Biografie im Roman „The Naturalist“ ein Denkmal setzte.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 16. Dezember 2017 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Großer Gelehrter, schwieriger Mensch Historiker Zielinski referiert beim Oberhessischen Geschichtsverein über den bedeutenden Forscher Johannes Haller

Mit seiner Buchreihe über „Das Papsttum“ sowie weiteren Forschungsarbeiten zur Kirchengeschichte erarbeitete sich der einst in Gießen lehrende und lebende Johannes Haller (1895-1947) den Ruf eines Historikers von bleibendem Rang. Gleichzeitig galt der Mann als einzelgängerisch, aufbrausend, empfindlich und vor allem schwierig. Der Historiker Dr. Herbert Zielinski gastierte nun beim Oberhessischen Geschichtsverein (OHG) im Alten Schloss, um die schillernde Figur Haller vorzustellen. Es ging um einen Wissenschaftler, der von 1904 bis 1913 einen Lehrstuhl an der Gießener Universität innehatte – und dessen Abschied für ein „hässliches Finale“ sorgte, wie er später selbst bekannte.

Haller, im Baltikum als Sohn eines Pfarrers geboren, wurde in den 1920er Jahren zum Bestsellerautor, dessen Werk „Epochen der deutschen Geschichte“ (1923) mehr als 100 000 Mal verkauft

wurde. Umstritten war er dennoch, weil er sich in dieser Zeit zu einem deutschnationalen Konservativen entwickelte, der die fragile Weimarer Republik entschieden ablehnte und auch später ein zumindest ambivalentes Verhältnis zu den Nationalsozialisten pflegte.

Gastredner Zielinski, der als Spezialist für mittelalterliche Kirchengeschichte viele Jahre am Historischen Institut der Uni Gießen lehrte, konzentrierte sich in seinem Vortrag aber vor allem auf Hallers Werdegang vor dem Ersten Weltkrieg, der den Forscher über Bonn und Marburg nach Gießen führte, wo er zunächst in einem bis heute existierenden Gründerzeithaus in der Ludwigstraße 42 und später in der Ostanlage lebte. Und Zielinski widmete sich vor allem dessen Abschied im Jahre 1913, der für einigen Wirbel sorgte und einen Blick hinter die Kulissen einer altherwürdigen Fakultät ermöglichte.

Zunächst zeichnete der Experte nach, wie Haller nach Gießen kam – und schon bald mit der neuen Umgebung haderte. „Von Marburg nach Gießen zukommen heißt, vom Pferd auf den Esel zu steigen“, notierte der Historiker so despektierlich wie originell. Dieser „brillante Stilist“ habe zu Gießen nie einen rechten Bezug gefunden, so der Vortragsredner, obwohl alle vier Kinder Hallers in der Stadt geboren wurden und sie später in seinen Lebenserinnerungen durchaus gut wegkam.

Im Zentrum des Abends stand jedoch Hallers Wechsel in die Universität Tübingen, der zu einer erbitterten Auseinandersetzung um die Besetzung seiner Nachfolge in Gießen führte. Detailliert zeichnete Herbert Zielinski nach, wie sich unter den Historikern der Universität zwei Lager bildeten, die sich aufgrund persönlicher

wie fachlicher Animositäten gegenüberstanden. Die Auswertung zahlreicher Akten und Dokumente aus dem Universitätsarchiv ermöglichte es ihm, diesen Machtkampf detailliert nachzuzeichnen. Haller kommt dabei nicht gerade schmeichelhaft weg. Ein Fachkollege urteilt über ihn: „Zu dem großen Gekehrten kommt eben ein sehr kleiner Mensch.“ Am Ende setzte sich Hallers Fraktion dennoch durch, doch sein Nachfolger Robert Holtzmann hatte nur wenig Zeit, sich über seine Berufung zum Ordinarius der Fakultät zu freuen. Er wurde schon ein Jahr später als Soldat in Verdun verwundet und überlebte den Ersten Weltkrieg schwer verletzt.

*Björn Ganges, erschienen am 19. Januar 2018
im Gießener Anzeiger*

Anziehungspunkt für Schaulustige **Vortrag: Ludwig Brake referiert über unterschiedliche Gruppen von** **Ausländern in Gießen während des Ersten Weltkrieges**

„Es finden sich immer Dinge, die man noch einmal näher anschauen sollte“, leitete Dr. Ludwig Brake seinen Vortrag im Netanya-Saal des Alten Schlosses ein. Eingeladen hatte der Oberhessische Geschichtsverein Gießen (OHG). Unter dem Titel „Ausländer in Gießen während des Ersten Weltkrieges“ referierte Brake über die große Zahl an Menschen, die in Gießen zu dieser Zeit für teils „großes Spektakel“ gesorgt hatten. „Grundsätzlich lassen sie sich in zwei Gruppen trennen. Jene, die freiwillig in Gießen waren sowie jene Soldaten und Zivilisten, die aufgrund des Krieges als Gefangene nach Gießen kamen“, unterteilte sie der Referent. Auf diesen Vortrag gekommen sei er eher zufällig. Und zwar durch den Fund zweier Fotoalben, aus denen er weitere Informationen rekonstruieren konnte.

„Menschen aus dem Ausland waren den Gießenern bereits vor dem Ersten Weltkrieg bekannt. Durch die Universität kamen einige von ihnen in die Stadt“, er-

klärte der Stadtarchivar. Unter ihnen waren Russen, Engländer, Franzosen, Serben und sogar ein Japaner. Der Ausbruch des Krieges hatte jedoch zur Folge, dass viele von ihnen sehr schnell zu Feinden deklariert wurden. „Auf eine Order des damaligen Universitätspräsidenten mussten alle fremdländischen Studierenden die Universität verlassen“, wusste Brake. Für die meisten bedeutete dies auch gleichzeitig, dass sie nicht mehr im Deutschen Reich bleiben durften, ergänzte er. Sabotage- und Spionagevorwürfe, die sehr schnell aufkamen und für kuriose Szenen sorgten, waren eine weitere Folge des Krieges. Die Behörden nutzten die Presse und die Bevölkerung, um vermeintliche feindliche Aktivitäten aufzudecken. Dazu gehörte ein angeblicher Geldtransport aus Frankreich nach Russland. „Es wurden zwei Fahrzeuge gesucht, die angeblich Geld im Wert von 80 Millionen Reichsmark in den Osten transportierten. Erfolgreich war die Jagd nicht. Die Straßen-

sperrten und die Aufregung sorgten aber teilweise für Nachschubprobleme“, amüsierte sich der Experte.

Mit dem Verlauf des Krieges wuchs auch die Zahl der Ausländer in Gießen. „Sie wurden ins Kriegsgefangenenlager in der Grünberger Straße gebracht“, erklärte Brake. Dieses war auf knapp 15 000 Menschen ausgelegt, zwischenzeitlich lebten dort aber fast doppelt so viele. „Das Verhältnis wurde schwieriger. Die Propaganda zielte darauf ab, sie schlecht zu machen – besonders die schwarzen Kolonialgruppen der Briten und Franzosen“, erläuterte der Referent. Diese „exotischen Gefangenen“ führten dazu, dass Gruppen von Schaulustigen in die Grünberger Straße pilgerten. Tagsüber wurden viele der Insassen in die Stadt gebracht, um dort ihre Arbeitskraft einzusetzen, da die Gießener Männer an der Front waren. Dieser Kontakt war dann auch laut Brake mit dafür verantwortlich, dass sich die Gießener und die Ausländer annäherten. „Man verhielt sich mitmenschlich und die Propaganda wirkte dadurch nicht mehr“, so Brake.

Die meisten der Gefangenen waren Angehörige der französischen und britischen Streitkräfte. Von den registrierten 26 000 Menschen im Lager gehörten 25 000 den Entente Streitkräften an. „Viele

von ihnen blieben sogar knapp vier Jahre in Gießen“, sagte der Referent. Die restlichen tausend Internierten waren ein Sammelsurium aus verschiedenen Ländern. „Amerikaner, Kanadier sogar einer aus Brasilien, einer aus Argentinien und einer aus Madagaskar befanden sich dort“, benannte Brake die „exotischeren“ Kriegsgefangenen. Für die Gießener waren sie etwas Besonderes. Viele Spaziergänge in dieser Zeit führten zum Lager in der Grünberger Straße. „Für die Behörden war das jedoch ein Problem. Sie wollten den Feindkontakt unterbinden“, macht der Stadtarchivar deutlich. Wirklich geholfen hat es jedoch nicht, das konnte Brake anhand einiger Fotografien zeigen. Diese „Schnappschüsse“ aus der Kriegszeit wurden aus der Bewegung heraus gemacht und sind entsprechend leicht unscharf. „Diese Schaulustigen waren etwas Normales. Jeden Einzelnen konnte man nicht fernhalten, das musste man einsehen“, erklärte Brake die wahrscheinliche Entstehungsgeschichte vieler dieser Archivfotos. Generell könne man sagen, dass das Lager und das angeschlossene Lazarett ein Anziehungspunkt für die Gießener waren, schloss der Referent seinen Vortrag.

Marek Szabowski erschien im Gießener Anzeiger vom 2. Februar 2018

Weitere interessante Funde zu erwarten Arnsburg-Grabungsleiter referiert im Oberhessischen Geschichtsverein über neue Erkenntnisse

„Bisher haben wir nur einen kleinen Ausschnitt der Geschichte um die Burg Arnsburg ergraben können. Es wäre eine tolle Sache, wenn wir anhand der Bodenfunde die Zeit vom Ende des Limes bis zum Hochmittelalter lückenlos belegen könnten“, stellte Grabungsleiter Michael Gottwald am Ende seiner Ausführungen fest. Über 50 Besucher waren auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins ins Alte Schloss gekommen.

Vorstandsmitglied Manfred Blechschmidt, selbst der Archäologie eng verbunden, erinnerte daran, dass Gottwald sein Interesse an der archäologischen Erkundung Oberhessens mit seiner Magisterarbeit über die Wüstung Baumkirchen bei Laubach-Freienseen und seiner laufenden Dissertation über „Die mittelalterliche Siedlungsentwicklung im Bereich von Lich und Münzenberg“ an der Ludwig-Maximilian-Universität München eindrucksvoll dokumentiert habe. Als Gra-

bungsleiter seit 2014 könne er bei seinen Ausführungen über die Grabungen im Bereich Lich-Muschenheim aus erster Hand berichten.

Gottwald verwies darauf, dass die Wetterau mit ihren fruchtbaren Böden schon seit Beginn der Ackerbauzeit besiedelt war. Bereits die Römer legten Wert darauf, dass bei der Festlegung des Limesverlaufs die Wetterau innerhalb des von ihnen beanspruchten Gebietes lag. Erste Erkenntnisse über eine archäologische Fundstelle im Jahr 1990 ergaben, dass hier eine ungewöhnliche Fülle von Baudenkmalern auf engstem Raum vorhanden ist, was Grabungen seit 1993 bestätigten. Gottwald, der seit 2017 mit Christoph Röder vom Forschungszentrum Glauberg die Grabungen leitet, versprach, dass im April die archäologische Arbeit weitergehen wird. Bisher habe nur ein Teil des Areals, das er auf ein bis zwei Hektar schätzte, freigelegt und eine Siedlung vom 8. bis 12. Jahrhundert belegt werden können. Der nur etwa 250 Meter von der Burg im „Hainfeld“ gelegene mittelalterliche Ort dürfe nach historischen Schriftquellen mit größter Wahrscheinlichkeit den Namen „Arnsburg“ getragen haben.

Gottwald verwies auf Grabungsergebnisse, die auf einen Bau der Burg im 12. Jahrhundert deuteten, wobei aber lediglich Funde von Holzbauten nachweisbar waren. Unter den wohl mit der Wende zum 11. Jahrhundert einsetzenden Steinbauten seien insbesondere ein hoher Wohnturm und eine eng geführte Ringmauer von Bedeutung. Trotz zahlreicher Erweiterungen sei die Burg bereits 1174 aufgegeben worden.

Anhand der mit Mechthild, Tochter des Grafen von Bilstein, und ihrer unstandesgemäßen Heirat beginnenden Familiengeschichte, zeigte Gottwald auf, wie die

Region zwischen Lich und Münzenberg zunehmend in das Blickfeld des Reiches rückte. Die mächtige Familie starb bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts mangels eines männlichen Erben aus:

Die Gründung des heute untrennbar mit Arnsburg verbundenen Klosters fand 1151 infolge einer Stiftung statt. Es wurde mit Benediktinerinnen aus dem rheinischen Siegburg besiedelt. Mit der Errichtung des Klosters wird dann auch die Ortschaft Arnsburg erstmals erwähnt. Das Kloster wurde an Stelle des alten Römerlagers errichtet und der Kirchenbau in dessen Mitte vorgenommen. Allerdings war dem Kloster auch nach Wechsel des Mönchsordens zu den Zisterziensern von Eberbach kein glanzvoller Weg vergönnt. Gottwald stellte fest: Das Kloster nahm mehr ab als zu.“ Ab etwa 1200 kann keine Siedlungstätigkeit mehr nachgewiesen werden, die Landwirtschaft dominierte.

Mit aufschlussreichen Bildern stellte der Archäologe besondere Funde vor, wobei er insbesondere die Rolle der für das Gelände typischen Grubenhäuser erläuterte. Diese waren wohl von etwa 750 bis 1200 gebräuchlich. Gefunden wurden massenweise Keramik, aber auch eine Wolfsangel, Münzen sowie Hinweise auf Webstühle. Nicht zu unterschätzen sind auch Alltagsgegenstände wie etwa ein Schläfenring oder Schmuckfibeln mit Hinweisen auf byzantinische Vorbilder. Am Ende seines mit viel Beifall honorierten Vortrags sprach Gottwald die Erwartung auf weitere interessante Ergebnisse der Grabungen ab April aus. Dann ist auch ein Besuch seitens des Geschichtsvereins vorgesehen.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 17. Februar 2018 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

**„Gießen war sehr oft vorne weg“
Gelehrte: Prof. Volkmар Wolter spricht beim Oberhessischen
Geschichtsverein über die Ideengeschichte der Ökologie/Von Liebig,
Jungermann und Steubing**

„Gießen war sehr oft vorne weg, hat es aber nie so wirklich gemerkt“, fasste Prof. Volkmар Wolters zusammen. Bei der Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins sprach der Wissenschaftler der Justus-Liebig-Universität (JLU) über die Ideengeschichte der Ökologie. In den Fokus stellte Wolters dabei den Einfluss der Gießener Forscher und Gelehrten auf die ökologischen Konzepte.

Zum Einstieg ging der Tierökologe zunächst auf dem Begriff der Ökologie ein. Erstmals wurde dieser vom Zoologen Ernst Haeckel 1860 verwendet. Dieser beschrieb die neue Wissenschaft als die Beziehung zwischen Organismen und ihrer Umwelt. Eine Definition, die bis heute grundsätzlich noch richtig sei. Dies lag zum einen an den neuen technischen Möglichkeiten, zum anderen aber auch daran, dass Haeckel Bereiche, die man bis dato den Sozialwissenschaften unterordnete, für die Biologie beanspruchte. Einen wichtigen Aspekt des Vortrags stellte die Botanik dar. Der 1609 gegründete Botanische Garten in Gießen ist der älteste seiner Art in Deutschland und einer der ältesten Europas. Dem ersten Leiter Ludwig Jungermann misst Wolters dabei eine besondere Bedeutung bei. 1623 erstellte dieser mit der „Cormucopiae Florae Giessensis“ und des „Catalogus herbarum circa Giessam“ eine erste Flora der Stadt. Beide sind aus Sicht des Referenten eine wichtige Wurzel der Biodiversität. Wolters würdige zudem den Einsatz Jungemanns, dessen Arbeit mitten in den 30-jährigen Krieg fällt. „Das ist ungefähr so, als wenn heute jemand zum Botanisieren nach Afghanistan-geht“, so Wolters. Auch dessen Nachfolger J. Hermann Hoffmann, dem Begründer der Ökologie, misst Wolters eine große Bedeutung bei. Mit Hilfe der soge-

nannten „Phänologischen Uhr“ erfasste man die Blütezeiten und konnte eine Verschiebung dieser feststellen. Aus diesem Grund sei sie auch für die Klimaforschung ein wichtiges Instrument und gelte als Beweis für die Erwärmung.

Auch im Bereich der Forstwissenschaft komme Gießen und der JLU eine Vorreiterrolle zu. 1778 wurde in Gießen das erste forstwissenschaftliche Institut gegründet, das es allerdings seit 1937 nicht mehr gibt. Dessen erster Dekan war Johann August Schlettwein, ein bekannter Physiokrat. Die Physiokratie meinte, dass nur die Natur Werte schaffen könne. In diesem Zusammenhang sprach Wolters auch von der Übernutzung der Wälder sowie der steigenden Umweltverschmutzung der Städte, welche die dritte Wurzel der Ökologie darstellt.

„Die Übernutzung der Wälder war ein Riesenproblem“, erklärte der Tierökologe. Insbesondere im Zusammenhang mit dem starken Bevölkerungswachstum in den Städten und der damit steigenden Verschmutzung durch Fäkalien seien die Wälder immer weiter gerodet worden. „Europa war fast Wald frei“, erklärt Wolters. Die Fläche wurde schlichtweg für die Landwirtschaft benötigt.

Des Weiteren ging er auf verschiedene Theorien und Personen ein, die einen besonderen Einfluss auf die Entwicklung der Ökologie hatten. Dabei hob er vor allem die Arbeit von Justus Liebig hervor, besonders im Hinblick auf die Ressourcen interessant. So erweiterte der Chemiker das Gesetz des Minimums von Carl Sprengel, das sich auch in Darwins Evolutionslehre wiederfindet. Das Gesetz erklärt das Wachstum von Pflanzen im Verhältnis zur knappsten Ressource, die das einschränkt. Liebig symbolisierte dieses Prin-

zip mit einem Fass, bei dem der Wasserspiegel nur bis zur niedrigsten Latte steigen kann. Zudem bildete sein Gesetz die Ausgangslage für das von Hutchinson entwickelte Konzept der ökologischen Nische. Diese meint einen Raum, der alle evolutionär erworbenen Eigenschaften einer Gattung erlaubt.

Wolters ging auch auf das Buch „Silent Spring“ der britischen Journalistin Rachel Carson ein. Darin beschreibt Carson, dass, wenn die Menschheit so weitermache, sie eines Tages aufwacht und im Garten kein Vogel mehr singt. Ihr Buch lieferte zudem die Grundlage für die Umweltbewegung. Auch beschäftigte sich Wolters hier mit Lore Steubing. Extra für die Ökologin richtete die JLU 1969 mit dem Institut für Pflanzenökologie einen neuen Lehrstuhl ein. „Das war etwas Besonderes“, ergänzt Wolters. Zudem gründete Steubing 1971 die Gesellschaft für Ökologie Deutschland, Österreich und Schweiz. – Heute die drittgrößte Gesellschaft für Ökologie weltweit.

Mones (smo) erschienen im Gießener Anzeiger vom 8. März 2018

Der OHG dankt dem

- **Gießener Anzeiger**

www.giessener-anzeiger.de

und der

- **Gießener Allgemeinen Zeitung**

www.giessener-allgemeine.de

für die Möglichkeit der Onlinepublikation.

XVII. Autorinnen und Autoren dieses Bandes

Prof. Dr. Marcel Baumgartner, Marcel.Baumgartner@kunstgeschichte.uni-giessen.de

Dr. Vasiliki Barlou, vbarlou@yahoo.com

Dr. Michael Breitbach, breitbach@admin.uni-giessen.de

Prof. Dr. Christian Diller, christian.diller@geogr.uni-giessen.de

Dr. Ansgar Dorenkamp, ansgar.dorenkamp@staff.uni-marburg.de

Dietlind Grabe-Bolz, Oberbürgermeisterin der Stadt Gießen, Berliner Platz 1, 35390 Gießen

Prof. Dr. Norbert Gissel, norbert.gissel@rub.de

Dr. Herwig Groß, Arzt für Psychiatrie in der Vitos-Klinik Gießen, Herwig.Gross@gmx.net

Dr. Rolf Haaser, Am Brühl 13, 77775 Bad Rippoldsau-Schapbach, rolf.haaser@germanistik.uni-giessen.de

Dagmar Klein M.A., Talstraße 10, 35435 Wettenberg, dkl35435@web.de

Dr. Hans-Jobst Krautheim, krautheimhansjobst@gmail.com

Dr. Ulrike Krautheim, krautheimulrike@gmail.com

Johanna Kreuzbühler M.A., Firma Skelettanalysen, Waldweg 2, 35423 Lich, kontakt@skelettanalysen.de

Arnulf Kuster, Curtmannstraße 29, 35394 Gießen, A.Kuster@gmx.net

Florian Kupfer, Professorenweg 1, 35394 Gießen, Kupferf@posteo.de

Marie-Louise Litmeyer, Marie.L.Litmeyer@mathe.uni-giessen.de

Dr. Georgia Rakelmann, georakel@posteo.de

Rita Rohrbach, rita.e.rohrbach@gmail.com

Dr. Dagmar Schweitzer de Palacios, Schweid@staff.uni-marburg.de

Dr. Marc Steinmann, marcsteinmann@web.de

Prof. Dr. Herbert Zielinski, Herbert.Zielinski@geschichte.uni-giessen.de

OBERHESSISCHER GESCHICHTSVEREIN

Mitgliedsbeitrag: 15 € jährlich für Einzelmitglieder
20 € für Familienmitgliedschaft

Konten: Sparkasse Gießen
IBAN DE23 5135 0025 0200 5085 12, BIC SKGIDE5F

Sparkasse Gießen (Freundeskreis Alter Friedhof)
IBAN DE86 5135 0025 0200 6039 90, BIC SKGIDE5F

Volksbank Gießen
IBAN DE55 5139 0000 0000 4577 01, BIC VBMHDE5F

Die Mitgliedschaft berechtigt:

1. Zum Bezug der jährlich erscheinenden „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“. Die persönliche Abholung im Stadtarchiv ist erwünscht. Die Zustellung ist mit Portokosten verbunden.
2. Zum freien Eintritt zu allen Vorträgen und verbilligter Teilnahme an den Exkursionen des Oberhessischen Geschichtsvereins.

Für Form und Inhalt der Aufsätze in den „Mitteilungen“ sind die Verfasserinnen und Verfasser verantwortlich. Uns zugesandte Manuskripte werden in folgender Form erbeten: Unformatierte Texte als Word-Datei auf CD abgespeichert oder als Anhang zu einer Email und einen Ausdruck. Sofern Abbildungen vorgesehen sind, bitte diese nummerieren und die entsprechende Stelle im Text markieren. Die Abbildungen möglichst gescannt (300 dpi) und auf CD.

Anschrift: Oberhessischer Geschichtsverein Gießen e.V.
Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Postfach 11 08 20, 35353 Gießen
www.ohg-giessen.de

Besuchsadresse: Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Berliner Platz 1, 35390 Gießen
Telefon: 0641/3061549, Fax: 0641/3061545
E-Mail: info@ohg-giessen.de

An alten Jahrgängen der „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ sind noch vorhanden und können über die Geschäftsstelle im Stadtarchiv, Postfach 11 08 20, 35353 Gießen, bezogen werden:

Nr. 43/1959		2,50 €
Nr. 44/1960 Festschrift Prof. Dr. Rauch		2,50 €
Nr. 46/1962, Nr. 47/1963, Nr. 48/1964		2,50 €
Nr. 49/50/1965		2,50 €
Nr. 51/1966		2,50 €
Nr. 52/1967		2,50 €
Nr. 53/54/1969		2,50 €
Nr. 55/1970		2,50 €
Nr. 56/1971		2,50 €
Nr. 57/1972		2,50 €
Nr. 62/1977 Festschrift Dr. Herbert Krüger		2,50 €
Nr. 63/1978 Festschrift 100 Jahre OHG		2,50 €
Nr. 65/1980		2,50 €
Nr. 66/1981		2,50 €
Nr. 67/1982		2,50 €
Nr. 76/1991		2,50 €
Nr. 80/1995		2,50 €
Nr. 81/1996		2,50 €
Nr. 82/1997		2,50 €
Nr. 83/1998		2,50 €
Nr. 85/2000	vergriffen	2,50 €
Nr. 86/2001		2,50 €
Nr. 87/2002		2,50 €
Nr. 88/2003		2,50 €
Nr. 89/2004		2,50 €
Nr. 90/2005		14,00 €
Nr. B1 Beiheft „Amerika-Haus“		7,50 €
Nr. 91/2006		14,50 €
Nr. 92/2007		14,50 €
Nr. 93/2008		14,50 €
Nr. 94/2009		14,50 €
Nr. 95/2010		14,50 €
Nr. 96/2011		14,50 €
Nr. 97/2012		14,50 €
Nr. 98/2013		14,50 €
Nr. 99/2014		14,50 €
Nr. 100/2015		14,50 €
Nr. 101/2016		14,50 €
Nr. 102/2017		14,50 €
Nr. 103/2018		14,50 €

Ältere Jahresbände werden öfter für wissenschaftliche Institutionen gesucht. Der Verein bittet seine Mitglieder um Abgabe von „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ Nr. 1-79.

